JAMES FILLIS

GRUNDSÄTZE DER DRESSUR

UND

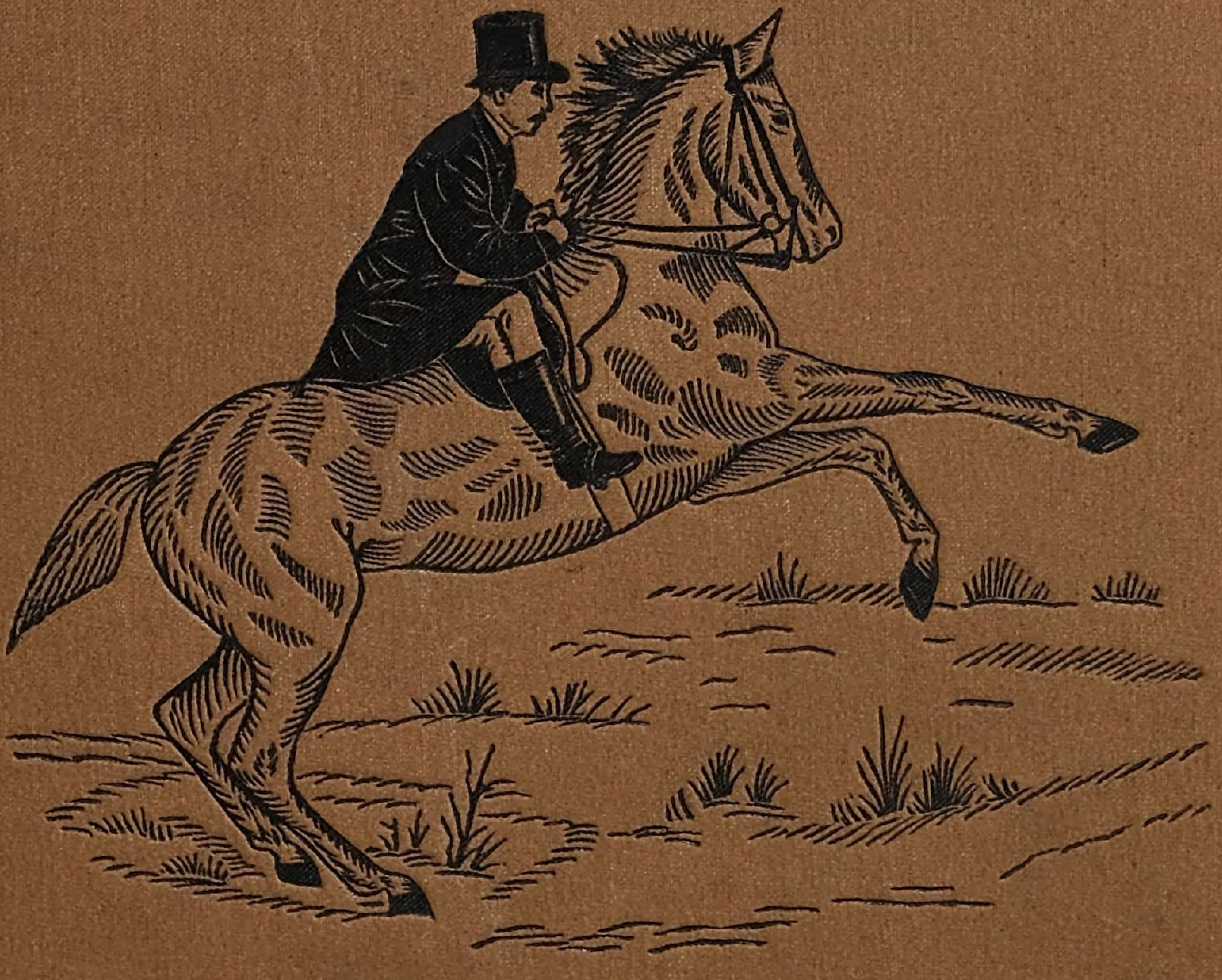
UEBER DIE REITKUNST

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

M. von ZANSEN genannt von der OSTEN

Königl. Preuss. Major a. D.



Zu beziehen durch:

Militär-Verlag R. Felix.

BERLIN, S.W.

Wilhelm-Strasse 15.

Gymn. 244 ℓ

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

12. 10. 89

<36631991780011 S

<36631991780011

Bayer. Staatsbibliothek

Aufl. 00:89

Grundsätze der Dressur
(Principes de Dressage)

und
(et)

Ueber die Reitkunst.
(d'équitation).

Auf Wunsch des Verfassers
James Fillis
ins Deutsche übertragen
von
M. von Zansen genannt von der Osten.
Königl. Preuss. Major a. D.

Motto: „Tadeln können wohl die Thoren,
aber klüger handeln nicht!"

BERLIN 1894.
Druck und Verlag der Union-Druckerei C. Borgmann,
Schadowstr. 8.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G89 | 19.29

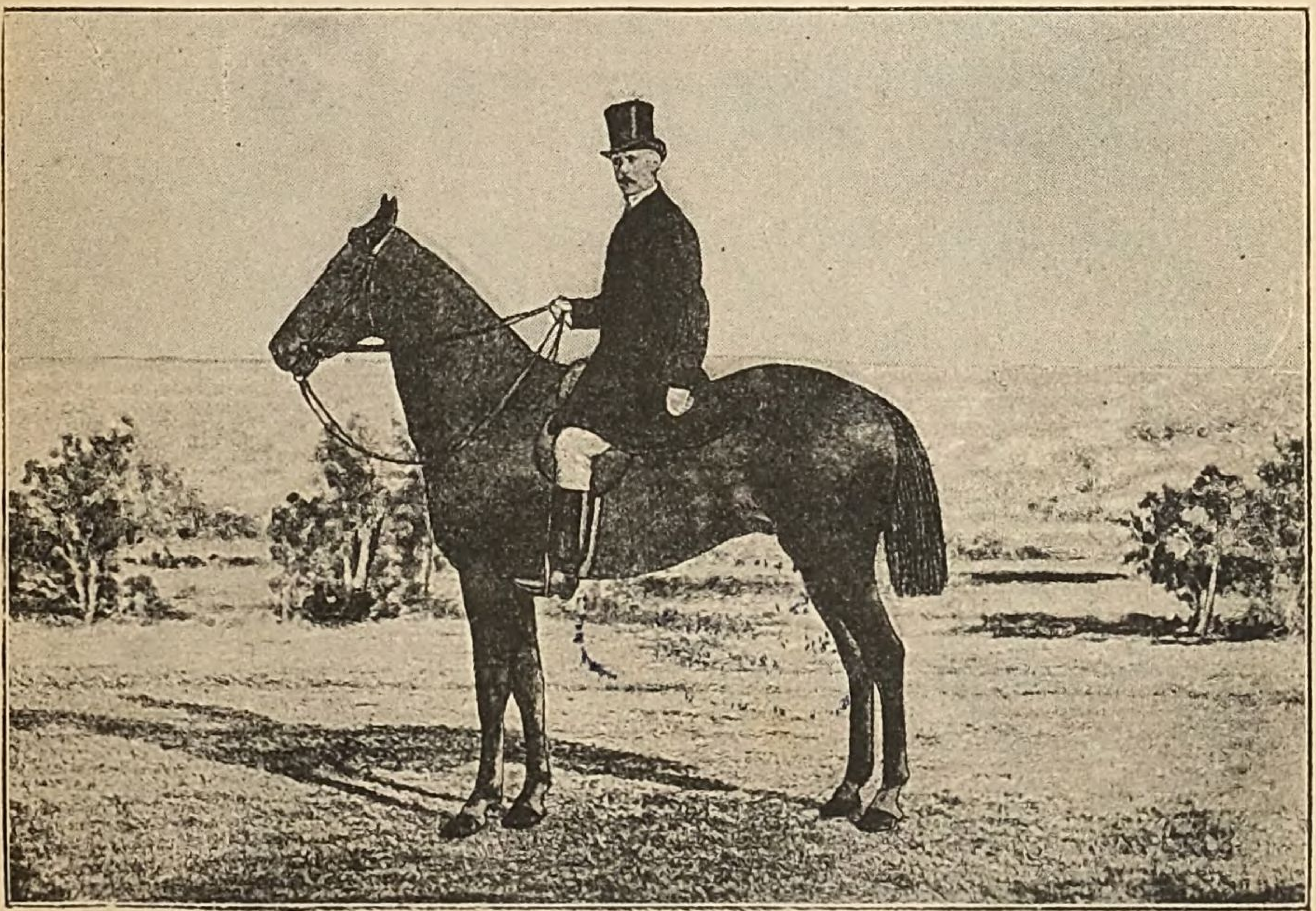
JAMES FILLIS.

Grundsätze der Dressur
(Principes de Dressage)

und

Ueber die Reitkunst
(d'Equitation).

Dritte durchgesehene, verbesserte und bedeutend vermehrte, französische Ausgabe.



PARIS.

E. Flammarion, Herausgeber.

26, Rue Racine, nahe dem Odeon.

1892.

AN FRANÇOIS CARON

ehemaligen Haus-Stallmeister en Chef des Kaisers von Russland.

Ihnen, theurer Meister und Freund, widme ich dieses Buch. Es würde Ihnen von Rechtswegen zukommen, wenn ich es Ihnen nicht aus Dankbarkeit zu Füssen legte.

Sie haben meine ersten Schritte bei der schwierigen Anleitung in der Reitkunst gelenkt; Sie haben mich im Auge behalten, ermuthigt, mir geholfen in meiner ganzen Laufbahn.

Früher, wenn Sie mich beglückwünschten zu meinem Fleiss bei der Arbeit, wenn Sie mir sagten, dass Sie stolz wären auf Ihren Schüler, wie schöpfte ich dann erneuten Muth aus Ihren Worten! Heute habe ich die grosse Freude, Ihnen öffentlich meine volle Dankbarkeit auszudrücken, indem ich Ihnen diese bescheidene Arbeit darbiete, wo Sie, wie ich hoffe, ein' gut' Theil Ihrer Selbst wiederfinden werden.

Nehmen Sie dieselbe mit Wohlwollen auf und zählen Sie auf mich, als auf

Ihren

dankbaren Schüler und Freund

James Fillis.

Paris, 31. Mai 1890.

VORWORT

(Préface).

Ich will hier keine wissenschaftlichen Lehrsätze aufstellen. Meine Anmaassung geht nicht so hoch hinaus! Ich bin ein einfacher Reitersmann, der mit dem Pferde fast fünfzig Jahre beschäftigt ist, der es kennt, liebt, und der sich für befähigt hält, darüber zu sprechen.

Ich war acht Jahre alt, als man mich zum ersten Mal auf ein Pferd setzte; meine unscheinbare Person wurde zwar nicht besonders hochgeschätzt, aber sobald ein Pferd Widerstand leistete, oder sich gar widersetzte, riefen Alle miteinander: „Setzet den kleinen Burschen darauf!“ Und man setzte ihn darauf, den kleinen Burschen, und vorwärts ging's! Mit den Hacken, mit Peitsche und Karbatsch! Der Bursche hielt sich, wenn er konnte, und so gut, wie er konnte, oder er fiel herunter, um sofort wieder in den Sattel gesetzt zu werden.

Solcher Art waren meine ersten Versuche in der Reitkunst, und so habe ich schon von Kindheit

an damit begonnen, den ersten Grundsatz der Reitkunst „Schwung nach vorwärts“ *(impulsion)* zu befolgen, welcher mir später so lieb und werth geworden ist.

Bei dieser — zweifellos etwas rohen — aber merkwürdig vortheilhaften Anleitung habe ich Selbstvertrauen, sicheren Sitz und — mag es mir erlaubt sein, auszusprechen, — die Unerschrockenheit, d. h. diejenige Dreistigkeit gewonnen, dem Widerstande meines Pferdes nachdrücklich, aber vernünftig entgegen zu treten. Später erst ist die aus den Erfahrungen gewonnene Arbeit hinzugekommen, mit all' den Versuchen, welche sie mit sich bringt: die Nachforschungen, das Herumtappen, die Irrthümer, — die nur langsam sich verbessern liessen, — die nur schwer wieder zu beseitigenden Fehler, die nutzlosen, oder erfolgreichen Anstrengungen, die guten und schlechten Rathschläge, welche man sich in seiner Rathlosigkeit selbst ertheilen muss. Alles das sind lange, schwierige Perioden, wobei Viele muthlos werden. Und doch ist es eine nützliche Leibes- und Geistesthätigkeit, welche die Glieder geschmeidig macht, die Kaltblütigkeit erhält in den tausenderlei unvorhergesehenen täglichen Zwischenfällen, die den Sitz befestigt, und welche schliesslich — ohne etwa schon den „Reitertact“ *(tact)* zu verleihen — den Reiter dahin führt, sein Pferd zu „fühlen“.

Von da ab fing ich an, zu versuchen, mir Rechenschaft über das Geschehene abzulegen, mir zu vergegenwärtigen, was ich denn eigentlich that. Von da ab datirt mein eifrigeres Studium, das Streben nach grösserer Gründlichkeit und nach — oft gewagten Schlussfolgerungen, deren Richtigkeit, oder Unrichtigkeit mir durch die Praxis — mehr oder minder schnell — angezeigt wurde.

Dann erhielt ich geregelten Unterricht, und durch ihn Methode, welche die Erfahrungen sichtet, diese in Beziehung zu einander bringt und die leitenden Gesichtspunkte heraushebt.

Seitdem tappte ich nicht mehr im Dunkeln. Alles wurde klar, fasslich und natürlich. Man entrollte vor mir ein Gesammtbild von den Wechselwirkungen zwischen Reiter und Pferd, welches mir ermöglichte, Alles zu ordnen, zu zergliedern und zu begreifen. Es bedurfte jetzt nur noch des Fleisses. Hatte ich aber einmal mit dem Verstande die Methode erfasst, dann handelte es sich nur noch darum, dieselbe auf Hand und Schenkel zu übertragen, d. h. die Wechselwirkung dieser zum Ausdruck zu bringen. Dem widmete ich beharrlich alle meine Anstrengungen. Alle Halbheit vermeidend, befleissigte ich mich gespannterer Aufmerksamkeit durch ganz besondere Beobachtung aller Geringfügigkeiten, und einer feiner durchgeführten Behandlung der praktischen Arbeit, um

bei mir diejenige Feinheit des Erkennens — aller beabsichtigten Bewegungen und Andeutungen des Pferdes — auszubilden, welche erlaubt, — augenblicklich, aber maassvoll — mit Wirkung gegen Wirkung — einzugreifen.

Man nennt das „Reitertact“ *(tact équestre)*.

Endlich konnte ich durch mich selbst sprechen und arbeiten, ich beherrschte meine Kunst. Ich selbst konnte meine Methode kritisch beurtheilen, und ich that es: sichtete noch einmal Alles, unterwarf Alles einer Probe in der Reitbahn, putzte aus, veränderte, fügte Neues hinzu.

So erreichte ich es, — immer in den Bahnen der alten Meister bleibend — mir eine eigene Methode zu errichten, welche nichts Anderes war, als die Weiterentwickelung, als die Vervollkommnung der von den Schöpfern französischer Reitkunst aufgestellten und angewandten Grundsätze. Ohne diese berühmten Lehrmeister wären alle meine Anstrengungen vergeblich geblieben. Wenn ich dem Wissensschatze, welchen jene aufgehäuft haben, ein Theilchen Wahrheit hinzufügen konnte, so bin ich doch — immer ungebunden in meinem eigenen, kritischen Urtheil — den Lehren jener treu geblieben. Sind sie es doch, denen die Ehre gebührt.

Das grundlegende Princip, welches sich aus diesem, von mir der Oeffentlichkeit unterbreiteten Werke ergiebt, ist: Das Gleichgewicht zu suchen,

und die Leichtigkeit des Pferdes in der Vorwärtsbewegung und in dem Abschwunge zu fördern, um so bei geringfügigster Anstrengung die energischsten Wirkungen zu erzielen.

Gleichgewicht durch Aufrichtung des im Genick (nicht am Widerrüst) gebogenen Halses, ferner der Schwung von hinten durch Unterschieben der Sprunggelenke unter den Schwerpunkt und schliesslich die Durchlässigkeit zufolge der Maulthätigkeit — darin besteht meine ganze Reitkunst.

Wenn man dieses weiss, weiss man Alles, und doch auch Nichts. Man weiss Alles, weil man diese Grundsätze überall wiederfindet. Man weiss Nichts, weil dabei immer noch übrig bleibt, diese Grundsätze auf die Praxis zu übertragen.

Die Praxis kann ich durch dieses Buch nicht lehren, die Methode aber will ich versuchen, zu erklären.

Vielleicht würde ich niemals die Dreistigkeit gehabt haben, dies zu versuchen, wenn nicht einer meiner Schüler — überrascht durch die Uebereinstimmung der Auseinandersetzungen, (welche ich ihm gelegentlich machte) mit den Erfolgen der Dressurlehren, sowie durch die Gleichartigkeit der Methode, welche sich alle Augenblicke daraus ergab — mich inständigst ersucht hätte, diese Veröffentlichung zu unternehmen.

„Aber,“ sagte ich ihm, „ich bin nur ein Mann

der Praxis; eine solche Aufgabe erschreckt mich; wie aber, wenn ich durch fehlerhafte oder unklare Erklärung die Stärke der Grundsätze abschwächen würde, die doch die Wahrheit selbst sind?“

„Fürchten Sie nichts,“ antwortete er mir, „keine Theorie, keine Bewegungslehren! Genug Andere haben das Pferd zergliedert und seine Bewegungsart *(Organes moteurs)* klargelegt. Anstatt über diese Dinge zu verhandeln, geben Sie uns nur eine einfache Erzählung von dem, was Sie thun, mit Beginn des Tages, an welchem Sie ein Vollblutpferd kaufen, bis zu dem Augenblick, wo Sie — nach beendeter Dressur — dasselbe den Reitern oder den Reiterinnen übergeben, welche Ihre Kundschaft bilden.“

Das ist der Rathschlag, aus welchem dieses Buch hervorgegangen ist. Das ist der ganze Plan, welchen ich mir vorgelegt habe.

Möge man mich beurtheilen, aber erst dann, nachdem man dieses Buch mit derjenigen Aufmerksamkeit gelesen hat, welche ein Werk verdient, in welchem sich fünfzig Jahre der ernstesten Studien und der ausdauerndsten Arbeit wiederspiegeln.

Ich vertraue der Nachsicht der öffentlichen Meinung und einer gerechten Kritik.

James Fillis.

VORWORT DER DRITTEN AUSGABE

(Préface de la troisième édition).

Zwei Ausgaben in weniger als zwei Jahren! Das ist ein Erfolg, worauf ich stolz bin. Seit dem Erscheinen dieses ersten Werkes habe ich im Verlauf meines Unterrichts nicht aufgehört, alle Fehler, alle Widersetzlichkeiten, alle, vom Pferde plötzlich erhobenen Schwierigkeiten, hier zu verzeichnen, welche mir Material zu liefern scheinen, eben sowohl für ergänzende Aufschlüsse, als für neue Erörterungen. Dadurch bin ich in die Lage gebracht, zu dieser dritten Ausgabe erhebliche Zusätze machen zu können. Ich mache besonders auf ein neues Kapitel: „Das Reitpferd“ *(Cheval de promenade)* aufmerksam.

Wollte doch die öffentliche Meinung meine Bemühungen anerkennen, durch welche ich ihrer wohlwollenden Aufnahme mich mehr und mehr würdig zeigen möchte.

James Fillis.

VORWORTE
ZUR ERSTEN DEUTSCHEN AUFLAGE.

Karlsbad, den 7. April 1894.

Ich halte das Fillis'sche Werk für eines der besten und bedeutsamsten der gesammten hyppologischen Literatur: Scharf durchdacht, gegründet auf vollendete technische Fertigkeit und umfassende Kenntniss des Pferdes, bringt es — alle Gebiete der Reiterei umfassend — die Grundsätze der **wahren** Kunst zu klarer Darstellung.

Ebenso lehrreich für den Schulreiter, als nützlich für den Rennreiter, kann man das Werk besonders allen Denjenigen zum Studium empfehlen, welchen die Ausübung der Campagne-Reiterei pflicht- und berufsmässig obliegt.

(gez.) von Krosigk,
General der Kavallerie
und Inspecteur der 1. Kavallerie-Inspection.

Berlin, im März 1894.

Indem ich dem Wunsche des Herrn James Fillis: sein Werk einer Beurtheilung zu unterziehen, nachkomme, beschränke ich mich auf folgende Bemerkungen:

Es muss auffallend erscheinen, dass der Verfasser dieses vortrefflichen Buchs, Herr James Fillis, als geborener Engländer, dasselbe in französischer Sprache hat erscheinen lassen. Der Grund hierfür muss einmal darin gesucht werden, dass Herr James Fillis — mit kurzen Unterbrechungen — mehr als 25 Jahre in Frankreich gelebt hat, wo er seine Frau, viele Freunde, Schüler und Anhänger seiner — in dieser Vollkommenheit — bisher unerreichten Kunst sich erwerben konnte. Sodann ist es ja bekannt, dass der Prophet im eigenen Lande in der Regel nichts gilt, und dass die Reitkunst als solche (abgesehen von der Rennreiterei) bisher in England wenig Beachtung gefunden hat.

Angenehm fällt ferner die elegante französische Ausdrucksweise auf, mit welcher der Herr Verfasser seine Kunst in logischer Reihenfolge und in klarer, für Jedermann verständlichen Form zu lehren versucht.

Es muss für den Uebersetzer, den Major von Zansen gen. von der Osten, nicht leicht gewesen sein, und verdient eher Anerkennung als Tadel, dass er — vermuthlich aus Achtung vor der eigenartigen Schreibweise des Autors — fast wörtlich dasjenige in fliessender, gefälliger deutscher Sprache wiedergegeben hat, was dieser hat ausdrücken wollen.

Man beachte das Motto zu dieser Uebersetzung:

„Tadeln können wohl die Thoren
Besser handeln aber nicht“

und schmälere dem Uebersetzer das Verdienst nicht: ein für die gesammte Reiterwelt hervorragend nützliches Lehrbuch uns zugänglicher gemacht zu haben.

Es ist ihm gut gelungen. Man erspare ihm also missliebige Kritiken, zolle ihm vielmehr — wie ich es hiermit thue — Dank.

Ich empfehle dieses ausgezeichnete, einzig in seiner Art dastehende Werk, dem fleissigen Studium aller Kameraden in der Armee auf's Wärmste; sie werden darin für jeden einzelnen Fall alle diejenigen Schenkel-, Zügel-, Gesäss- und Gewichts-Hülfen beschrieben finden, welche sie — zweifellos — empirisch - praktisch schon immer in Anwendung gebracht, aber noch niemals mit solcher Deutlichkeit schwarz auf weiss ausgedrückt gefunden haben.

Mein volles Interesse hat das Buch besonders deshalb gefunden, weil das feine Reitergefühl dieses

Meisters seiner Kunst — theoretisch so vollkommen zum Ausdruck gelangt, dass der aufmerksame Leser Alles das gewissermaassen mitfühlt, was der Autor beschreibt.

(gez.) von Rosenberg,
General der Kavallerie
und Inspecteur der 2. Kavallerie-Inspection.

ERSTER THEIL.

Pferd und Reiter

(Cheval et l'homme).

I.

Das Pferd

(Le cheval).

Ich reite nur Vollblutpferde zu, aber ich bin weit entfernt davon zu behaupten, dass nicht auch Dreiviertelblut- und Halbblutpferde gute Reitpferde abgeben sollten. Ich will damit nur sagen, dass ich Vollblutpferden den Vorzug gebe.

Ich suche nicht nach grossen Pferden: Solche von 1 m 56 bis 1 m 58 gefallen mir am Besten; sagen wir, um nicht engherzig zu erscheinen, von 1 m 55 bis 1 m 60 Stockmaass.

Was die Auswahl des Pferdes betrifft, so muss man zunächst das Gesammtbild betrachten und sich dazu einige Meter vom Thier entfernt aufstellen. Wenn der erste Eindruck gut ist, dann besichtige ich die Einzelheiten und bin dabei geneigt, über etwaige kleine Mängel hinwegzusehen. Wenn aber, im Gegentheil, dieser allgemeine, erste Eindruck nicht günstig ausfällt, dann sehe ich genau zu und bin viel weniger geneigt, den Mängeln Concessionen zu machen. Vollendetes existirt nicht. Bei dieser ersten Gesammtprüfung muss man besonders beachten die Art und Weise, wie das Pferd sich seiner Gliedmaassen bedient im Schritt,

Trabe und Galopp, an der Hand und unter dem Reiter.

Manches Pferd, welches in der Ruhe (im Stand) den Begriffen von einem regelmässigen Gebäude zwar wenig entspricht, wird dennoch oft harmonisch, flott und geschickt erscheinen, sowie man es in Gang setzt. Ein anderes Pferd hingegen, welches in der Ruhe beinahe vollkommen erscheint, ist oft schwerfällig und ungeschickt in seinen Bewegungen. Ich ziehe das erstere vor, weil es von dem, „was es hat“, guten Gebrauch machen wird.

Niedlicher Kopf, Hals lang und fein, hoher Widerrüst, Rücken und Nierenparthie kurz und breit, lange Kruppe, Schultern lang und schräge, die Nierenparthie gut verbunden mit der letzten Rippe, Hinterschenkel und Hosen bis zum Sprunggelenk lang, Röhrbein kurz; das Gleiche gilt von der Vorhand: langer Vorderarm,*) kurzes Röhrbein, das Fesselbein lieber ein Bischen zu lang als zu kurz — das alles sind die Eigenschaften der äusseren Erscheinung, welche ich suche, welche sich aber sehr selten bei ein und demselben Thiere zusammenfinden.

Ich weise unbedingt ein Pferd zurück, wenn dasjenige Gelenk, welches den Huf mit der Köthe verbindet, zu steil ist; denn diesem fehlt die Schnellkraft, der Gang ist schleppend und fehlerhaft.

*) Man suche sich ein Pferd, welches „niedrig über dem Boden steht“ (*près de terre*). Ein Pferd wird niedrig über dem Boden stehen, wenn die Linien vom Widerrüst bis zur Schulterbugspitze und von hier bis zur Vorderhufspitze gleich lang sind: die langen Beine eines schlotterigen Pferdes, also „hoch über dem Boden“ werden immer ungeschickt und für Fehler empfänglich sein. J. Fillis.

Ich achte sorgfältig darauf, dass die Huftrachten nicht zusammengezogen sind. Um zu vermeiden, dass sich dieser Fehler nicht etwa später noch herausbildet, lasse ich meine Pferde nicht beschlagen, so lange sie auf weichem Boden arbeiten. Sie treten dann mit ausgedehntem Huf auf, wodurch dann auch wieder eine besondere Spreitzung der Trachten bewirkt wird.

Ich lasse immer mit verlängerten Halbmondeisen beschlagen, und zwar so, dass die Eisenenden in die Hufsohle eingelassen sind. Hierdurch erreiche ich, dass weder Hufzwang, noch Hufkrankheiten entstehen.*)

Ich beginne die Unterweisung des Pferdes immer schon dann, wenn es noch jung ist, d. h. zweijährig, höchstens dreijährig. Ich kaufe die Pferde, wenn irgend möglich gegen September. Da die Pferde im Frühjahr geboren werden, so sind sie um diese Zeit zwei ein halbjährig.

Der Grund, weswegen ich jungen Pferden den Vorzug gebe, ist der, dass diese fast noch nie im

*) Kurz, es ist mit dem Pferde so, wie mit dem Menschen: Wenn man die ganze physische Vollkommenheit besässe, hat man doch noch nichts: Man muss dazu auch die nöthigen moralischen Eigenschaften aufzuweisen haben.

Die erste moralische Eigenschaft für ein Pferd ist, frei und ungebunden sein und Gehlust zu haben. Ich empfehle über alles ein „feuriges" (*chaud)* Pferd; denn — ganz im Gegensatz zu dem, was man glauben sollte — ist es weder nervös reizbar, noch ungeduldig oder scheu. Ich komme später darauf noch zurück; will mich hier nur darauf beschränken, festzustellen, dass ein, selbst nur mittelmässig gebautes Pferd ausgezeichnet ist, wenn es nur die erste moralische Eigenschaft: die Gehlust — besitzt. Hingegen taugt ein Pferd — und wenn es schön zum Malen wäre — zu nichts, wenn es dieser Eigenschaft beraubt wäre.

J. Fillis.

Training waren, oder doch erst sehr wenig, und dass sie in Folge dessen gut erhalten sind.

Es ist übrigens leicht, sie zu erwerben; denn was die Vollblutpferde betrifft, welche einige Aussicht auf Erfolg auf dem Rennplatz geben, so findet sich unter diesen eine grosse Anzahl, welche man hinsichtlich der Rennen für Nieten hält, — welche aber nichtsdestoweniger ausgezeichnete Schul- und Dienstpferde werden können. Uebrigens findet man aus noch vielen anderen Ursachen eine grosse Auswahl unter Vollblutpferden dieses Alters.

Ich kaufe niemals Stuten. Mein Beweggrund hierfür ist, dass sie zu oft kitzlich und bei Sporengebrauch sogar uriniren.

Ich habe meine Hengste immer der Operation des Castrirens unterworfen, und das aus mehrfachen Veranlassungen: Zunächst hat ein Hengst die üble Angewohnheit, sich auf alle Pferde zu stürzen, die ihm begegnen; was für diejenigen, welche ihn reiten, nicht gerade angenehm ist. Sodann bäumt sich ein Hengst mit der grössten Leichtigkeit. Ausserdem sind viele Pferde, welche ich zureite, für Damen bestimmt, und man muss niemals einer Dame erlauben, Pferde zu besteigen, die derartige Widersetzlichkeiten zeigen.

Arabische Hengste und Trakehner haben diese Fehler im Allgemeinen nicht. Sie leben neben einander mit Stuten, ohne dass sie besonders diesem Umstande jemals Aufmerksamkeit schenkten.

Beim Vollbluthengst endlich, verfettet sich mit den Jahren besonders die Vorhand. Während die Vorhand massiger, schwerfälliger wird, schwindet die Hinterhand, die Kruppe bleibt schmal, die Hinterbacken bleiben spitz, was bei Reitpferden ein Fehler

ist: diese sollen im Gegentheil die Hinterhand ziemlich entwickelt und eine leichte Vorhand haben.*)

Uebrigens weiss Jedermann, dass der Wallach einen viel gelasseneren Character hat, als der Hengst.

Zur Castration schicke ich meine Hengste, nachdem die grösste Hitze vorüber ist, nach der Thierarzeneischule zu Alfort, wo sie 14 Tage bleiben. Nachher bringe ich sie auf's Land in die frische Luft, in eine Anstalt, wo ihnen all' diejenige Sorgfalt zu Theil wird, welche ihnen unentbehrlich ist; dort lasse ich sie 3½ Monat.

Während dieser ersten 4 Monate vermeide ich, ihnen auch nur die Last eines Sattels auf den Rücken zu legen. Nach Verlauf dieser Zeit beginne ich indess ihre Ausbildung; aber so vorsichtig als möglich.

Wenn sie Schritt, Trab und Galopp gehen können, mit Leichtigkeit Kehrt, einige Tritte rückwärts und seitwärts machen können, wenn ich endlich erreicht habe, dass sie am Zügel stehen, gehe ich mit ihnen hinaus, und dann währt es nur einige Tage, bis sie sich sehr bequem draussen reiten lassen. Ich bilde sie also zuerst nur zum Spazierenreiten aus, mache sie mithin zu dem, was der Engländer „*Hacks*“ nennt.

Während der nun folgenden zwei oder drei Monate befestige ich draussen, was sie in der Reitbahn gelernt haben, um meinen Pferden leichte, gefällige und natürliche Gänge beizubringen.

Also, vom September bis Ende December nichts als Pflege und Ruhe; vom Januar bis März Dressur

*) Vollbluthengste, welche überhaupt Anlage zu Fettansatz haben, und welche in den Gestüten ausschliesslich zum Decken dienen, behalten ihr äussere Form bei.

in der Reitbahn; vom April bis Juni im Freien Befestigung dessen, was sie in den vorhergehenden Monaten gelernt haben.

Im Juli schicke ich meine Pferde auf's Land; ich lasse ihnen völlige Freiheit in der Koppel und füttere dabei Hafer. Das ist für sie der Ferienmonat.

Im August nehme ich im Freien die Arbeit wieder auf, und beginne, da die Pferde Ruhe gehabt und Kräfte gesammelt haben, mit der höheren Reitkunst. Da meine Pferde widerstandsfähig, schon wendig und gut im Gleichgewicht sind, so machen sie reissende Fortschritte, und gewöhnlich beende ich schon gegen Ende December ihre Ausbildung als Schulpferde; oft 2 Monate früher oder später, je nach den Schwierigkeiten, denen ich begegne, je nach der, – mehr oder minder vollkommenen – Leistung, zu welcher ich sie bestimmt habe. Ich gebe ihnen dann auf's Neu' eine 14tägige Ruhe und lasse sie demnächst – wenn möglich – Jagd gehen.

Erst nach all' diesen schwierigen Proben, betrachte ich ihre Ausbildung als völlig beendet.

Dann habe ich aber auch thatsächlich in ein und demselben Thier ein ausgezeichnetes Promenadenpferd für den Frühling und Sommer, ein widerstandsfähiges Jagdpferd für den Herbst und ein Schulpferd, welches im Winter mit Annehmlichkeit zu reiten ist.

II.

Die Nahrung des Pferdes

(Nouriture du cheval).

Ich füttere mein Pferd reichlich und gebe ihm besonders viel Hafer: 12 Liter täglich. Das macht die

Pferde energisch, was sie -- nach meiner Ansicht – nie zu viel sein können.

Morgens gebe ich wenig Hafer, um den Magen des Thier's nicht zu überladen, Abends hingegen füttere ich stark, weil es im Zustand der Ruhe ist. Nicht gestört, frisst das Pferd langsam und kaut das Futter besser, welches ihm in Folge dessen auch besser bekömmt.

Ich verabreiche meine 12 Liter Hafer in folgender Weise: 2 Liter Morgens, 4 Mittags und 6 Abends. Der Morgenhafer wird mindestens 2 Stunden vor der Arbeit gegeben, damit hierzu der Magen fast leer ist. Zu demselben Zweck gebrauche ich die Vorsicht, das Pferd hoch zu binden, dass es nicht seine Streu fressen kann.

Eine halbe Stunde nach der Arbeit lasse ich Heu geben, etwa ¼ Bund pro Pferd;*) dann, Mittags, lässt man das Pferd saufen (ungefähr ¾ Eimer voll Wasser) und giebt ihm seinen Hafer. Um 4 Uhr erhält jedes Pferd zur Streu ein Bund Stroh, und um 5 Uhr ¼ Bund Heu.**) Schliesslich lässt man um 7 Uhr sein Pferd auf's Neu' tränken (dieselbe Menge wie Mittags) und giebt die Hafer-Abendration. Zwei Mal in der Woche ersetze ich die letztere Ration durch Kleienmasch.

III.
Der Scharfsinn des Pferdes
(Intelligence du cheval).

Die Schwierigkeit beim Zureiten des Pferdes ist die, demselben begreiflich zu machen, was man von ihm verlangt und was man von ihm erwartet.

*) Etwa 5 Pfund.

**) Desgleichen.

Diese Schwierigkeit ist gross, weil das Pferd – im Gegensatz zu dem, was viele Menschen glauben – nur einen sehr beschränkten Scharfsinn hat.

Die einzige Fähigkeit, welche es besitzt, und welche es selbst in einem hohen Grade besitzt, ist das Gedächtniss. Es ist ausschliesslich dieses, an welches man sich wenden, und welches man ausbilden muss.

Das Pferd ist für Anhänglichkeit gar nicht empfänglich. Es hat nur Gewohnheiten. Aber diese Gewohnheiten nimmt es leicht an, zu leicht selbst und hält daran übermässig fest. Dies ist ein Punkt, dem man sehr Rechnung tragen muss.

In dieser Hinsicht habe ich tausenderlei Erfahrungen gemacht.

Einer meiner Freunde hatte ein Pferd, welches zu ihm herankam, wenn er es rief, – wieherte, wenn er in den Stall trat – und dergleichen mehr. Er war überzeugt, dass dieses Pferd ihm ganz besonders zugethan sei, und dass es einginge, wenn er es verlassen würde.

Nachdem ich die Gewohnheiten desselben mir haarklein hatte mittheilen lassen, bat ich ihn, mir das Pferd anzuvertrauen und brachte es – ohne irgend Etwas in seinen Gewohnheiten zu ändern – zu mir. Vom anderen Tage ab, liess ich das Pferd zur gewöhnlichen Zeit arbeiten, belohnte es – nach altem Brauch – mit Mohrrüben und reichte selbst ihm – indem ich die Stimme seines Herrn nachahmte – sein Futter zu einer Zeit, zu welcher er dasselbe zu empfangen gewöhnt war.

Am folgenden Tage nahm ich wieder meine eigene Stimme an, und — trotzdem noch nicht 48 Stunden verstrichen waren — liess mir das Pferd die selben

Liebkosungen zu Theil werden, wie seinem Herrn und bemerkte nicht einmal, dass es ein Anderer geworden.

Nach der Morgenlection verabreiche ich selbst meinen Pferden eine grosse Ration Mohrrüben. Sobald ich in den Stall trete und meine Stimme erhebe — Alle wiehern! — Und wenn zufällig ein Fremder zugegen ist, verfehlt dieser niemals – zu sagen: „Wie Ihre Pferde Sie wiedererkennen, wie müssen die Sie lieben!“ Das ist ein Irrthum. Würde, statt meiner, ein Anderer zu derselben Stunde die Mohrrüben austheilen, — die Pferde würden nicht einmal bemerken, dass nicht ich gekommen bin. Der Beweis dafür ist, dass, wenn ich einige Minuten, nachdem sie die Mohrrüben verzehrt, eingetreten war, – die Pferde mir nicht die allergeringste Aufmerksamkeit schenkten.

Ich könnte für Diejenigen, welche ihre Pferde selbst füttern oder reiten, noch hundert andere Beispiele anführen. Uebrigens darf man sich über diese Thatsache nicht beklagen; denn wenn es anders wäre, würden die Pferde immer nur dem einen Herrn gehorchen und nur dem einen gehorchen wollen.

IV.

Der Einfluss des menschlichen Blickes auf das Pferd

(Influence du regard de l'homme sur le cheval).

Im Gegensatz zu zahlreichen Behauptungen, habe ich die tiefe Ueberzeugung, dass der Blick des Menschen nicht den geringsten Einfluss auf das Pferd ausübt.

Ob der Blick hart, wüthig, sanft oder wohlwollend ist, – das Pferd schenkt dem keine Aufmerksamkeit. Ich habe in dieser Beziehung zahlreiche Versuche bei

jungen und alten Pferden vorgenommen; deshalb kann ich es bestätigen, dass, — wenn die Augen und die Gesichtsmuskeln allein sich bewegen, und der Reiter ausserdem eine andere Bewegung – sei es mit dem Körper oder den Armen – nicht macht — dann das Pferd vollständig gleichgültig bleibt.

Ich habe wohl hundert Mal – Wuth in meinen Blick hineinzulegen versucht, ein Lächeln auf meine Lippen: Das Ergebniss blieb gleich Null! Schneidet den Pferden die abscheulichsten Grimassen, stecket ihnen die Zunge heraus, – und keines von ihnen wird durch das geringste Anzeichen verrathen, dass dies auf sie irgendwelchen Einfluss ausgeübt hätte. Ganz anders ist es, wenn man die unbedeutendste Bewegung mit dem Körper oder gar mit den Armen macht.

V.

Einfluss der menschlichen Stimme auf das Pferd
(Influence de la voix de l'homme sur le cheval).

Die menschliche Stimme hat einen grossen Einfluss auf das Pferd; selbstverständlich ist es aber – allein die Betonung, welche sich seinem Gedächtniss einprägt. Sagt man ihm die zartesten Schmeichelworte in lautem und scharfen Ton, so wird es Furcht haben; sagt man ihm hingegen mit sanfter Stimme die schrecklichsten Drohworte, so wird es vollständige Gemüthsruhe bewahren.

Bei der „Dressur in der Freiheit“ ist aber die Stimme das kostbarste Hülfsmittel.

So z. B. sagt man, um dem „in der Freiheit“ dressirten Pferde zu lehren, den Schritt, Trab oder Galopp anzuschlagen: „Schritt!“ – mit verhältnissmässig leiser Stimme – „Trab!“ – indem man die Stimme etwas

erhebt – und „Galopp!“ – in befehlendem Ton. Würde man „Galopp!“ mit weicher Stimme sagen, bliebe das Pferd im Schritt, und umgekehrt: wenn man „Schritt!“ mit kräftiger Stimme sagen würde, so fiele das Pferd unmittelbar in Galopp.

Die Stimme ist auch sehr nützlich, wenn man das Pferd bestiegen hat.

Wenn es hinten ausschlägt, sich bäumt, oder sich irgendwie widersetzt, strafe ich es mit der Peitsche oder dem Sporn und verwarne es gleichzeitig in scharfem Ton. So wird mein Pferd in kurzer Zeit aufmerksam auf meine Stimme und wenn es einen Fehler macht, oder sich zu widersetzen sucht, genügt es oft, die Stimme so zu erheben, dass es sich der vorausgegangenen Züchtigung erinnert und gehorsamer wird. Indem ich auf diese Weise fortfahre, erspare ich dem Pferde neue Züchtigungen.

Die Stimme soll nicht nur zum strafenden Vorwurf dienen, sondern auch dazu, das Pferd zu ermuthigen und zuversichtlich zu machen. In diesem Falle wird es nützlich sein, das Pferd gleichzeitig mit der Hand zu streicheln.

Der Gebrauch der Stimme ist um so nützlicher, als man sich ihrer unter allen Umständen bedienen, und sie – ganz nach Wahl – rauh oder weich gestalten kann, während man nicht immer die freie Verfügung über Hände und Schenkel hat.

Nehmen Sie einmal an, Sie ritten ein hitziges, ungeduldiges, selbst heftiges Pferd und befänden sich zwischen mehreren Wagen. Das Pferd erschrickt, wird scheu und — können Sie nicht sogleich ausweichen — so sind es weder die Zügel noch Schenkel, welche es beruhigen werden. Dieses wird nur durch die

Stimme geschehen, wenn man das Pferd daran gewöhnt hat, und wenn es Vertrauen dazu gewonnen hat.

Der Gebrauch der Stimme ist mir oft eine grosse Hülfe gewesen und hat mich mehr als einmal aus schwieriger Lage befreit.

Ich liebe feurige Pferde und ich gebrauche kaum andere. Ich mache sie so fromm, dass Damen sie reiten können, jedoch niemals, bevor ich mich überzeugt habe, dass sie sich durch meine Stimme beruhigen lassen. Deshalb bin ich auch immer so glücklich gewesen, Unfälle zu vermeiden.

VI.

Die Liebkosungen

(Les caresses).

Liebkosungen, wie man sie im Verlauf dieses Werkes kennen lernen wird, sind Hülfsmittel, welche man nicht vernachlässigen darf. Abwechselnd mit Strafen, legen sie den Grund zur Erziehung des Pferdes. Sie machen das Pferd zuversichtlich, bringen es in ganz anderer Weise in Uebereinstimmung mit seinem Reiter, als durch sonstige energische Einwirkungen.

Alle Pferde, selbst die empfindlichsten, nehmen Liebkosungen auf dem Halse gern an. Dort also hat der Reiter sie anzubringen. Er soll sie ganz dreist, ziemlich kräftig (aber ohne Rohheit) ausführen, nur um die Aufmerksamkeit des Pferdes darauf zu richten und soll Abwechslung hineinlegen; er soll dabei aber ebenso eine zu leichte Berührung vermeiden, da diese nur dazu führen würde, das Pferd zu kitzeln.

Die Liebkosung muss aber bei der Dressur immer zur richtigen Zeit eintreten; sie muss dem Nachgeben

des Pferdes unmittelbar folgen, wie dem Ungehorsam die Strafe. Sobald die Nachgiebigkeit erreicht ist, streichele man das Pferd und gönne ihm Ruhe, ohne ihm – für den Augenblick wenigstens – Weiteres abzuverlangen. Das ist seine wirkliche Belohnung. Diese Praxis erleichtert die Dressur sehr.

Um einen vollständigen Erfolg zu erzielen, muss die Liebkosung von der Stimme begleitet sein. Beide zusammen erzeugen den höchsten Grad der Beruhigung, welchen man erreichen kann. In den meisten Fällen ist der Erfolg ein entscheidender.

VII.

Die Strafen

(Les corrections).

Wie vorstehend gesagt, beruht die Erziehung des Pferdes ausschliesslich auf den beiden verschiedenen Behandlungsarten seitens des Reiters: auf Liebkosungen und Strafen.

Beide müssen unter allen Umständen rechtzeitig angewandt werden; aber ganz besonders ist dies bei der Strafe nothwendig.

Vor Allem empfehle ich dem Reiter, welcher ein schwieriges Pferd hat, sich niemals zu einem Zornesausbruch hinreissen zu lassen. Ist die Strafe verdient, so ist sie so stark zu ertheilen, dass sie wohl dem Zorne gleichen kann, aber niemals das beabsichtigte Maass überschreitet. Im Ganzen muss man die Pferde wie die Kinder behandeln. Jedermann weiss, dass es nichts Schlechteres giebt, als ein Kind im Zorne zu strafen. Das Pferd versteht nie, von welchem Gefühl man beherrscht wird; es erinnert sich nur des Schmerzes,

welchen es empfunden hat, und des Widerstandes, unter welchem derselbe ihm zugefügt ist. Der Scharfsinn des Pferdes kann die Uebereinstimmung verstehen, zwischen einer von ihm gemachten tadelswerthen Bewegung und dem dafür erhaltenen Schlage, geht aber darüber nie hinaus.

Dies ist der Grund, weswegen die Strafe ihre ganze Wirksamkeit verliert und zu einer Gedächtnissverwirrung bei dem Pferde wird, wenn sie nicht in demselben Augenblick zur Anwendung kommt, in welchem der Fehler begangen wird. Die Strafe soll dem Fehler ebenso schnell folgen, wie die Liebkosung der Nachgiebigkeit. Wenn z. B. die Pferde hintenausschlagen und die Strafe genau in dem Moment erfolgt, wenn die Kruppe noch hoch ist, wird das Pferd sich dessen erinnern, dass gerade diese Bewegung ihm den schmerzhaften Schlag zugezogen hat. Wenn hingegen die Züchtigung erst dann erfolgt, wenn die Beine die Erde wieder erreicht haben, so wird das Pferd die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Handlungen nicht mehr begreifen; es wird vielmehr durch ein abermaliges Hintenausschlagen sich desjenigen zu entledigen suchen, der ihm Böses zugefügt hat.

Ich habe gesagt, dass jeder vom Pferde beabsichtigte, erwogene Fehler bestraft werden muss; aber ich zögere nicht, hinzuzufügen, dass es besser sein würde, ihn unbestraft zu lassen, als zu spät zu strafen. Beide Verfahren sind schlecht, aber von zwei Uebeln muss man das Kleinste wählen.

Es kommt auch darauf an, aufmerksam zu unterscheiden, welcher Grund das Pferd veranlasst hat, einen Fehler oder eine Widersetzlichkeit zu begehen,

damit man sich darüber Rechenschaft geben kann, ob derselbe einem schlechten Charakter oder dem Schmerzgefühl entsprungen ist. Also, wohl gemerkt, wenn das Pferd hinten ausschlägt, weil es in Nieren oder Sprunggelenk Schmerz empfindet, ist die Strafe nicht gerechtfertigt; in diesem Falle muss man dem Pferde die äusserste Erleichterung gewähren. Wenn hingegen, dieses Hintenausschlagen eine wirkliche Widersetzlichkeit oder böse Angewohnheit ist, welche ziemlich oft vorkommt, muss man Solches strengstens bestrafen (in demjenigen Augenblick, wo es geschieht) und einer Wiederholung möglichst vorbeugen durch energisches Aufrichten von Hals und Kopf, um das Gleichgewicht durch Mehrbelastung der Hinterhand zu verlegen.

VIII.
Das Gebiss (die Zäumung) der Pferde
(Embouchure des chevaux).

In Betreff der Unterlegetrense habe ich nichts Besonderes zu sagen; es sei denn, dass sie ein wenig stark sein muss (um sanfter zu wirken) und hinter das (Kandaren-) Gebiss gelegt werden muss; so zwar, dass sie gleich weit entfernt ist von dem eigentlichen (Kandaren-) Mundstücke und den Mundwinkeln.

Von grosser Wichtigkeit hingegen ist die Wahl der Kandare; die Art, wie man sie in das Pferdemaul legt, nicht minder!: Dies ist es, was man Zäumung *(„embouchure“)* nennt.

Es ist unmöglich auf den ersten Blick hin — zu entscheiden, mit welchem Gebiss, und in welcher Weise man ein neues Pferd am Besten zäumt.

„Baucher“ versichert, dass er unterschiedslos bei allen Pferden ein und dasselbe Gebiss anwandte; es ist

dies die nothwendige Folge, der ihm persönlich eigenen Theorie, anzunehmen, dass alle Pferde ein und dasselbe Maul haben. Ich werde dieser Behauptung in einem anderen Theil dieses Werkes entgegentreten.

Ich werde mich hier damit begnügen, zu erklären, dass es keinen Reiter giebt — mag er noch so unerfahren sein — welcher nicht bestätigen wird, dass ein und dasselbe Pferd mit einem Gebiss besser sich hergiebt, als mit einem anderen; dass dasselbe Pferd, welches sich bei leichter Zäumung gut benimmt, widersetzlich wird bei einem etwas scharfen Gebiss. Das ist bewiesen, ist Allen bekannt. Die Erfahrung und das Ausprobiren allein, — werden dasjenige Gebiss finden lassen, welches dem Pferde am Meisten zusagt. — Aber es giebt immerhin einige allgemeine Regeln, nach denen man sich erfahrungsmässig zu richten hat.

Man kann dieselben – wie nachstehend angegeben – zusammenfassen: Bei Beginn der Dressur, ist es nothwendig, dass das Mundstück der Kandare starke Balken (zu beiden Seiten der Zungenfreiheit v. Z. O.) eine mässig (hohe) „Zungenfreiheit" und kurze Anzüge — kurzum das hat, was man ein leichtes Gebiss nennt. Seine Breite soll im Verhältniss stehen zu derjenigen des Pferdemauls; wenn das Gebiss zu schmal ist, werden die Lippen zu beiden Seiten von den Scheerbäumen (der Kandare v. Z. O.) zusammengedrückt; wenn es zu breit ist, wird das Pferd es von einer Seite zur anderen schieben, (sei es, um damit zu spielen, oder um sich eine Erleichterung dadurch zu verschaffen), so dass nur ein Theil des Mundstücks auf dem einen Kinnladen ruht, hingegen der andere Theil darüber hinausragt und dafür auf dem anderen Kinnladen durch den An-

fang der Zungenfreiheit ersetzt wird. Aus dieser Lage des Gebisses ergiebt sich eine bemerkenswerthe Ungleichheit derjenigen Wirkung desselben, welche man mit der Zügelfaust hervorbringt und wodurch das Pferd fast immer den Kopf verquer stellt.

Bei einer gut angepassten Kandare müssen die Balken des Mundstücks auf jeder Seite einige Millimeter überstehen, damit die Scheeren die Lippen nicht berühren. Die Balken müssen ferner an beiden Seiten gleichmässig auf den Kinnladen ruhen, in gleicher Entfernung von den Hakenzähnen und von den Mundwinkeln, d. h. ein wenig niedriger, als die Unterlegetrense. Ich werde weiter unten angeben, wo einige Ausnahmen von dieser Regel eintreten. Das untere Ende der Scheerbäume schiebt — indem es derjenigen Zügelwirkung nachgiebt, welche es nach rückwärts zieht — das obere Ende der Scheeren nach vorwärts, und bewirkt dadurch den Druck der Balken auf die Kinnladen. Dadurch, dass das Mundstück sich vor- und rückwärts bewegt, tritt die Kinnkette in Wirkung, wodurch weiter der Druck der Balken auf die Kinnladen vermehrt wird. Je kürzer die Kinnkette ist, um so unmittelbarer und stärker ist dieser Druck: folglich muss die Dehnbarkeit der Kinnkette der Empfindlichkeit der Kinnladen angepasst werden, auf welche man ja einwirken will.

Den Grad dieser Empfindlichkeit erkennt man nicht, wenn man sich einem vollständig unbekannten Pferde gegenüber befindet. In diesem Falle empfehle ich, zu Anfang immer so zu verfahren, als ob die Empfindlichkeit gross wäre, und deshalb die Kinnkette immer recht lang einzuhaken; – es ist immer noch Zeit, sie zu verkürzen.

Hingegen lässt es sich nicht genau bestimmen, ob — wenn man mit einer kurzen Kinnkette anfängt — es immer noch Zeit bleibt, dieselbe zu verlängern; denn die Einwirkung, welche auf sehr empfindliche Kinnladen durch eine kurze Kinnkette hervorgebracht wird, – veranlasst ein Schmerzgefühl, welches auch dann noch anhält, wenn dieselbe nunmehr verlängert wird. Wenn man indess mit einer sehr langen Kinnkette beginnt und diese allmälig bis zu dem beabsichtigten Punkte verkürzt, so vermeidet man, die Kinnladen schmerzhaft, das Pferd stumpf zu machen und seinen Widerstand hervorzurufen; und – was noch mehr sagt – man gewinnt Zeit. Man hat hingegen thatsächlich keine derjenigen nothwendigen Einwirkungen auf den Grad der Empfindlichkeit des Pferdemauls – erzielt, deren man bedarf, wenn man beim Beginn der Arbeit die Kinnladen — durch einen, der Empfindlichkeit derselben nicht angepassten Druck — schmerzhaft gemacht oder auch nur entzündet hat. Gerade das Gegentheil ist der Fall: Hat man diesen Druck übertrieben, so wird man das Pferd ganz falsch beurtheilen und man befindet sich von vornherein auf falschem Wege. Die Quetschung, oder auch selbst nur die einfache Entzündung der Laden verschwindet nicht sogleich nach beendeter Arbeit und Entfernung des Gebisses; diese halten auch noch am nächsten Tage oder noch länger an. Das Pferd wird mithin zur nächsten Lection mit verschwollenen, schmerzhaften und folglich mit verdorbenen Kinnladen erscheinen. Der Reiter wird mit denjenigen Wirkungen rechnen, welche er auf das Pferdemaul hervorbringt, ohne zu wissen, dass dasselbe krank ist; er wird das Uebel vergrössern; er wird sich immer mehr und mehr in

der richtigen Schätzung des Maules und dessen gesundem und natürlichem Zustande irren; kurz, er wird – ohne sich dessen bewusst zu sein – das gerade Gegentheil von dem thun, was nothwendig ist.

Deshalb bedarf es zu Anfang der Dressur einer sehr langen Kinnkette; sonst ist es thatsächlich sogar besser, gar keine zu haben.

Die Kenntniss des Maules eines, uns bis dahin unbekannten Pferdes, ist eine ebenso wichtige als heikle Sache. Um das herauszufühlen, ohne das Maul zu verderben, muss man allmälig vorgehen; zu Anfang sehr vorsichtig sein und den Druck auf die Laden nur ganz langsam verstärken, und zwar nur bis zu dem Punkt, wo derselbe dem Pferde fühlbar wird. Dieser Punkt ist bei jedem Thier verschieden. Wenn das Pferd dem leichten Druck eines, mit einer Kinnkette nicht versehenen Gebisses nachgiebt, wozu soll man sich denn einer solchen bedienen?

Wozu ein stärkeres Mittel suchen? Es ist noch immer an der Zeit, später darauf zurückzugreifen.

Ich habe Pferde vollständig durchgeritten, ohne ihnen jemals – weder in der Reitbahn noch draussen – eine Kinnkette angelegt zu haben. Dieselbe muss allerdings – an einem Scheerbaumhaken eingehakt – mitgenommen werden, damit man sie im Nothfalle unverzüglich gebrauchen kann. Aber ich erkläre es für eine allgemeine Regel, dass man nur dazu greifen soll, wenn die Nothwendigkeit dazu sich bemerkbar macht.

Ich füge hinzu, dass – wenn man so weit gekommen ist, die Kinnkette gebrauchen zu müssen – man sich derselben nur mit der grössten Vorsicht bedienen darf, d. h. ihr nur die unumgänglich nöthige Spannung

geben soll. Das Maximum der Einwirkungen des Gebisses, welches man durch das Anziehen der Kinnkette zu erlangen wünscht, darf nur gerade so viel betragen, dass der Unterkiefer mit den Anzügen (Scheerbäumen) einen halben rechten Winkel bildet.

Ebenso muss die Spannung der Kinnkette dem Empfindlichkeitsgrade der Laden angepasst sein, auch muss der höchste Grad des Drucks, welchen der Zügelanzug auf den Unterkiefer ausübt, demjenigen Widerstande entsprechen, welchem er begegnet. Wenn dieser Widerstand gering ist, bedarf es auch nur einer leichten Anstrengung, um ihn zu beseitigen. Es wird dies um so leichter sein, je höher hinauf sich die Wirkung des Gebisses auf der Kinnlade fühlbar macht. Wenn hingegen der Widerstand gross ist, bedarf es auch einer energischeren Anstrengung, um ihn zu überwinden, jedoch muss diese um so stärker sein, je tiefer sich der Druck auf der Kinnlade geltend macht. Deshalb also – ohne sich zu weit zu entfernen von der bereits angegebenen Mittellage des Gebisses (d. h. gleich weit ab von den Hakenzähnen und den Mundwinkeln) – kann und muss man das Gebiss höher oder niedriger legen, je nachdem die Unterkinnlade des Pferdes sich hergiebt und sich loslässt (*décontracte*) unter einem leichten, oder unter einem kräftigen Druck. Mit anderen Worten: Je weicher das Pferdemaul ist, um so höher, je härter es hingegen ist, um so tiefer lege ich das Gebiss. *)

Keinesfalls indess, dürfen die Balken des Mundstückes, weder die Mundwinkel noch die Hakenzähne auch nur leise berühren,

*) Durchaus einverstanden! obgleich genau das Gegentheil von der bisher weit verbreiteten Anschauung. v. Z. O.

Aus all' diesen Erläuterungen ergiebt sich die wesentliche Vorschrift, dass die beste Zäumung für ein uns unbekanntes Pferd (d. h. das Maass der Kinnkettenspannung und der hohen, mittleren oder niedrigen Lage des Gebisses) nur durch die Erfahrung gefunden werden kann, und dass man, – um diese Erfahrung zu machen, – mit den leichtesten Einwirkungen beginnen muss, um dieselben allmälig, je nach der sich fühlbar machenden Nothwendigkeit, verstärken zu können.

IX.

Die Martingal (der Sprungzügel)

(La martingale).

Die Martingal verhindert das Pferd, die Nase hoch zu nehmen, am Schlagen mit dem Kopf und dient dem Reiter dazu, sein Pferd besser zu lenken. Gute Dressur macht die Martingal überflüssig. Auch rathe ich nur zum Gebrauch derselben, wenn man nicht Zeit genug hat, oder nicht genug Verständniss besitzt, um ein Pferd zu dressiren. Man wird sie also auch gebrauchen können, wenn man sofort erkennt, dass das Pferd – sei es auf dem Spazierritt, sei es auf der Jagd – mit dem Kopf schlägt oder sich als Sternkucker zeigt.

Es giebt drei Arten Martingals: diejenige, welche vermittelst des Nasenriemens mit dem Kopfstück *(têtière)* verbunden ist, die Jagdmartingal *(de chasse)* und die schlaufzügelartige feste Martingal. *(Martignale fixe).*

Die einzige, welche ich empfehle, ist die Têtière-Martingal,*) weil sie — ihre Wirkung nur auf das Nasenbein ausübend — keinerlei Einfluss auf das Maul

*) Hier ist wahrscheinlich der in der Preussischen Armee früher gebräuchliche Sprungzügel gemeint. v. Z. O.

hat, sodann weil sie — nicht in Verbindung mit der Faust des Reiters stehend — demselben ungefährlich ist. Sie muss so lang eingeschnallt sein, dass das Pferd den Kopf hoch tragen kann, ohne demselben so viel Freiheit zu gewähren, dass die Nase die waagerechte Linie erreichen kann; denn in diesem Falle würde das Gebiss gleichzeitig (mit dem Kopfe) von unten nach oben gezogen und so jede Einwirkung auf das Maul verlieren. Wenn die Martingal zu kurz ist, wird das Pferd in seinen Bewegungen und Gängen behindert; sie kann alsdann gefährlich werden, besonders wenn das Pferd vorn nicht frei vorwärts geht; denn in dieser Stellung wird es sich überzäumen, *(encapuchonner)*, um der Einwirkung der Martingal zu entgehen.

Die Jagdmartingal *(de chasse)* theilt sich vor der Brust des Pferdes in zwei Enden mit Ringen, durch welche die Zügel der Unterlegetrense gehen.*) Sie stellt so das bessere Einvernehmen zwischen der Hand des Reiters und dem Pferdemaul gleichzeitig her. Diese Martingal kann dem guten Reiter grosse Dienste leisten, ist aber für die Anderen — ihrer scharfen Wirkung wegen — besonders gefährlich.

Die schlaufzügelartige feste Martingal *(martignale fixe)*, an die Ringe der Unterlagetrense geschnallt, giebt nicht nach und ist immer gefährlich, besonders wenn das Pferd zurückweicht; denn in diesem Falle wirkt die Martingal unwillkürlich weiter. Wenn dann das Pferd zu steigen versucht *(pointirt)* **) oder sich gar

*) Bisweilen zieht man wohl die Kandarenzügel durch diese Ringe; Nichts ist gefährlicher! James Fillis.

**) Unter „Pointiren“ versteht der Herr Verfasser einen Sprung nach vorwärts unmittelbar nach dem Beginn des Steigens. v. Z. O.

bäumt, wozu es nothwendigerweise neigt, um sich von der Hand loszumachen — bringt die Martingal es leicht dahin, sich zu überschlagen.

X.
Der Sattel
(La selle).

Ich rathe nicht zum Gebrauch eines neuen Sattels; er befriedigt selten.

Das neue Leder ist hart und steif; man sitzt in Folge dessen schlecht drauf. Besser ist, man probiert einige gebrauchte Sättel; man findet schliesslich immer einen, der zusagt.

Der Sattel muss waagerecht sein; wenn er vorn zu hoch wäre, würde der Reiter nach hinten geworfen werden; hingegen würde er vornüberfallen, wenn der Sattel hinten zu hoch wäre.

Ich bin auch der Meinung, dass der Sattel sehr wenig gepolstert sein darf, damit der Reiter seinem Pferde möglichst nahe bleibt.

Die Sattelklappen müssen mehr oder weniger lang sein, je nach der Länge der Oberschenkel des Reiters. Wenn sie zu kurz sind, würde sich der Reiter die Waden wund machen, wenn zu lang, würde er die Flanken des Pferdes mit den Unter-Schenkeln nicht gut fühlen können.

Der Reiter kann – je nach Wahl – glatte oder gepolsterte Sattelklappen benutzen: das ist Sache der Gewohnheit und des sicheren Sitzes.

Ich glaube, der Erste gewesen zu sein, der einen Sattel ohne Pauschen zur Dressur und zur hohen Schule gebraucht hat.

Ich beginne immer damit, meine Schüler auf

Französischen Sätteln reiten zu lassen, welche ich den Englischen, überzogenen Sätteln vorziehe.

Auf dem Französischen Sattel ist man – so zu sagen – wie eingeschachtelt; man fühlt sich darin folglich weder behindert, noch braucht man Furcht zu haben.

Erst wenn der Anfänger auf Französischem Sattel sich sicher fühlt, wird man ihn auf den, mit Hirschleder überzogenen Englischen Sattel setzen; nur erst, wenn er traben, galoppiren und nach Belieben wenden kann, ohne hin und her zu gleiten, wird man ihn auf einen Englischen – nicht überzogenen Sattel setzen dürfen.

XI.
Die Bügel
(Les étriers).

Ich erlaube dem Schüler niemals, sich der Steigbügel zu bedienen, bevor er nicht eine vorzügliche Haltung in allen Gangarten hat.

Sehen wir die alten Lehrer an: — und ich spreche nicht nur von denjenigen der Französischen Schule — Niemals würden sie den Gebrauch der Bügel erlaubt haben, bevor nicht der Schüler gut fest und geschmeidig im Sattel war. Man muss auch zugeben, dass die Reiter zu jener Zeit eine ganz andere Haltung hatten, als in unseren Tagen. Jetzt ist an Stelle der Geschmeidigkeit, des sichtlichen Wohlbehagens, der gefälligen äusseren Erscheinung — die Steifheit getreten. Und dies kommt daher, weil der Schüler von vornherein schlechte Gewohnheiten angenommen hat; sei es, weil er unvollkommen verstanden hatte, oder schlecht unterrichtet war.

Uebrigens hat nicht nur der vorzeitige, sondern auch der übertriebene Gebrauch der Bügel noch andere unangenehme Folgen.

Ich behaupte nämlich, dass die Mehrzahl der gefährlichen Stürze von dem Missbrauch der Bügel herrührt.

Nehmen wir ein Beispiel: Das Pferd des Herrn X. geht mit ihm im Walde von St. Germains durch; er setzt sich fest in den Sattel; es gelingt ihm endlich, sein Pferd anzuhalten und im Trabe seine verlorenen Bügel wiederzunehmen; in diesem Augenblicke reisst unglücklicherweise ein Bügelriemen; Herr X. fällt kopfüber und ist todt. Nun frage ich jeden Reitersmann: „Wie kann man auf den Kopf fallen, blos weil ein Bügelriemen reisst?“ Das kann doch augenscheinlich nur deshalb geschehen, weil Sie in den Bügeln stehen und folglich sich nicht mehr im Sattel befinden. Sonst würden Sie ohne Zweifel wohl rutschen, selbst herunterfallen, aber Ihr Sturz würde in diesem Falle dadurch gemindert werden, dass sie Knieeschluss gehabt hätten. Ich gehe noch weiter und sage, dass, wenn der Reiter nicht viel auf seine Bügel rechnete, er beinahe niemals abfallen würde, wenn zufällig einmal ein Bügelriemen reisst.

Ein anderes Beispiel: Mr. Z. in Toulouse kommt zu Pferde aus seinem Stall; sein Pferd fällt im Schritt hin, und siehe da, der Unglückliche wird kopfüber nach vorn geschleudert und ist auf der Stelle todt. In der That müsste man nichts von der Reitkunst verstehen, wenn man **nicht** begreifen kann, dass er nicht mit einer solchen Gewalt weiter geschleudert worden wäre, wenn er im Sattel gesessen hätte.

Ich beeile mich hinzuzufügen, dass ich diese beiden Unfälle, welche noch frisch in aller Gedächtniss sind,

nicht in Erinnerung bringe, weil etwa die Lust zur Kritik mich beseelt, sondern nur, um die bösen Folgen des Missbrauchs der Bügel begreiflich zu machen und in der Hoffnung, dass meine bescheidenen Rathschläge — Unfälle dieser Art seltener machen werden.

In dem Bügel stehend, befindet man sich – so zu sagen – auf einem schmalen Holzbock; denn es genügen gewisse heftige Bewegungen, um wie durch eine Schleudermaschine *(catapulte)* vornüber geworfen zu werden, und dann ist es immer der Kopf, welcher den ersten Stoss auszuhalten hat.

Selbst wenn das Pferd bockt, werden Sie selten aus dem Sattel kommen, wenn Sie sich fest hinsetzen, und die ganze Last Ihres Körpers auf dem Gesäss ruhen lassen. Das Schlimmste, was Ihnen dann überhaupt geschehen kann, ist, dass Sie an der Schulter hinunterrollen, und in diesem Falle wird der Sturz durchaus nicht gefährlich sein.

Wenn Sie hingegen in den Bügeln stehen, giebt es nichts Leichteres für das Pferd, als Sie über die Ohren zu werfen. In dieser Stellung ist der Körper naturgemäss vornübergeneigt, was ein Hauptfehler ist. Aber noch mehr: Das Pferd kann nach Belieben gar gewaltig bocken, da es keine Last auf seinen Nieren hat.

In den Bügeln stehend, befindet man sich fast in der Lage eines Gymnastikers, welcher auf den Händen eines Kameraden steht, der eben im Begriff ist, ihm den nöthigen Schwung zu geben, um einen gefährlichen Sprung zu vollführen. Damit er recht weit geworfen wird, muss er den Körper und die Beine anspannen. Biegt er seine Knie, wird er unvermeidlich auf die alte Stelle zurückfallen. Die Bügel spielen die Rolle der Hände desjenigen der beiden Gymnastiker, welcher dem

anderen den Schwung geben soll. Wenn man die Knie biegt, wird man sitzend in den Sattel zurückfallen.

Es ist übrigens zu bemerken, dass, wenn man dem Schüler den Gebrauch der Bügel erlaubt, bevor sein Schenkel recht gestreckt ist und fest anliegt, er dieselben nicht festhalten kann. Er macht dann alle möglichen Verdrehungen, um sie nicht zu verlieren; und in diesem Falle sind es nicht nur die Schenkel, sondern auch der Körper und die ganze Gestalt, welche sich zusammenzieht. Besonders nehmen Hals und Schultern eine ganz characteristische Steifheit an. Sehr selten gelangt der Schüler dahin, diese Fehler abzulegen trotz aller Sorgfalt, welche man später auf deren Bekämpfung verwenden mag; denn wenn die schlechte Haltung erst einmal angenommen ist, hält es sehr schwer – ist es fast unmöglich – sie wieder zu beseitigen.

XII.
Die Peitsche
(La chravache).

Ich bediene mich der Peitsche nur bei der Arbeit zu Fuss, um dem Pferde zu lehren, vorwärts zu gehen, und um später dem Sporn zu gehorchen. Bin ich erst zu Pferde, entsage ich ihr. Den wahren Reitern: die Schenkel und Hände! Den Unkundigen: die Peitsche!

XIII.
Die Sporen
(Les éperons).

Ich lege nur eine Art Sporen an: den Kastensporn; denn das ist der einzige, der fest an seinem Platz bleibt; man ist doch wenigstens sicher über die Art und Weise des Gebrauchs. Alle anderen ver-

schieben sich nach oben, oder unten, und kommen so aus der Lage, welche sie einnehmen sollen; so zwar, dass man niemals sicher ist, das Pferd genau an der beabsichtigten Stelle zu treffen.

Man soll sich zunächst der stumpfen Sporen *(garde crotte)* bedienen, so lange als sie ausreichen; soll diese dann durch sehr milde wirkende ersetzen und deren Schärfe nur insoweit erhöhen, als die Nothwendigkeit dazu sich fühlbar macht; z. B. dann, wenn das Pferd, den Spornstich nicht beachtet, oder – wie man sagt – unempfindlich auf den Schenkel bleibt.

Es ist ziemlich schwer, im Voraus die Länge der Sporen zu bestimmen. Wenn der Reiter kurze Beine hat, muss der Spornschaft selbst – kurz sein, da in diesem Falle sein Haken sich so wie so immer in der Nähe der Flanken befindet. Wenn hingegen der Reiter lange Beine hat und folglich die Haken heraufziehen muss, um die Flanken seines Pferdes zu treffen, muss er lange Spornschäfte tragen, so dass er nicht veranlasst ist, den Schenkel mehr zu verkürzen, als irgend nöthig.

XIV.
Der Sitz des Reiters
(Position du Cavallier).

Allgemeine Regel: Jedermann kann gut und fest zu Pferde sitzen. Wenn man mich hingegen frägt: „Kann Jedermann ein schöner und eleganter Reiter werden?“ — so antworte ich ohne Zögern: „Nein!“ —

Derjenige Schüler, welcher unter Leitung eines guten Lehrmeisters angefangen, gewissenhaft gearbeitet, sich dem unterworfen hat, einige Monate ohne Bügel zu traben, welchen man ferner heftige, zuweilen schwierige Pferde hat reiten lassen (ohne, dass diese

deswegen gefährlich waren): Dieser Schüler wird gezwungenermassen dahin gelangen, gut und fest zu Pferde zu sitzen.

Er wird den Kopf frei und zwangslos tragen müssen, so dass er ihn fortwährend unbehindert nach allen Seiten hin bewegen kann; er wird ihn in gewöhnlichen Gangarten und beim Sprunge hoch tragen, aber in den schnellen Gangarten ein wenig nach vorn geneigt; das Kinn leicht angezogen, so dass es sich dem oberen Theil des Brustbeins nähert. Sein Blick muss überall hin und niemals auf irgend einen festen Punkt gerichtet sein, so dass er alle ihn umgebenden Gegenstände erfasst. Dadurch wird sich der Reiter über alle, sich ihm etwa entgegenstellenden Verlegenheiten und Hindernisse Rechenschaft geben können.

Der Hals muss frei von jedem Zwang, die Schulter möglichst heruntergedrückt sein, und muss der Reiter vermeiden, sie in die Höhe zu ziehen, wie es leider nur zu oft geschieht.

Die Oberarme müssen bis zu den Ellbogen senkrecht herabfallen und sich leicht an den Körper anlehnen. Auch muss der Reiter die grösste Aufmerksamkeit darauf verwenden, die Ellbogen nahe am Körper zu halten und darf sie unter keinen Umständen absperren. Nur unter dieser Bedingung kann die Hand leicht bleiben; gerade diese Leichtigkeit der Hand ist ihm aber unumgänglich nothwendig, um sein Pferd sicher zu führen, und um demselben mit den Zügeln keinen Ruck in's Maul zu geben. Wenn der Ellbogen sicher am Körper ruht, erübrigt nur noch, das Hin- und Herschlänkern der Unterarme zu vermeiden, was sehr leicht ist,

Der gut sitzende Reiter muss die Ellbogen etwa

in Höhe der Hüften *(á la hauteur de la ceinture)* halten, die sich gegenüber stehenden Hände mit den Fingern nach innen. Auf die Gefahr hin, die Ellbogen abzusperren, und so die directe Verbindung mit dem Pferdemaul zu verlieren, darf der Reiter die Handgelenke niemals abrunden. *)

Die Einwirkung auf das Pferdemaul soll nur durch Annehmen und Nachgeben der Finger der Zügelfaust**) hervorgebracht werden. Macht man grosse Bewegungen mit der ganzen Hand, denn hält man eben die Hände nicht richtig; denn wären sie richtig gestellt, würde schon eine geringe Bewegung der Hand und Finger genügen, um die nöthige Einwirkung hervorzubringen.

Der Reiter soll seinen Körper aufrecht halten, ohne jemals Steifheit hineinzulegen.***) Niemals darf er das Kreuz hohl machen, wodurch diejenige Steifheit hervorgerufen würde, die man immer vermeiden soll. Das Kreuz darf eher leicht nach hinten heraustreten, um seine ganze Geschmeidigkeit zu bewahren. Ich sage, das Kreuz! – nicht die Schulter! – Wohl verstanden. Die Brust muss ohne Zwang gerade gehalten und niemals herausgedrückt werden, †) die Beckenmuskeln müssen ohne Anspannung sein, dem einzigen Mittel, um sich behaglich zu fühlen.

*) Entgegen der Vorschrift der Preussischen Militär-Reitinstruction. v. Z. O.

**) Wir bewegen nicht die Finger, sondern halten auf ein loses Handgelenk. v. Z. O.

***) Die Geschmeidigkeit sichert ihm völlige Unabhängigkeit der Hülfen. Steifigkeit eines Körpertheils hat ein Zusammenziehen der Muskeln des ganzen Körpers zur Folge, und das macht die ganze Reitkunst unmöglich. J. Fillis.

†) Also nicht „Brust heraus"! wie bei uns. v. Z. O.

Der ganze Oberkörper muss auf dem Gesäss ruhen, als seinem einzigen Stützpunkte. Die Beine müssen gut ausgestreckt herunterhängen, die Ober-Schenkel flach, die Kniee fest anliegen und die Fussspitzen eher etwas nach aussen, als nach innen gedreht sein,*) wodurch die Möglichkeit gegeben ist, sich der leicht wirkenden Wade *(gras de la jambe)* zu bedienen, bevor man den Sporn wirken lässt.

Wenn die Fussspitze zu sehr nach innen gedreht ist, entfernen sich nothwendigerweise die Waden und folglich kann man sich der Sporen nur stossweise bedienen.

Die Kniee, eine Art festen Stützpunkt bildend, müssen den Unterschenkeln *(bas des jambes)*, welche natürlich herunterhängen und nicht fortwährend die Flanken zusammendrücken sollen – eine sehr grosse Beweglichkeit lassen. Damit der Reiter sich behaglich fühlt, muss er danach streben, unabhängig von Faust und Schenkeln, gut stillzusitzen, welch' letztere nur auf Augenblicke und im Bedarfsfalle benutzt werden dürfen. Dadurch, dass man dem Schüler immer sagt: „Schenkel heran!“ giebt man ihm das Ansehen, als ob er auf dem Pferde angeklammert wäre. Man hält sich übrigens durch das Gleichgewicht auf dem Sattel und nicht durch Kraftaufwand. Wenn man eine Hülfe mit dem Schenkel giebt, so muss man sie durch Druck vom Knie bis zum Hacken ausüben. Tritt an der Stelle – über dem Knie – Ermüdung ein, so ist das schon Folge von Steifigkeit und ein Anzeichen schlechten Sitzes.**) Nichtsdestoweniger wird man angeklammert

*) Umgekehrt, wie bei uns gelehrt wird. v. Z. O.

**) Steifigkeit in Armen, Händen und Oberschenkel zeugen von einem schlechten Reiter. Steifigkeit im Unterschenkel lässt den guten Reiter erkennen. J. Fillis.

erscheinen, wenn die Oberschenkel nicht genügend gestreckt und die Kniee folglich zu hoch sind. Die zu sehr gestreckten Oberschenkel bewirken wieder alle Mal eine andere Unbequemlichkeit; denn in diesem Fall ruht der Reiter nicht auf seinem Gesäss, sondern auf dem vorderen Theil der Oberschenkel. Es ist wahr, dass dieser Sitz ein festerer ist, da die Beine in ihrer ganzen Länge das Pferd umfassen. Auch wird gerathen sein, diesen Sitz im Attacken-Galopp einzunehmen; aber nur in dem Moment des Zusammenstosses mit dem Feinde, um zu verhindern, durch den Anprall aus dem Sattel gehoben zu werden. Es muss auch noch hinzugefügt werden, dass es seine Schwierigkeiten hat, in diesem Sitz mit dem Pferde eins zu bleiben, wenn es plötzlich aus dem Galopp in den Trab fällt. Alles in allem ist also zu einem guten Sitz erforderlich, dass der Reiter so im Sattel sitzt, wie auf einem Stuhl. Wenn man sich der Bügel bedienet, muss die Fussspitze höher sein, als der Hacken. Ohne Bügel aber muss der Fuss natürlich herunterhängen; und folglich befindet sich die Fussspitze niedriger, als der Hacken.

Man wird beobachten, dass es ohne Bügel unmöglich ist, die Fussspitze nach oben gerichtet zu halten, ohne die Beinmuskeln und somit den Oberschenkel anzuspannen; das besagt: Anspannung bis zur Steifheit.*) Die Länge der Bügel muss den Schenkel des Reiters

*) In Deutschland lehrt man das Ohnebügelreiten so, dass die Fussspitze höher als der Hacken. Der dadurch veranlasste Sitz ist es, welcher bei den deutschen Reitern diejenige Steifheit hervorruft, welche sie kennzeichnet; ich weiss wohl, dass die Deutschen von Natur steif sind; aber lassen Sie einen Franzosen nach dieser Vorschrift reiten, so wird er auch nicht anders als steif sein können. J. Fillis.

angepasst sein. Das – sonst wohl übliche – Armmaass ist nur annähernd richtig, jedoch stelle ich dessen Nützlichkeit nicht in Abrede. Aber – erst im Sattel – verfehle man niemals, die Bügellänge richtig zu stellen. Dazu muss man den Bügel loslassen und das Bein gerade herunterhängen lassen: Der Bügelriemen wird die richtige Länge haben, wenn der Bügelschlitz (der zur Aufnahme des Riemens dient) bis eben unter das Knöchelgelenk reicht. Man empfiehlt gewöhnlich, den Fuss mit der inneren Bügelstange in Berührung bleiben zu lassen: Was mich betrifft, so halte ich den Fuss inmitten des Bügels, von jeder der beiden Bügelstangen gleich weit entfernt.

Da man das Knöchelgelenk oft nach allen Richtungen hin verdreht, bekommt dieses eine grosse Geschmeidigkeit und man erreicht es auf diese Weise, den Bügel mit Leichtigkeit loszulassen und wiedernehmen zu können.*)

Um gut im Sattel zu sitzen und zu erscheinen, bedarf es übrigens einer gewissen Anzahl guter körperlicher Eigenschaften; denn es ist augenscheinlich, dass ein dicker, kleiner Mensch zu einem guten Reiter weniger geeignet ist, als ein ziemlich grosser und schlanker Mann.

*) Ich reite draussen immer mit — um ein Loch — kürzeren Bügeln, als in der Reitbahn. Ich erziele dadurch einen besseren Stützpunkt in allen lebhaften Gängen, zumal im englischen Trabe. In der Reitbahn dagegen bedarf man eines gestreckteren Schenkels, um das Pferd besser umfassen zu können. Desgleichen ist es nothwendig, vollständig auf seinen Schenkeln zu bleiben, um auf die Bewegungen des Pferdes besser eingehen zu können. Weiss man doch, dass das Mitgehen (Takt) im Sattel sehr selten geschieht, und dass es dazu einer anhaltenden Unterweisung bedarf.
J. Fillis.

Ich sage mit Absicht „ziemlich“ gross; denn es ist ein sehr verbreiteter Irrthum, zu glauben, dass man gross sein muss, um gut reiten zu können. Je grösser der Reiter ist, desto mehr Schwierigkeiten begegnet er. Zunächst: Je länger der Oberkörper ist, desto leichter kommt er aus dem Sattel, weil der Schwerpunkt höher gelegen ist, und desto schwieriger ist es, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Das ist aber der kleinste Nachtheil. Die langen Beine schmiegen sich den Flanken schlechter an, als Beine von mittlerer Länge, weil erstere die Flanken überragen, so dass der Reiter – um sich der Sporen zu bedienen – gezwungen ist, die Kniee zu biegen, um die Beine zu verkürzen. Dies ist hässlich und beeinträchtigt den sicheren Sitz. Ich gebe nichtsdestoweniger zu, dass Jedermann – ob gross, ob klein – mit Fleiss es dahin bringen kann, sehr sicher im Sattel zu sein.*)

Das Wohlbehagen, die Sicherheit und das Vertrauen des Reiters hängen gewöhnlich von dem ersten Unterricht ab, welchen er erhalten hat, und – wie ge-

*) Ich sprach soeben von der deutschen Steifheit und man kann dem Engländer im Allgemeinen denselben Vorwurf machen. Die Völker Germanischen Ursprungs haben den Ruf, die besten Reiter zu sein und man muss in der That zugeben, dass sie es sind. Aber dieses Talent verdanken sie einzig und allein ihrer Ausdauer, ihrer Beharrlichkeit bei der Arbeit. Die lateinischen Völker von mittlerem Wuchs, sind durch ihre Geschmeidigkeit, durch ihre Beweglichkeit mehr dazu geeignet, sich mit dem Pferde in Einklang zu bringen und wenn sie eines anhaltenden Fleisses fähig wären, würden sie unzweifelhaft die besten Reiter der Welt sein. Aber sie begnügen sich zu leicht mit mässigen Resultaten (*l'à peu près*). Selbstverständlich ist diese Bemerkung nur im Allgemeinen richtig; denn es giebt ausgezeichnete und schlechte Reiter in allen Ländern. J. Fillis.

sagt – erlangt man nur unter der Bedingung einen guten Sitz, dass man lange ohne Bügel getrabt hat.

Anfänger drüfen nur Pferde mit weichen Gängen und sanftem Character reiten. Man kann nicht vorsichtig genug sein, um dem Neuling Vertrauen einzuflössen. Das Vertrauen, welches er während des ersten Unterrichts gewinnt, giebt allein ihm diejenige Ungezwungenheit, welche ihm später erlauben wird, sich völlig loszulassen *(décontraction)*. So lange, als der Reiter Steifheit in seine Bewegungen hineinlegt, wird man wohl sagen, dass er zu Pferde sitzt, aber nicht, dass er reitet.*)

Auf dem Sattel festgeklemmt sein, ist noch nicht reiten. Dieser fehlerhafte Sitz verschwindet, je nachdem *(au fur et à mesure)* der Schüler Vertrauen fasst. Man wird richtig verstehen, dass ich von demjenigen Vertrauen sprechen will, welches er aus seiner Sicherheit schöpft; denn es steht fest, dass man sehr tapfer sein kann, und dass einem doch das Vertrauen fehlt, sobald man sich im Sattel befindet.

Man muss für den ersten Unterricht leichte Pferde wählen; eher schmal als breit; besonders, wenn man es mit jungen Leuten oder Männern zu thun hat,

*) Steifheit der Arme, Schenkel und des Körpers verhindert jedes feine Gefühl. Wie könnten auch die zusammengezogenen, oder auch nur steif gemachten Gliedmaassen ein Gefühl dafür haben, was bei dem Pferde vorgeht, während sie vollauf damit beschäftigt sind, blos den Körper im Sattel zu erhalten? Erst wenn sie schmiegsam geworden sind und wenn der Oberkörper allein durch sein Gleichgewicht im Sitz sich hält, erst dann werden die Gliedmaassen diejenige Freiheit der Empfindung haben, welche ihnen soeben noch abging. Die Schmiegsamkeit der Gliedmaassen und ein guter Sitz sind doch die ersten Bedingungen für das feine Reiter-Gefühl (*tact équestre*). J. Fillis.

welche kurzbeinig sind. Ein zu grosses Spreitzen der Beine könnte ernste Nachtheile im Gefolge haben: es ermüdet die Leisten ohne dem Schüler Nutzen zu bringen und ich habe Verrenkungen (*déviations*) der Hüften erlebt, die nur auf diese Ausschreitungen zurückzuführen waren. Später, wenn der Reiter mit diesen gymnastischen Vorübungen gebrochen hat, wird es anders sein. Nach und nach wird er, ohne physische Schmerzen, dahin gelangen, jedes Pferd zu reiten, gleichgültig wie es gebaut ist.

Ich bin nicht der Ansicht, dass Anfänger sich aller 4 Zügel bedienen sollen; ein einfacher Zaum, von dessen beiden Zügeln man je einen in jeder Hand halten lässt, erscheint mir vortheilhafter. Wenn man von vornherein den Gebrauch eines Zaumes mit 4 Zügeln gestattet, liegt die grosse Wahrscheinlichkeit vor, dass der Körper des Reiters den Bewegungen der Fäuste folgt; denn anfangs sind es nicht nur die Fäuste allein, sondern auch die Arme, welche der Reiter – beinahe unfehlbar – bald nach rechts, bald nach links verschieben wird. Mit dem einfachen Zügel ist jedoch dieser Nachtheil vermieden, indem jede plötzliche Wirkung (ein Ruck v. Z. O.) sich besser ausgleicht. Man wolle sich dessen erinnern, dass es leichter ist, dem Schüler gleich Anfangs eine gute Haltung beizubringen, als später eine mangelhafte zu verbessern.

Kurz zusammengefasst, ist das vornehmlichste Erforderniss der feste Sitz und dieser ergiebt sich nur aus einer guten Haltung und aus der Praxis. Ich füge noch hinzu, dass der Reiter gleichmässig besitzen muss: – nicht etwa eine unvorsichtige Tollkühnheit – sondern das Vertrauen zu sich selbst, welches ihm seine ganze Kaltblütigkeit erhält, ohne die er die freie und voll-

ständige Anwendung der Mittel und der bisher erworbenen Kenntnisse nicht haben wird.

Indess ist es nicht nothwendig, ein sehr erfahrener Stallmeister zu sein, um gut reiten zu können. Wenn ich die Wahl habe zwischen Einem, der theoretisch sehr bedeutend ist, aber in der Praxis ungeschickt, so gebe ich demjenigen den Vorzug, welcher – ohne sich auf gelehrte Auslegungen einzulassen – nichtsdestoweniger im Stande ist, fast alle Pferde – wenn sie überhaupt zum Reiten tauglich sind – zu reiten. Der reine Theoretiker kommt fast immer dahin, diejenigen Pferde, welche er zu dressiren vermeint, stätig zu machen. Er besitzt zwar thatsächlich die ernstliche Absicht, dem Pferde eine bestimmte Bewegung abzuverlangen, aber dies ist aus Mangel an Praxis nicht ausreichend und erlaubt ihm nicht durchzudringen, wenn das Pferd ihm offenen Widerstand entgegensetzt.

Nichts ist schlechter, als diese Widersetzlichkeiten hervorzurufen, wenn man nicht die Entschlossenheit besitzt, diese bis zum Aeussersten zu bekämpfen, und ihrer Herr zu werden.

XV.

Der Sitz der Reiterin
(Position de l'Amazone).

Die Reiterin soll – abgesehen von den Beinen – genau so zu Pferde sitzen, wie der Reiter, was den Sitz anlangt *(à partir de l'assiette).* *)

*) Seit einiger Zeit ist die Rede von Damen, welche im Spreizsitz reiten. Ausser, dass die Reiterin auf diese Art jede weibliche Anmuth verliert, giebt es auch kaum etwas, was unpraktischer wäre. Was fehlt den Reitern im Allgemeinen? Der Sitz, d. h. die Sicherheit darin. Der Sitz wird den Damen noch

Die Schultern und die ganze Haltung des Oberkörpers soll parallel zu den Pferdeohren sein. Das ist aber nicht möglich, wenn nicht auch die Hüften eine, diesem angepasste Stellung einnehmen. Also die Stellung der Hüften ist es, von welcher die ganze Haltung der Reiterin abhängt. Indem beide Beine nach links liegen,*) umfasst das rechte Bein die Gabel und

mehr fehlen, welche doch einen runderen und viel energieloseren Schenkel haben, als der Mann. Es erscheint mir recht überflüssig, sich des Längeren darüber auszulassen: Pferde, die gewöhnlich keine Höflinge sind, werden denjenigen, welche dieser neuen Art der Reiterei huldigen, so oft Unfälle bereiten, dass sie nicht säumen werden, darauf zu verzichten. J. Fillis.

*) Ein anderer Einfall: Man hat vorgeschlagen, die Reiterin auf die rechte Seite sich setzen zu lassen. Englische und besonders amerikanische Zeitschriften haben vielfach das Unzuträgliche erörtert, was für junge Mädchen aus dem steten Sitz auf ein und derselben Seite entstehen könnte: man hat behauptet, es könne das Rückgrat dadurch aus seiner Lage kommen. Da ich nur aus der Praxis urtheile, kann ich nicht sagen, was daraus für Kinder entstünde, welche man im Alter von fünf oder sechs Jahren zu Pferde setzen würde. Ich habe aber oft Reitunterricht mit jungen Mädchen von zwölf oder dreizehn Jahren angefangen und versichere hoch und theuer, dass für diese eine Verkrümmung des Rückgrats niemals zu befürchten ist.

Ich weiss wohl, dass in England und Amerika die erste Unterweisung im Reiten an Kinder den Kutschern oder Stallburschen überlassen ist. Wie gross auch das Verdienst dieser sein mag, es kann ihnen doch begegnen, einen schlechten Rathschlag zu ertheilen, nicht zu erkennen, was geschehen muss, um einen Fehler zu verbessern oder selbst, um einen solchen beim Schüler nicht einreissen zu lassen. Begegnet das doch selbst Professoren der Reitkunst, welche Theorie und Praxis studirt haben und doch erst nach langer Unterweisung dahin gelangen, kleine Fehler (welche mit der Zeit schlimmer werden) abzustellen.

Ich halte dafür, dass — mit einem guten Lehrer — die nach links gesetzte Reiterin (weit entfernt, ihr Rückgrat aus seiner Lage zu bringen) an Anmuth und Geschmeidigkeit nur gewinnen kann.

liegt höher und weiter nach vorn, als das linke; dieses wieder lehnt sich leicht mit dem Theil des Beines über dem Knie – an die linke Gabel. Der Fuss ruht im Bügel.

Aus dieser Lage der Beine ergiebt sich, dass die Reiterin eine ganz erklärliche Neigung dazu hat, fast das ganze Körpergewicht nach der rechten Seite hinzuverlegen, während die linke fast nichts zu tragen hat, und hieraus folgt wieder, dass die linke Hüfte gegen die rechte zurücktritt: was vermieden werden muss.

Das Körpergewicht muss auf beiden Seiten des Pferdes gleichmässig vertheilt sein, und wiederhole ich hier für die Reiterinnen, was ich für die Reiter sagte: sie müssen auf ihrem Sattel genau so sitzen, wie auf einem Stuhl; die Hüften und Schultern parallel den Pferdeohren. Dies ist nicht nur ein nebensächliches Erforderniss der Correctur, sondern ein Haupterforderniss für die Sicherheit.

Selten ist eine Reiterin nach links hin aus dem Sattel geworfen; denn auf dieser Seite findet sie Halt an der Gabel und im Nothfall am Bügel. Die ganze Gefahr, heruntergeworfen zu werden, liegt rechts und ist um so mehr vorhanden, wenn die linke Schulter (gegen die rechte) zurücksteht.

Es ist doch thatsächlich erklärlich, dass, wenn Pferd und Reiterin uneins werden, oder bei einem Seitensprung des Pferdes von rechts nach links, dass

Fahren wir doch fort, die Reiterin nur auf ein und derselben Seite reiten zu lassen und zwar auf der linken. Sonst müsste man ihr ja die Peitsche in die linke Hand geben, welche doch weniger bestimmt und weniger geschickt ist; das wäre eine grobe Unzuträglichkeit, da doch gerade die Peitsche den fehlenden Schenkel ersetzen soll. J. Fillis.

dann der Oberkörper aus seiner Stellung kommt und mit Gewalt nach rechts geworfen wird.

Dies ist aber nur von geringer Bedeutung und wird schnell wieder gut zu machen sein, wenn beide Schultern so gehalten werden, wie wir es oben auseinandergesetzt haben. Beim Gegentheil aber, wenn die Schultern verquer stehen, d. h. die linke zurückgezogen, so ist das – ohnehin schon schlechte – Gleichgewicht vollständig aufgehoben, und folglich die Gefahr zum Sturz nach rechts – vorhanden; hiergegen muss man gesichert sein, weil er gefährlich werden kann: in diesem Falle nämlich fällt die Reiterin unfehlbar auf den Kopf, vorausgesetzt, dass sie sich freimachen kann von Gabel und Bügel. Wenn aber beim Fallen auch noch der Fuss im Bügel hängen bleibt und das Reitkleid an der Gabel, – so kann die Reiterin geschleift werden, ohne im Stande zu sein, sich frei zu machen.

Das, was der Reiterin die Sicherheit giebt, verleiht ihr gleichzeitig die elegante Haltung; sie braucht mithin nicht zu besorgen, die eine etwa der anderen opfern zu müssen. Es ist erforderlich, 1. dass die Kniee so dicht wie möglich bei einander sind; indem das rechte die Gabel fest umfasst und diese von vorn nach hinten zieht, soll hingegen das linke Knie – mit dem Fuss im Bügel als Stützpunkt – sich von hinten nach vorn ebenso kräftig vorschieben, damit 2. die linke Schulter dadurch nach vorn getragen wird, und ebenso der ganze Oberkörper – nach vorn geneigt – seine volle Geschmeidigkeit behält.

Wenn das Pferd Schritt geht, mithin der Körper beständig auf dem Sattel ruht, würde – zumal wenn die linke Schulter zurückbliebe – die Haltung der Reiterin schlecht und besonders unvortheilhaft erscheinen.

Im englischen Trabe ist das noch viel schlimmer: wenn die linke Schulter beim Erheben des Körpers die Vorwärtsbewegung lebhaft mitmacht, und ebenso lebhaft zurückschnellt, wenn die Reiterin wieder in den Sattel zurückfällt, — so entsteht hierdurch schon die wenig anmuthige Bewegung, welche man „korkenzieherartig“ — *(tire bouchon)* nennen könnte.

Wenn die Reiterin im Schritt gut sitzt, und ihr Körpergewicht – gleichmässig nach beiden Seiten – richtig auf dem Sattel vertheilt ist, so bleiben auch im Trabe die Hüften und folglich auch die Schultern ebenso in ihrer gefälligen Haltung.

Der englische Trab soll sich – so zu sagen – von selbst entwickeln. Der Oberkörper soll sich nicht etwa durch irgend einen Kraftaufwand erheben, sondern soll sich durch die Bewegung des Pferdes heben lassen, während der zwanglos im Bügel ruhende Fuss, der Knöchel und die Kniee nur Charnierdienste verrichten. Das geringste Zusammenziehen, der kleinste Kraftaufwand in den Knöcheln, Knieen oder im Kreuz geben der Reiterin ein steifes unvortheilhaftes Aussehen und machen das Reiten ermüdend.

Wenn die Reiterin sich diesen Regeln anpasst, wird sie immer nnr ein Tempo in der Luft und ein Tempo im Sattel markiren; anderenfalls fällt sie zu früh in den Sattel zurück und markirt dort zwei Tempos, was einen unnützen und ermüdenden Stoss hervorbringt. Ich werde diese Wahrnehmung noch ausführlicher besprechen in dem, den Trab des Reiters behandelnden Capitel.

Die Geschmeidigkeit ist eine der unerlässlichsten Eigenschaften der Reiterin; sie wird durch die Gewohnheit des Reitens erlangt und auch durch einige

andere. vorausgegangene körperliche Uebungen, deren beste der Tanz ist.

Oft ist auch das Wohlbehagen der Reiterin durch einige ganz unbedeutende Nebenumstände im Anzuge gestört, weil ihr dabei die guten Rathschläge gefehlt haben, deshalb werde ich einen Augenblick hierbei verweilen.

Die Reiterin verletzt sich sehr leicht; die geringste Falte in ihren Kleidern veranlasst eine Hautabschürfung. Bei einem langen Ritt, besonders bei der Jagd empfiehlt es sich, dass sie kein langes Hemde, sondern nur ein kurzes Hemdchen von sehr feinem Stoff trägt, welches über den Hüften befestigt ist. Der Kragen und die Manschetten müssen an dem Hemdchen festsitzen, nicht mit Stecknadeln befestigt sein, welche nicht sitzen bleiben, sondern herausfallen und stechen.

Ich rathe dringend, keine langen Strümpfe anzuziehen; denn das Strumpfband ist immer ein Hinderniss, oft sogar Ursache eines wirklichen Leidens und kann ausgedehnte und schmerzhafte Verwundungen hervorrufen.

Socken sind in jeder Hinsicht vorzuziehen; sie müssen sich vereinigen mit einem enganliegenden Unterbeinkleid aus weichem und dehnbaren Stoff, „Tricot“ oder „Gersey“ und gefüttert sein mit Seide oder – noch besser – mit sehr feinem Hirschleder. Das Beinkleid, welches darüber gezogen wird, muss schmale Gummistege haben, damit es keine Falten schlägt. Der kurze Stiefel muss Gummizüge – keine Knöpfe – haben, um Verwundungen und Quetschungen auf dem Fussspann zu vermeiden. Ich liebe nicht die hohen Stiefel: sie sind zu hart, können unterhalb des Knie's verletzen und verhindern die Reiterin, ihr Pferd mit dem Bein richtig zu fühlen.

Das Schnürleibchen muss sehr kurz und niedrig sein. Eine lange Corsetschiene (Schnippe) ist nicht nur unbequem, sondern wirklich gefährlich.

Ich würde glauben, mich entschuldigen zu müssen, weil ich in diese geheimen Einzelheiten (der Toilette) eindringe, für welche meine Urtheilsfähigkeit zweifelhaft erscheinen könnte, wenn es sich nur um eine Frage der Eleganz handelte; aber Alles was die Ausrüstung der Reiterin angeht, betrifft auch ihre Sicherheit und ihr Wohlbefinden zu Pferde.

Ich habe so viele Frauen von einem Spazierritt schmerzerfüllt und leidend zurückkommen sehen (welche in Folge dessen dazu verurtheilt waren, mehrere Tage auf der Chaiselongue zuzubringen), dass ich doch dahin gelangt bin, allen diesen, anscheinend nebensächlichen Dingen eine grössere Wichtigkeit beizumessen.

Endlich glaube ich, mich nicht zu sehr auf Nebendinge zu verirren, wenn ich empfehle, die Haare recht sicher zu befestigen. Die Dame, welche damit beschäftigt ist, ihren Hut oder Schleier festzuhalten oder zurechtzusetzen, denkt zu wenig an ihr Pferd, und man kann wohl sagen: wenn sie ihren Hut verliert, ist sie nahe daran, auch den Kopf zu verlieren.

Die Wahl des Sattels ist gleichfalls von grosser Wichtigkeit, sowohl für die Reiterin, als für das Pferd.

Er muss recht waagerecht sein, damit das Knie nicht höher ist, als das Gesäss; wenig gepolstert, damit die Reiterin das Pferd besser umfasst und weniger Gefahr läuft, hin und her zu rücken oder aus dem Sitz zu kommen: die geringste Sitzveränderung verletzt das Pferd in unangenehmer Weise am Widerrüst.

Wenn der Sattelkranz zu kurz ist, wird die Reiterin

sich sicherlich verletzen; ist er zu lang, so wird das Pferd in der Nierenparthie verletzt werden.

Es ist nöthig, dass das Damenpferd einen recht hohen Widerrüst besitzt, damit der Sattel am Herumrutschen verhindert wird.

Endlich muss man noch grosse Sorgfalt darauf verwenden, dass die Mähne am Widerrüst nicht unter die vordere Sattelpolsterung gelangt, weil dadurch für das Pferd eine Unbequemlichkeit entsteht, welche es oft zu Widersetzlichkeit veranlasst.

Jetzt noch einige Worte, wie man eine Dame in den Sattel hebt. Ich denke, dass dies nicht nur für die Reiterinnen nützlich sein wird, sondern besonders für die Herren, welche der – oft zweifelhaften – Ehre theilhaftig werden, ihnen den Fuss zu halten.

Zu meinem grossen Bedauern, sehe ich mich genöthigt zu erklären, dass die Dame – um sich in den Sattel zu setzen – gewöhnlich das Gegentheil von dem thut, was erforderlich ist: sie setzt den linken Fuss in die ihr zum Hinaufhehen dargereichten Hände und schwingt sich – indem sie den Körper nach vorwärts hinaufschnellt – mit dem rechten Fuss so ab, dass sie sich auf dem linken Fusse erheben kann; es folgt daraus, dass ihre ganze Körperlast plötzlich auf die ihr als Tritt dienenden Hände zurückfällt, und dass die Bewegung, die sie nach vorwärts macht, den Herrn unvermeidlich nach rückwärts wirft und ihn so von der Schulter des Pferdes entfernt.

Sie sollte im Gegentheil, — während sich ihr linker Fuss in den Händen des Herrn befindet — sich nur des rechten Beines zu einem leichten Abstoss bedienen, welcher dem linken Knie die nöthige Spannung erlaubt, und sollte dabei den Körper recht gerade – eher noch

etwas nach rückwärts geneigt – halten. Dies ist eine der einfachsten Bewegungen; sie ist genau diejenige, welche man ausführt, um eine etwas hohe Treppenstufe zu ersteigen. Die Reiterin soll nicht durch einen Sprung sich zu erheben suchen; ihr ganzer Kraftaufwand soll sich darauf beschränken, das linke Knie so auszustrecken, dass das Bein vollständig gerade wird und so bleibt, indem das Kreuz seine recht gerade Haltung beibehält. Sie sollte sich endlich mit den Armen helfen; die linke Hand auf die Schulter des Herrn gestützt, die rechte an der linken Gabel. Indem sie so verfährt, wird sie ganz gerade unter dem Einfluss der sie tragenden Hände aufsteigen und ungezwungen im Sattel Platz nehmen, ihren Sitz hierbei ein wenig nach rückwärts verlegend. Sie selbst soll nicht versuchen, das Pferd zu erreichen; der Herr soll sie auf den Sattel heben, sie soll sich nur darauf zurechtsetzen. Wenn die Reiterin in den Sattel springen will, stösst sie gewöhnlich schon dagegen, bevor sie über ihm schwebt und fällt dann auf den Herrn zurück.

Ich muss hinzufügen, dass es überhaupt eine schlechte Gewohnheit der Reiterinnen ist, den linken Fuss zu geben; das ist alter Brauch, dessen Ursprung und Fortdauer ich mir nicht erklären kann. Es ist doch Thatsache, dass die Dame, wenn sie beim Aufsitzen den linken Fuss darbietet, und in der Schwebe ist, das Gesäss von vorn nach rückwärts und von links nach rechts bringen muss, während der Herr eine Bewegung von rückwärts nach vorwärts und von rechts nach links macht; das ist doch eine doppelt verkehrte Haltung *(double déplacement)*. Wenn hingegen die Dame ihren, – dem Pferde zunächst befindlichen – rechten Fuss giebt, genügt ein kleiner Abstoss des linken Fusses

und das Ansteifen des rechten Knie's, um sich ganz ungezwungen längs des Sattels hochzuziehen und – ohne die geringste Verschiebung – sich sofort richtig in demselben zu befinden.

Ich habe nicht das Verdienst, diese so einfache Entdeckung gemacht zu haben; sie ist schon seit recht langer Zeit von so vielen und den besten Reiterinnen angewandt worden. Ich habe die Ehre gehabt, Fürstinnen in den Sattel zu heben, welche nie anders dabei verfuhren.

Versuchen Sie es, meine Damen, auf diese Weise und ohne Vorurtheil 8 Tage hindurch, und ich bin sicher, dass Sie, diese Art aufzusitzen, annehmen werden.

Einmal im Sattel, soll die Reiterin sofort, und ohne sich mit dem Ordnen ihres Reitkleides lange aufzuhalten, ihr rechtes Bein um die Gabel legen; dies ist das einzige Mittel um einen Fall zu vermeiden, wenn das Pferd einen Seitensprung machen sollte. Ich behaupte sogar, dass die Hände des Herrn erst dann die Füsse der Reiterin los lassen sollen, wenn das rechte Bein sicheren Halt gefunden hat.

Um abzusteigen, lässt die Reiterin den Bügel los und reicht die linke Hand dar, nimmt dann das rechte Bein aus der Gabel, giebt die rechte Hand und lässt sich – wenn sie so auf dem Sattel sitzt – ohne zu springen, heruntergleiten, indem sie die Arme ein wenig anspannt. Sie muss auf die Fussspitzen fallen und dabei die Kniee biegen, um so jeden Stoss zu vermeiden. Es ist nicht überflüssig, dies anzuempfehlen; denn nach einem etwas langen Ritt sind die Beine oft steif und ungelenk.

Ich wiederhole, dass die Dame ihre Hände geben und nicht springen, sondern heruntergleiten soll. Sehen

Sie doch, wie es am Häufigsten geschieht: Die Dame wirft sich förmlich vom Sattel herunter, der Herr fängt sie auf, sie dabei in der Taille umfassend und lässt sie, wenn er sie nicht mit steifem Arm halten kann, an seinem Körper entlang gleiten, Das ist weder angenehm, noch schön, sondern unpassend.

Man frägt sehr häufig, ob der mitreitende Herr sich zur Rechten oder Linken der Dame befinden soll? Ich glaube nicht, dass die gute Lebensart eine bestimmte Vorschrift in dieser Hinsicht geben kann:

Unter gewöhnlichen Verhältnissen bin ich der Ansicht, dass der Herr sich zur Rechten der Dame befinden muss, weil die Reiterin – schon um sich nach ihm zu wenden – die rechte Schulter zurücknehmen muss, und weil dieses – wie gesagt – die wünschenswertheste Haltung ist. Umsomehr ist es nöthig, dass der Herr sich zur rechten Hand aufhält, weil er dann im Falle der Verwirrung oder Gefahr sofort der Reiterin beistehen kann. Wenn er sich auf der linken Seite befände, würde er sich der Reiterin – deren Beine wegen – nicht genügend nähern können.

Wenn es vorkommen sollte, dass zur Linken der Reiterin durch Pferde- oder Wagengedränge Gefahr entstände, muss der Reiter sofort seinen Platz an dieser Seite einnehmen, um gerade die Beine der Dame zu schützen.

ZWEITER THEIL.

Die einfache Reiterei

(Equitation courante).

I.

Die Arbeit an der Longe

(Travail à la longe).

Ich verfahre mit allen Pferden – ohne Unterschied – auf die gleiche Weise.*) Das zu dressirende Pferd wird gesattelt und gezäumt in die Reitbahn gebracht.

Ich ziehe die Zügel beider Mundstücke *(de bride et de filet)* durch den Kehlriemen, damit sie nicht herunterhängen, und damit das Pferd nicht Gefahr läuft, mit den Beinen sich darin zu verwickeln. Ich schnalle dann eine Longe in den linken Ring der Unterlegetrense und lasse das Pferd ganz nach seinem Belieben gehen.

Entfernt es sich von mir, so lasse ich das geschehen, da es mein Bestreben ist, es längs der Wand

*) Während der ganzen Unterrichtsstunde muss man die Vorderbeine, von der Köthe bis unter das Knie, mit Flanellbinden wickeln. So stärkt man die Sehnen, indem man ihnen Halt giebt, und vermeidet Ueberbeine und Knochenauftreibungen; häufige Folgen von Schlägen, welche das noch ungeschickte Pferd sich selbst beibringen kann.

Unmittelbar nach dem Unterricht entfernt man die Flanellbinden von den Vorderbeinen und legt sie um die Hinterbeine. Man muss sie überhaupt nie länger als 2—3 Stunden liegen lassen. Diese Zeit genügt, um das Anschwellen der Beine und das Austreten der sogenannten „Waden“ *(mollettes)* zu verhüten. Wenn man die Beine fortwährend gewickelt liesse, würden die Zellengewebe sich erweichen und die Sehnen unter dem Einfluss der Hitze sich dehnen. J. Fillis.

gehen zu lassen; wenn es dies aber nicht thut, sondern versucht, sich um mich herum zu drehen, so zeige ich ihm die Bahnpeitsche *(chambrière)*, deren Anblick genügt, um es so weit abzuhalten, als die Longe gestattet. Ich halte die Bahnpeitsche in der rechten, die Longe in der linken Hand und erlaube dem Pferde, diejenige Gangart anzunehmen, welche es will.

Dieser Marsch in der Bahn herum, hat den Zweck, das Pferd mit dem Erdboden *(terrain)* und mit den es umgebenden Gegenständen, welche ihm noch neu sind, bekannt zu machen.

Ist das Pferd kraftvoll, so springt es zuerst wohl, galoppirt dann oder trabt; aber nach einigen Minuten beruhigt es sich. Ist es schlaff, so geht es nur zögernd vorwärts. Man muss es dann antreiben, indem man ihm zuerst die Peitsche zeigt und – wenn das nicht genügt – dieselbe leicht auf den Hinterbacken wirken lässt, bis man eine lebhafte, etwa 5 Minuten andauernde Gangart – sei es Trab oder Galopp – erzielt hat. Ich kann nicht genug empfehlen, jede plötzliche oder heftige Bewegung zu vermeiden, durch welche das Pferd erschrecken könnte.

Ich sagte soeben, dass ich eine fünf Minuten lange Arbeit in lebhaftem Tempo verlangte, aber ich kann das natürlich nur dann thun, wenn das Pferd schon genügend bei Kornfutter *(engrainé)* d. h. in gutem Futterzustande ist. Im entgegengesetzten Falle darf die Arbeit in den ersten Tagen nicht so lange andauern; ich verlängere sie also nur ganz allmälig bis zu der angegebenen Zeitdauer.

Wenn das Pferd fünf Minuten auf der linken Hand – d. h. die linke Schulter nach dem Inneren der Bahn zu gestellt – gegangen ist, lasse ich die Bahnpeitsche

fallen, suche es mit der Stimme zu beruhigen und verkürze darauf die Longe, bis das Pferd mir ganz nahe gekommen ist. Ich rede ihm nun gut zu, streichele seinen Hals*) und dann den Kopf (wenn es sich dies gefallen lässt), mache die Longe los und schnalle sie in den rechten Ring der Unterlegetrense.

Nach einer kleinen Pause fange ich dieselben Uebungen auf der rechten Hand, auch in Dauer von fünf Minuten, an. Nachdem ich auch diese Arbeit beendet, lasse ich wieder die Bahnpeitsche fallen, rufe das Pferd an – indem ich durch leichten Anzug mit der Longe es zu mir heranziehe – und liebkose es auf's Neu'.

Meines Dafürhaltens ist gerade diese Uebung zu Beginn der Dressur unumgänglich nothwendig. Möge man mir gestatten, die Gründe hierfür etwas ausführlicher zu behandeln; denn gerade diesen Uebungen lege ich eine besondere Wichtigkeit bei:

Ein junges Pferd ist fast immer unruhig, selbst furchtsam; ein Nichts erschreckt es; der Schatten, die Mauern oder irgendwelche daran haftende Gegenstände. Unwillkürlich entfernt es sich von Alledem, was ihm Furcht einflösst, springt in die Bahn, die es frei findet, weil ich nur allein darin bin. Wenn ich dann dem Pferde die Peitsche zeige, indem ich mich ihm nähere, so flieht es instinktmässig auch diese und wendet sich wieder der Wand zu, wo es – vermittelst der mit dem Arm gegen die Pferde-Schulter ausgestreckten Bahnpeitsche – bequem festzuhalten ist.

Hat das Pferd die Wahl zwischen meiner Drohung und irgend einem Gegenstande, vor welchem es sich

*) Alle Pferde nehmen an dieser Stelle Liebkosungen gern an. — J. Fillis.

gefürchtet hat und geflohen' ist, so wird es zu diesem zurückkehren, weil derselbe – in seiner Unbeweglichkeit – ihm weniger Furcht einflösst als die lange Peitsche.

Wenn das Pferd – dank diesem Verfahren – mehrere Mal an dem Ort vorübergekommen ist, wo es Furcht hatte, gelangt es dahin, gar nicht mehr zu scheuen. Man merke wohl, dass es dazu einer Züchtigung nicht bedurft hat, deren man sich eben nur im äussersten Nothfalle bedienen soll.

Dem sich zu kräftig fühlenden Pferde gebe ich übrigens durch einen guten Trab oder auch Galopp – wenn es diesen vorziehen sollte – Gelegenheit, sich seines Kraftübermaasses zu entledigen; es wird dann folgsamer und aufmerksamer. Sollte es schlaff sein,*) so würde ich ihm durch einige Peitschenhiebe begreiflich machen, dass es vorwärts zu gehen hat.

Jedenfalls würde ich **einen** Erfolg erzielt haben: das Pferd fürchtet sich nicht mehr vor den Gegenständen, welche es umgeben; es hat sich vollständig daran gewöhnt; denn dadurch, dass es Niemanden auf seinem Rücken trägt, welcher es in seinen Bewegungen stört und beunruhigt, hat es eine freiere, unbeeinflusste Vorstellung von Allem. Ich habe dies ohne Kampf,

*) Man muss ein schlaffes Pferd nicht mit einem temperamentlosen verwechseln. Ersteres kann die Gehlust wohl bekommen, wenn es entsprechend gefüttert und geübt wird; letzteres hingegen kann sehr wohl die Muskelkraft haben, will sie aber nicht gebrauchen oder vielmehr nur dann, wenn es ihm gefällt. Das ist es aber gerade, was ein solches Pferd für den unerfahrenen Reiter gefährlich macht. Wirklich zuverlässig ist nur ein Pferd mit edlem Charakter (*généreux*). Das zu hitzige Pferd ist unleidlich und versucht leicht durchzugehen; aber ich ziehe es dem temperamentslosen Pferde vor. Die erste Eigenschaft des Pferdes ist: Gang — d. h. Gehlust — zu haben. J. Fillis.

ohne grosse Anstrengungen erreicht und ohne, dass ich nöthig gehabt hätte, die Bock- und Seitensprünge eines Pferdes zu ertragen, welches – noch zu übermüthig – von mir bestiegen wurde, und ohne mich dem auszusetzen, mit einem Pferde zu stürzen, welches – unbekannt mit dem Hufschlag – seine Beine ungeschickt gebraucht und in Folge dessen fällt!

Ich habe ausserdem dem Pferde gelehrt, die Peitsche zu kennen, zu ertragen und zu fürchten, was von sehr grossem Nutzen ist; denn wenn es später – von einem schwachen Reiter geritten – sich weigert, vorwärts zu gehen, wird der Gebrauch der Peitsche sehr angezeigt sein. Oft wird ihr Anblick allein ausreichen, um das Pferd, welches sie fürchtet, zum Vorwärtsgehen, zu bewegen. Wenn es dies nicht thut muss man die Peitsche auf der Hinterbacke wirken lassen; aber immer nur in schonender Weise; jede Rohheit oder jede überraschende Berührung könnte leicht Widersetzlichkeit hervorrufen.

Diese Arbeit an der Longe hat noch einen anderen Vortheil: sie gestattet, das Pferd in den Trab zu setzen und es in dieser Gangart bis zum Strecken (*à l'extension*) zu bringen indem man die Hinterhand mit der Peitsche herantreibt (*faisant chasser*). Schliesslich versetzt man hierdurch das Thier in die Nothwendigkeit (welche dann zur Gewohnheit wird) sich selbst zu tragen.*) Es erlangt durch diese in der Freiheit vollführte Uebung Geschwindigkeit, Vertrauen, Geschicklichkeit

*) Das Zugpferd stützt sich auf das Kummet (*collier*), das Reitpferd auf die Hand des Reiters; das an der Longe gehende Pferd ist aber gezwungen sein Gleichgewicht in sich selbst zu suchen, — jedes anderen Stützpunktes bar. J. Filles.

und Sicherheit im Gebrauch der Beine. Sind das etwa nicht die häuptsächlichsten guten Eigenschaften eines Pferdes?

Das Pferd, welches fünf Minuten (auf jeder Hand) hindurch in lebhafter Gangart erhalten wird, kommt ausserdem auch gut in Athem, da die Lungen gezwungen sind, sich weit auszudehnen. Es erhält hierdurch schliesslich eine, ihm nothwendige Bewegung, welche es – geritten – in den ersten Unterrichtsstunden nicht haben würde, weil diese im Schritt stattfinden.

In den ersten zwei bis drei Unterrichtsstunden lasse ich das Pferd gehen, wie es ihm gefällt, vorausgesetzt, dass die Bewegungen lebhaft sind, und dass es an der Wand bleibt. In den darauf folgenden Stunden fordere ich den Trab.

Es ist ein leichtes Ding, den Trab zu erlangen. Man muss ihn mit jedem Pferde schon in der dritten oder vierten Stunde ohne fremde Hülfe, erreichen. Ich sage: ohne fremde Hülfe, weil die Lehrmeister im Allgemeinen die Gewohnheit haben, zu zweien zu wirken. Thun sie das, so befolgen sie damit nur die Vorschriften aller Werke, welche bis zum heutigen Tage darüber erschienen sind, und welche alle diese Art des Verfahrens empfehlen. Ich halte sie für unrichtig, weil niemals eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen zwei Menschen stattfindet. Es kommt vor, dass derjenige, welcher die Peitsche führt, schlägt, wenn es nicht nöthig ist; oder auch, dass derjenige, welcher die Longe hält, das Pferd zurückhält, wenn der Andere es antreibt. Das erzeugt Uneinigkeit, die nicht stattfindet, wenn ein Lehrer allein thätig ist.

Also: das Pferd ist an der Wand, auf der linken Hand; der Lehrer – mitten in der Bahn – muss – das

Pferd im Auge behaltend – immer in Höhe der Pferdeschulter bleiben, dasselbe gewissermaassen einschliessend zwischen Longe (diese vor dem Pferde in der linken Hand) und zwischen Peitsche, welche hinter dem Pferde in der rechten Hand gehalten wird. Der Lehrer soll das Pferd zwar immer begleiten, ihm aber niemals folgen;*) er soll sich so stellen, dass er das Pferd – vorn mit der Longe, hinten mit der Peitsche – in seiner Gewalt behält.

Damit das Pferd den Trab annimmt, berühre ich es leicht mit der Peitsche, um die Hinterhand heranzuhalten *(envelopper)*. Es würde besser sein, die Schulter zu berühren, aber man darf das – besonders bei einem jungen Pferde – nicht versuchen, bevor man nicht eine grosse Erfahrung in Handhabung der Peitsche – erlangt hat. Es ist Thatsache, dass, wenn das Peitschenende – anstatt dreist die Schulter – den Kopf (wenn auch noch so leise) berührt, — dass dann das Pferd heftig zurückschreckt, und dass man dadurch eine Bewegung hervorruft, welche genau das Gegentheil von dem ist, was man beabsichtigt hat. Man würde wohl auch einen Zungenschlag machen können, welcher bei einem leidlich gängigen Pferde genügen würde, jedoch beeile ich mich, hinzuzufügen, dass man den Zungenschlag nicht miss-

*) Um das Pferd begleiten zu können, ohne ihm zu folgen und dabei doch immer in der Höhe der Schulter zu bleiben, — genügt es, in der Richtung: quer durch den Cirkel — mitzuschreiten und dabei den Arm abwechselnd auszustrecken und wieder zurückzuziehen. Ich empfehle dies als unerlässlich; denn derjenige, welcher die Cirkellinie mitbeschreiben wollte, würde sich bald in der üblen Lage befinden, schwindlich zu werden, wodurch er all' seiner Einwirkung verlustig ginge. Hält man aber daran fest, den Cirkel zu durchqueren, so kann man das Pferd ununterbrochen begleiten. James Fillis.

brauchen darf, da derselbe Veranlassung zu Störungen geben kann, wenn man in Gesellschaft *(en troupe)* ist.

Unter der Einwirkung der Peitsche macht das Pferd oft Sprünge oder fällt in Galopp: ich mildere das, indem ich die Longe leicht hin und her bewege und gleichzeitig das Pferd mit der Stimme beruhige.

Die Longe darf niemals straff sein; sie soll sich dem Pferdemaul nur durch ihr eigenes Gewicht bemerkbar machen oder durch die Schwingungen, in welche man die Longe versetzt.

Ich habe schon gesagt, dass die Stimme ein wirksames Hülfsmittel bei der Dressur wäre: wenn man bei den Schwingungen der Longe (um die Gangart zu mässigen) jedes Mal mit lauter Stimme sagt: „Trab"!, so wird das Pferd – so wenig intelligent es auch sein mag – nicht zögern, sich dessen zu erinnern, dass es eine Uebereinstmmung giebt zwischen der auf das Maul hervorgebrachten Wirkung und dem sein Ohr treffenden Ton. Zuerst gehorcht es den beiden gleichzeitigen Eindrücken, dann aber sehr schnell einem einzigen: der Stimme.

Wenn ich einen recht freien Trab erlangt, und das Pferd darin – während der beabsichtigten Zeitdauer – erhalten habe, setze ich es durch eine leichte Schwingung der Longe wieder in den Schritt, ebenso, wie ich es vorhin vom Galopp in den Trab fallen liess. Auch hierbei bediene ich mich wieder der Stimme, indem ich ziemlich laut, aber mitweicher Stimme sage: „Hooho"!

Von jetzt ab muss man dem Pferde lehren, auf den Lehrer zuzukommen.

Um dahin zu gelangen, verkürze ich die Longe vorsichtig, ziehe das Pferd zu mir heran und weiche selbst mit so kleinen Schritten zurück, dass es – weiter

ausschreitend als ich – sich mir allmälig nähert. Sobald es mir auf Armeslänge nahe gekommen ist, streichele ich es auf den Hals und beruhige es mit der Stimme. Ich vermeide dabei sorgfältig, auch nur die geringste Bewegung mit dem Körper nach vorwärts zu machen. Mein ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, dem Pferde Vertrauen einzuflössen. Wenn ich auch nur einen Schritt nach vorwärts mache, würde das Pferd sofort zurückschrecken, und wäre diese Bewegung genau das Gegentheil von der beabsichtigten. Wenn das Pferd durch Nichts erschreckt worden ist, als es sich mir näherte, wenn meine Liebkosung mit Hand und Stimme ihm gezeigt, das es Nichts in meiner Nähe zu fürchten hat, – wird es schnell Vertrauen fassen und zu mir kommen, ja, aus sich selbst wenigstens versuchen heranzutreten; und das um so lieber. als es nur in der Mitte der Bahn Ruhe findet.

Das Pferd muss Vertrauen genug haben, um sich dem Lehrer ohne Furcht zu nähern; soll das aber nur auf einen besonderen Zuruf thun. Das Endziel ist, ihm diesen Zuruf – ohne Hülfe der Longe – begreiflich zu machen, da letztere später ganz fortfällt.

Um das Pferd auf Befehl herankommen zu lassen, gebrauche ich die lange Bahnpeitsche. Ich gebe ihm kleine, leichte und wiederholte Schläge, – sei es auf Hinterbacke, Flanke oder Schulter, dabei immer versuchend, es auf derjenigen Seite festzuhalten, nach welcher es entschlüpfen möchte. Ich greife das Pferd sogar von vorn mit der Peitsche an, um es zu mir heranzubringen. Seine erste Bewegung ist dann zwar die, zurückzuschnellen, jedoch halte ich es an der Longe fest und verhindere es daran, indem ich gleichzeitig es anrufe und „Hooho“! sage.

Es muss hierbei bemerkt werden, dass das Pferd deshalb sich zurückwirft, weil der Anblick der geschwungenen Peitsche es erschreckt hat, und weil es sich den Schlägen entziehen will. Gan zanders das nicht dressirte Pferd: es weicht selbst einem Sporn-Stich nicht aus, sondern, im Gegentheil, es geht und wirft sich förmlich dagegen. Wir werden noch später sehen, dass die Wirkung, welche der Druck des Schenkels oder der Spornstich auf das gerittene Pferd ausübt, einzig und allein die Folge der Erziehung ist. Seiner eigenen Natur überlassen, macht das Pferd eine Bewegung, welche ganz das Gegentheil von derjenigen ist, welche durch die Dressur erlangt wird; beispielsweise: in der rechten Flanke von einer Fliege gestochen, wirft es sich so weit nach rechts, bis es einem Gegenstande begegnet, an welchem es sich reiben und selbst anlehnen kann.

Es ist also der Anblick der Peitsche, oder die Drohung mit derselben, welche es zurückweichen lässt. Die Empfindung des Schlages selbst – bringt es im Gegentheil vorwärts. Sobald der Widerstand der Longe dem Pferde gezeigt hat, dass es sich dem Anblick der Peitsche dadurch nicht entziehen kann, dass es sich zurückwirft, – folgt es seinem Instinkt und geht vorwärts. Wenn sich dann die Peitsche alsbald senkt und dem Pferde eine Liebkosung zu Theil wird, gewinnt es Vertrauen, begreift, was man von ihm will und führt das dann ohne Widerstreben aus. Dieses Resultat erzielt man nicht augenblicklich, aber man kann in sehr wenig Unterrichtsstunden dahin gelangen, besonders, wenn keine plötzliche Bewegung des Lehrers das Pferd in demjenigen Moment erschrekt hat, in welchem es vorwärts gehen will.

Von dem Augenblick an, wo das Pferd – der Aufforderung mit der Peitsche folgend – dreist auf den Menschen zukommt, kann man die Longe fortlassen.*)

*) Um das Pferd — ohne Zuhülfenahme der Longe — auf den Menschen zu kommen zu lassen, wende ich die gleichen Mittel an, als wenn ich mit der Longe arbeitete. Beim Beginn der Arbeit bediene ich mich viel der Longe, wenig der Peitsche. In dem Maasse, als das Pferd Fortschritte macht, vermeide ich den Gebrauch der Longe und vermehre denjenigen der Peitsche, mich dabei immer befleissigend, das Pferd — um es zu mir kommen zu lassen — immer an derjenigen Seite mit der Peitsche festzuhalten, nach welcher es ausweichen will. Schliesslich gewöhnt es sich daran, lediglich auf die Aufforderung der Peitsche zu mir heranzukommen. Von diesem Augenblick an, gewöhne ich das Pferd daran, mir in der Bahn überall hin zu folgen, es dabei immer mit der Peitsche verwahrend und bei der geringsten Zögerung es mit leichten Schlägen auf die Hinterbacke vorwärts treibend.

Endlich lasse ich die Longe ganz fort. Wenn das Pferd — wie es unfehlbar geschieht — der Peitsche zu gehorchen sich weigert und sich mir entziehen will, dann beginnt der Kampf. Dieser besteht hier darin, das Pferd mit Peitschenhieben auf die Hinterhand so lange zu verfolgen, bis es auf den Menschen zukommt. Dieses Resultat mag auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheinen. Wenn indess das durch den Menschen verfolgte Pferd genügend oft in der Bahn herumgekommen ist, hat es bald nur den einen Gedanken, still zu stehen. Wenn dann also die Peitsche das Pferd auf dem Hufschlag überall hin verfolgt und ihm nur in der Mitte der Bahn Ruhe lässt — (wie es ihm durch die Erziehung an der Longe gelehrt worden) — dann wird es sich entchliessen, in die Mitte der Bahn zu kommen.

Zur Erleichterung dieser Bewegnung, muss der Lehrer den Augenblick, in welchem das Pferd dazu neigt, langsamer zu werden, wahrnehmen, um es von der Wand abzulenken, es dazu förmlich mit der Paitsche umfassend, und muss gleichzeitig den Zuruf „Hooho“ erschallen lassen, durch welchen das Pferd bei der Arbeit an der Longe zum Menschen herangerufen wurde.

Wenn das Pferd trotzdem sich weigert und an der Wand verbleibt, muss eine abermalige Verfolgung eintreten mit erneuertem Versuch, es in die Bahn zu führen; und so fort bis das Pferd gehorcht. J. Fillis.

Diese erste Arbeit an der Longe ist nur eine vorbereitende; sie war zu allen Zeiten in Gebrauch, aber verschieden angewandt und geschätzt. — „Baucher" wies sie ganz zurück. Vor ihm wandte man sie im Uebermaass an. Was mich betrifft, erachte ich sie für heilsam; wohlverstanden aber, dass sie eine Ermüdung des Pferdes weder bezwecken noch erzielen darf.

Ich füge noch hinzu, dass diese Arbeit gleichmässig gut ist: 1. für das Pferd, um es an den Menschen zu gewöhnen, um wenigstens den Anfang zum Gehorsam zu machen, ohne dabei Widerstand herauszufordern, und 2. für den Lehrer, welcher seine Macht aus der Entfernung fühlen lassen und sich dabei doch ausserhalb der Hufschläge der Vorder- und Hinterbeine halten kann.*)

Ist dieses erste und sehr wichtige Resultat erzielt, gehe ich zu der Arbeit an der Hand *(travail rapproché)* über.

II.

Die Arbeit an der Hand

(Travail rapproché).

Der Marsch Vorwärts

(Marche en avant).

Ich lasse die Longe nun ganz beiseite und halte das Pferd an den Trensenzügeln, welche ich vorher über den Kopf des Pferdes heruntergenommen habe. Ich ersetze die lange Bahnpeitsche durch die kurze Reitpeitsche und bediene mich der Trensenzügel und

*) Ich bin kein Anhänger des Kappzaums, ausgenommen für wirklich bösartige Pferde. Ich rathe denjenigen, welche sich seiner bedienen, darauf zu achten, dass er leicht und gut gepolstert sei. J. Fillis.

Reitpeitsche genau in derselben Weise, wie früher der Longe und Bahnpeitsche.

Wenn ich mich auf der linken Hand befinde, das Pferd an der Wand — stelle ich mich an dessen linke Schulter. In der linken Hand halte ich die Trensenzügelenden.*) In derselben Hand befindet sich die Peitsche, welche ich hinter meinem Beine – längs desselben – verstecke, so dass das Pferd sie nicht sehen kann. Mit der rechten Hand ergreife ich dann diese beiden heruntergenommenen Trensenzügel — dicht am Maul und unterhalb des Kinn's.**) Dann mache ich einige Schritte vorwärts. Wenn das Pferd meiner Bewegung folgt, liebkose ich es, wenn es sich hingegen weigert, vorwärts zu gehen, bringe ich die linke Hand hinter meinen Rücken und berühre es mit der Peitsche hinter den Gurten. Fast immer weigert sich zuerst das rohe *(neuf)* Pferd, vorwärts zu gehen und bedarf eines Peitschenhiebes.***)

*) Es ist selbstverständlich, dass Alles dies in umgekehrter Anordnung geschieht, sobald man sich auf der rechten Hand befindet. J. Fillis.

**) Siehe Tafel I.[1])

***) Gewöhnlich genügt die Peitsche; manche Pferde indess verweigern vorwärts zu gehen, besonders dann, wenn man Beizäumung *(la flexion)* verlangt. In diesem Falle ersetze ich die Reitpeitsche wieder durch die Bahnpeitsche und suche hinter meinem Rücken damit die Hinterhand zu treffen; es giebt kein Pferd, welches darauf nicht folgt.

[1]) Die mit „Tafel“ bezeichneten Zeichnungen sind unverdeutscht geblieben, um:

1. Das Erscheinen des Werks nicht aufzuhalten, was — zufolge mehrfachen Umdrucks — unvermeidlich geworden wäre,

2. die Verdienste des unterfertigten und kunstfertigen Zeichners, des Mr. Louis Bombléd nicht zu schmälern; wobei vorausgesetzt wurde, dass jeder Leser dieses Werks der französischen Sprache so weit mächtig sei, um die wenigen französischen Ausdrücke auf den Tafeln zu verstehen. v. Z. O.

Hier nehme ich die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch; denn dieser Augenblick ist entscheidend: Wir sind beim ersten Kampfe, von welchem Alles Nachfolgende abhängt.

Es ist wichtig, zu verstehen, dass das Pferd sich in diesem Augenblick noch keine Rechenschaft davon geben kann, was man von ihm verlangt, und die Zwangsmittel noch nicht kennt, welche dem Lehrer zu Gebote stehen. Es fürchtet die Strafe noch nicht und kennt kaum die beruhigend wirkende Liebkosung.

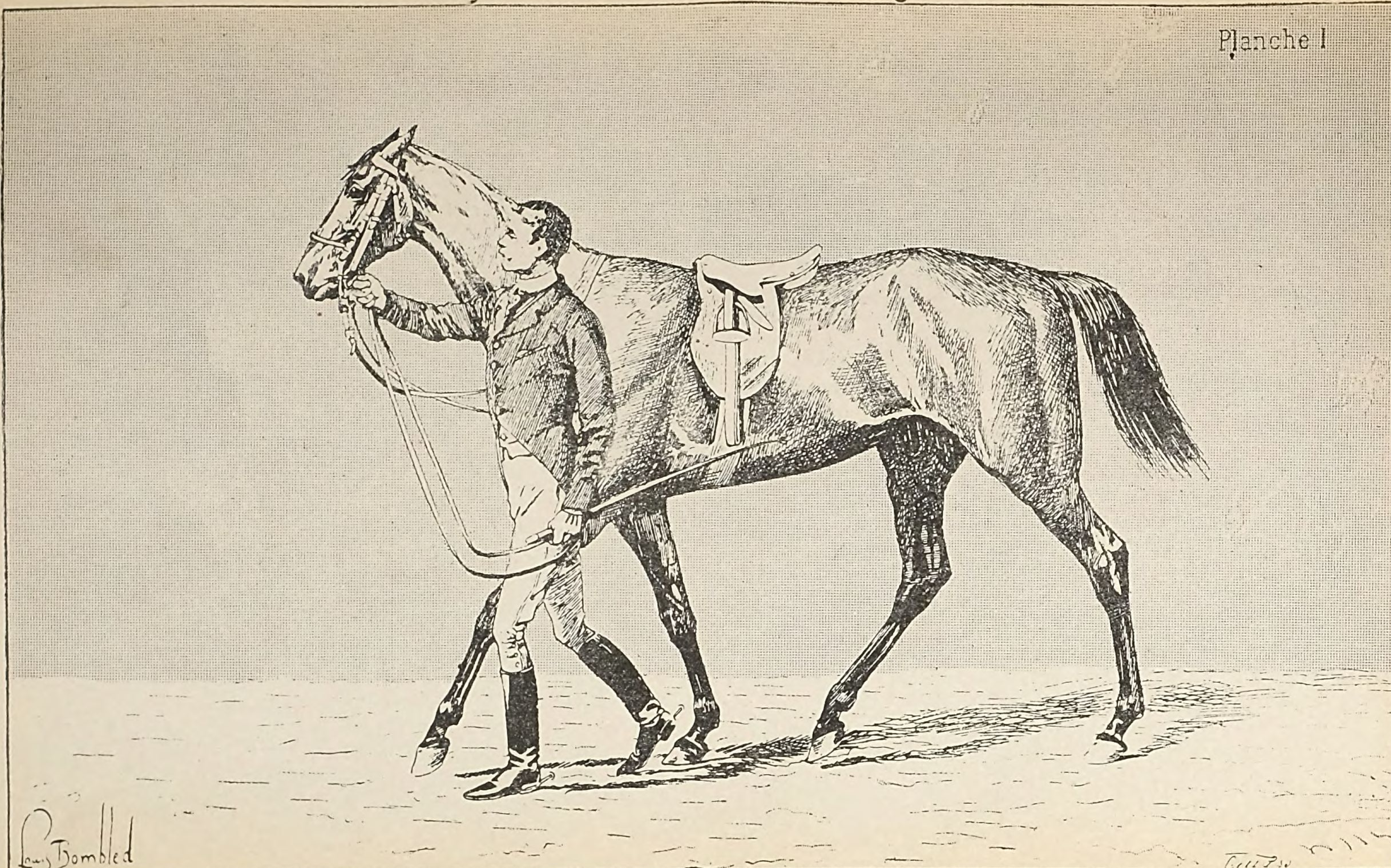
Die ganze Dressur lässt sich in diesen beiden Erziehungsmitteln zusammenfassen: Strafe, oder Liebkosung — zu rechter Zeit!

Nehmen wir einmal an, dass mein Pferd sich weigert, vorwärts zu gehen. Man wird beachten müssen, dass es ihm – bei derjenigen Stellung, welche ich zu ihm einnehme – ziemlich schwer wird, zurückzutreten; schwer, aber nicht unmöglich; denn man muss sich – bei einem rohen *(neuf)* Pferde, welches frei über seine Kraft und sein Körpergewicht verfügt – auf Alles gefasst machen.

Um es vorwärts gehen zu lassen, strecke ich den rechten Arm aus – mit der rechten Hand immer die Trensenzügel unter dem Kiefer (und zwar genau an derjenigen Stelle, wo die Kinnkette liegt) haltend – und schiebe es mehr, als ich es ziehe, während ich hinter meinem Rücken mit der linken Hand (welche immer die Zügelenden festhält) das Pferd hinter den Gurten ganz leicht mit dem Peitschenende schlage.

Ist das Pferd gutartig, nicht aufgeregt und wenig empfindlich, wird es ohne zu grosse Heftigkeit vorwärts gehen. Oft aber erwidert es den Peitschenhieb durch eine unwillige Bewegung und kann – je nach

Planche I



seinem Charakter – einen Luftsprung machen, sich bäumen, sich gewaltsam seitwärts werfen oder schnell zurück fahren. Dieses sind die vier Vertheidigungsarten, mit welchen das Pferd in diesem Falle sich uns widersetzen kann.

Prüfen wir nun die Mittel, um diese zu bekämpfen: Wenn das Pferd springt, hat man nur nöthig, ihm den Kopf hoch zu nehmen (um die Hinterhand dadurch zu belasten), dabei Sorge tragend, dass man dicht an der Schulter bleibt, um etwaige Schläge der Vorderbeine zu vermeiden. Mit hohem Kopf kann ein Pferd nicht springen.

Das Steigen ist gefährlicher; auch empfehle ich allen zu Fuss arbeitenden Lehrern einen hohen Hut zu tragen; diese weise Vorsicht hat mich oft vor einem Hufschlag auf den Kopf bewahrt. Wenn das Pferd sich bäumt, muss die rechte Hand – während die äussersten Enden der Trense allein in der linken Hand bleiben – so schnell als möglich loslassen; der Lehrer befindet sich dann so weit von dem Pferde ab, als die Zügel und sein ausgestreckter Arm lang sind, so dass das Pferd ihn unmöglich treffen kann, wenn er noch dazu eine halbe Wendung nach vorn vor's Pferd macht.

Er lasse das Pferd sich nun wieder sammeln und nähere sich ihm dann sehr vorsichtig, dabei die Reitpeitsche immer sorgfältig versteckend. Wenn das Pferd sich abermals bäumen sollte, drücke man stark und ohne Ruck auf die Trense. Wenn es drei oder vier Mal dieses Vertheidigungsmittel versucht hat und einsieht, dass es ohne Erfolg bleibt – wird es bald darauf verzichten und sich vielleicht plötzlich zur Seite werfen. – Beobachte man wohl dabei, dass es sich nur nach links werfen kann, da es zur Rechten die Wand hat.

Die Peitsche auf der linken Flanke und ein etwas kräftiger Zug mit dem linken Trensenzügel genügt, um das Pferd wieder gerade zu stellen.

Bleibt nur noch das Rückwärtswerfen: Wenn das Pferd diese Vertheidigungsart anwendet, erübrigt nur, sich ihm gegenüber zu stellen und mit beiden Händen stark an den Zügeln zu ziehen, dabei die Kniee leicht biegend und den eigenen Körper scharf nach rückwärts legend. Man mache sich schwer, wie man gewöhnlich sagt, damit das Pferd in seiner Rückwärtsbewegung Einen nur schwer fortziehen kann. Es wird bald müde werden.

Ich besitze die Fertigkeit, mich aufrecht zu erhalten, wenn das Pferd mich fortschleift, in solchem Maasse, dass ich beinahe immer – sei es ein Pferd welches es wolle – schon beim zweiten oder dritten Schritt anzuhalten im Stande bin.

Wenn es merkt, dass man ihm durch Beharrungsvermögen – nicht durch rohe Gewalt – widersteht, bleibt es stehen und stiert gewöhnlich den Menschen an und schnauft dabei, förmlich einen Seufzer ausstossend. Man sehe dann das Pferd auch seinerseits scharf an und suche zu errathen, ob es in seinem Widerstande aufhören oder darin fortfahren wird. Mit etwas Erfahrung wird man sich darüber leicht klar werden können.

Niemals darf der Unterricht nach einer Widersetzlichkeit unterbrochen und noch weniger beendet werden.

Hat der Widerstand aufgehört, verlange ich auf's Neu' und durch die gleichen Mittel das Vorwärtsgehen und höre damit erst auf, wenn ich es erreicht habe. Es kommt selten vor, dass das Pferd jetzt nicht sofort nachgiebt.

Baucher suchte bei dieser Anfangsdressur das Vorwärtsgehen dadurch zu erlangen, dass er dem Pferde leichte Peitschenschläge vor die Brust gab, dabei die Trensenzügel auf halber Länge fassend und dem Pferde gegenüberstehend.

Wie man in dem Kapitel – die Arbeit an der Longe betreffend – gesehen hat, habe ich im Prinzip gegen dieses Verfahren Nichts einzuwenden; es sei denn, dass sich hierdurch für den Menschen der ernste Nachtheil: von den Vorderbeinen geschlagen zu werden, ergiebt, und dass das Pferd dadurch oft kitzlich wird.

Ausserdem nützen diese gegen die Brust gerichteten Schläge der Dressur Nichts, während die auf die Flanken gerichteten – wie ich es schon beschrieben habe – die beste Vorbereitung für die Sporen sind.

Nach dem System Baucher zieht man zuerst an der Vorhand, welche wiederum ihrerseits die Hinterhand (wenn es überhaupt gelingt, diese in Bewegung zu setzen) nachschleppen muss, während nach meinem Verfahren es vielmehr die Hinterhand ist, welche sich zuerst in Bewegung setzt und so die Vorhand vortreibt. Dies ist aber das Hauptprinzip der ganzen Reitkunst.

III.

Das Indiehandstellen (die leichte Versammlung)
(Mise en main).

Die Biegung auf grader Linie
(Flexion directe).

Wenn mein Pferd mit mir auf der linken Hand flott in der Bahn herumgeht, trete ich auf die andere Seite und beginne dieselben Uebungen auf der anderen Hand. Dann, wenn ich befriedigt bin, fange ich damit an, mir das Pferd in die Hand zu stellen.

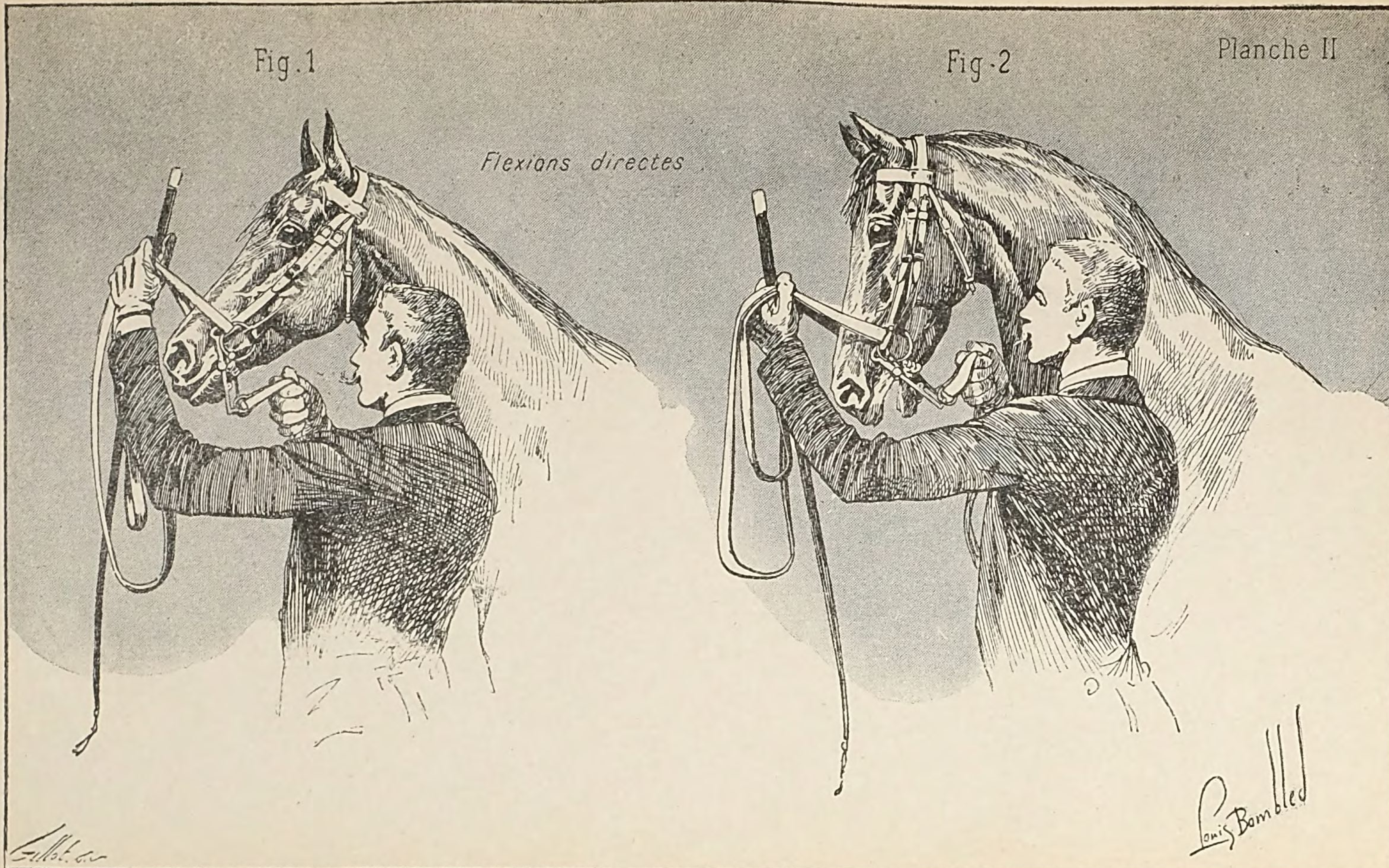
Mich immer auf der linken Hand und immer an der linken Schulter meines Pferdes befindend, nehme ich die Kandarenzügel – 12 bis 15 cm vom Maul entfernt – in die rechte Hand. Ich erfasse nun, während ich in der linken hohlen Hand die Trensenzügelschnalle festhalte, mit den Fingern derselben Hand den Theil der Trensenzügel, welcher 15 bis 20 cm vom Maul entfernt ist, und bringe nun diese Hand so vor den Pferdekopf, dass ich das Pferd damit vorwärts ziehen kann. Es ist unumgänglich nothwendig, die Trensenzügel gerade so zu fassen, wenn man vermeiden will, dass das Pferd bei Einwirkung der Kandarenzügel stehen bleibt.

Es ist nicht ausreichend, die Trensenzügel waagerecht zu halten, denn sie sollen nicht allein nach vorwärts ziehen. Sie müssen vielmehr ausserdem noch von unten nach oben wirken; denn Kopf und Hals müssen damit in jenem Augenblick aufgerichtet werden, in welchem die Einwirkung des Kandarengebisses die Beizäumung des Unterkiefers hervorbringen soll.*) Denn, wenn dieser letzteren nicht entgegengewirkt würde durch die Thätigkeit der Trense, so behielte der Kopf nicht seine Aufrichtung und würde dadurch ebenso ein Herabsinken des Halses wieder herbeigeführt.

Ich halte die Trensenzügel straff, um Kopf und Hals aufzurichten und mache es ebenso mit den Kandarenzügeln, um Kopf und Hals beizuzäumen, und um die Kinnladen in Thätigkeit zu setzen. Ich ziehe die Trensenzügel straffer an, wenn das Pferd nicht vorwärts geht, hingegen die Kandarenzügel, wenn es

*) Siehe Tafel II., Stellung der Hände. Figur 1, unthätige Kinnladen. Figur 2, thätige Kinnladen und beigezäumt, Trensengebiss ausser Thätigkeit gesetzt. J. Fillis.

Planche II



Flexions directes

den Hals steif macht und das Maul fest geschlossen hält. Ich empfehle ganz besonders, die Zügel nicht fortwährend in der gleichen Stärke wirken zu lassen (d. h. nicht im Anzug stecken zu bleiben v. Z. O.), sondern vermittelst kleiner und längerer Anzüge *(pesées)* – die besser wirken als ein einziger ruckweiser Anzug – einzuwirken; diese Anzüge dürfen indess nicht so lange andauern, dass das Pferd dadurch Neigung bekäme, sich auf die Hand – als Stützpunkt – zu legen.

Auf die erste Nachgiebigkeit hin – so gering sie auch sein mag – gebe auch ich nach und streichele das Pferd. Dann beginne ich von Neuem, suche aber eine etwas gesteigertere Naechgiebigkeit zu erlangen, ohne dabei zu anspruchsvoll zu sein. Ich gebe dann wieder nach und streichele wieder. Und so fort.

Man muss sich besonders befleissigen, zu erreichen, dass das Pferd nicht nur im Halse nachgiebt, sondern besonders auch im Maul, was sich durch öfteres Oeffnen und Schliessen der Kinnladen bemerkbar macht. Das Nachgeben in den Kinnladen ist der höchste Grad aller Biegung.*) Gäben sie nicht nach, so würde die Biegung des Halses nur dazu führen, das ganze Gewicht

*) Eine ziemlich grosse Anzahl, von Pferden geben zwar mit den Kinnladen nach, sowohl auf grader Linie wie seitlich, stellen aber dabei die Kinnlade verquer, leisten somit dem Anzuge (*à la main)* in gewisser Beziehung zwar keinen Widerstand, geben aber nur auf ihre Art nach, indem sie die untere Kinnlade nach rechts oder nach links verschieben, anstatt senkrecht zur Kopfaxe nachzugeben. Diese unvollkommene Nachgiebigkeit enthält einen grossen Fehler, den man nicht anders als durch vermehrte Förderung des Schwunges von hinten nach vorn abstellen kann.

Ist es doch ersichtlich, dass das Pferd — indem es die untere Kinnlade nach rechts oder nach links verschiebt — dem vollkommenen Indiehandstellen sich entzieht, obgleich die richtige Haltung von Kopf und Hals anscheinend vorhanden ist. Das

auf die Hinterhand zu verlegen und das Pferd zurück und hinter den Zügel kriechen zu lassen. Gerade in der Wirkung der sich entgegen arbeitenden und abwechselnd thätigen Gebisse liegt das ganze Arbeitsfeld der direkten Biegung: Während die Trense die Vorhand zu sich heran vorwärts zieht, bestätigt die Kandare – durch einen leichten Anzug – den Kopf, zäumt ihn bei und lässt die Kinnladen nachgeben, ohne die Vorhand aufzuhalten.

Um aber zu diesem Resultat der Nachgiebigkeit zu gelangen, muss man als ersten Grundsatz aufstellen: Annehmen und Nachgeben! Annehmen, um den Widerstand zu brechen, nachgeben, um die Nachgiebigkeit zu belohnen, und eine noch grössere daraus zu erzielen, und so fort.

Es genügt nicht, dass das Pferd kaut, es soll das Gebiss loslassen.*) Das ist eben die äusserste Nachgiebigkeit, durch welche der Beweis geliefert wird, dass die Biegung wirklich vollkommen ist.

Deshalb muss man, wenn das Pferd im Maul – auf den Anzug der Kandare – mit Leichtigkeit nachgiebt, in diesem so lange ausharren, bis das Pferd das

Pferd scheint in der Hand zu sein, ist es aber thatsächlich nicht, weil die durch die unthätigen Kinnladen erzeugte fehlerhafte Steifigkeit der Durchlässigkeit *(à la légèreté)* entgegenwirkt. Unter diesen Umständen wird das Pferd niemals den guten Schwung nach vorwärts auf den anstehenden Zügeln empfinden lassen, es wird nicht — wie man sagt — „auf die Hand angehen" trotz aller Aufforderungen der Schenkel.

Wenn ich für so ein Pferd vermehrten Schwung verlange, so thue ich das, weil es sich — indem es der Biegung auf gerader Linie zu entgehen versucht — dem Zusammenziehen d. h. dem Zurückkriechen sonst sehr nahe käme. Man muss es also auf das Gebiss treiben. J. Fillis.

*) Siehe Tafel II, Fig. 2.

Gebiss völlig loslässt. Um dem Versuch des Pferdes, stehen zu bleiben, vorzubeugen, muss die Peitsche in der Flanke durch leichte Schläge vortreibend wirken.*)

Diese ganze Arbeit muss, wohlverstanden, mit einer sehr leichten Hand vollführt werden.**) Gerade durch die Wechselwirkung von Kandare und Trense kann man am Besten sich Rechenschaft ablegen von dem Grad der Empfindlichkeit des Pferdemauls. Man erkennt auf diese Weise sofort, ob das Pferd ein hartes oder weiches Maul hat.***)

*) Siehe Tafel VI. Figur 2.

**) Man gelangt ganz bequem dazu, eine „gute", d. h. eine leichte Hand zu haben. Diejenigen, welche diese Fertigkeit erworben haben, können sich fast jedes Pferdes gut bedienen und verstehen, Nutzen daraus zu ziehen. Sie treten dem Pferde niemals ernstlich entgegen und begnügen sich mit dem unaufhörlichen Spiel des: „Annehmens und Nachgebens". Es ist ein nützlich Ding, eine „gute Hand" zu haben und für den gewöhnlichen Bedarf ist das auch als ausreichend anzusehen. Aber man kann sein Lebelang „annehmen und nachgeben" ohne sich völlig klar darüber zu sein, was man dann eigentlich thut. In diesem Falle macht weder das Pferd noch die Hand Fortschritte. Die Hand beschränkt sich darauf, nachzugeben, wenn das Pferd zieht und zieht ihrerseits, wenn das Pferd nachgiebt. Das nennt man gemeinhin: „Die Klingelschnur in der Hand haben" *(avoir une sonnette dans la main)* und wirklich ist das eine, dem Klingeln ähnliche Bewegung in schönster Form.

Die kundige Hand macht gerade das Gegentheil; denn es handelt sich doch darum, das Pferd zu dressiren, d. h. seine Ausbildung zu fördern. Die Hand hält also ziemlich kräftig mit den Fingern gegen, wenn das Pferd zieht, aber die Finger geben mit der Schnelligkeit eines electrischen Funkens sofort nach, sobald die Kinnladen nur eine Art von Nachgiebigkeit zeigen. Die „gute Hand" giebt nach, wenn das Pferd annimmt und nimmt an, wenn das Pferd nachgiebt, aber die „kundige *(savante)* Hand" giebt nach, wenn das Pferd nachgiebt und nimmt an, wenn das Pferd annimmt, und zwar augenblicklich.

***) Es ist der Glaube verbreitet, dass ein Pferd, welches geifert oder welchem das Maul schäumt, ein gutes Maul hätte. Das ist ein Irrthum.

Man muss sich besonders davor hüten, Hartmäuligkeit mit anderem Widerstande zu verwechseln, der sehr wohl auch durch die Kopfstellung bedingt sein kann. Ein Pferd, welches den Kopf tief trägt, ist immer schwer in der Hand, weil es sein ganzes Körpergewicht auf der Vorhand trägt, und dennoch folgt daraus nicht, dass es ein hartes Maul hat. Wechsele man einfach die Kopfstellung öfter, nehme man ihm den Kopf hoch und es wird nicht mehr so schwer in der Hand liegen; auch wird man alsbald den richtigen Begriff davon haben, ob das Pferd weich- oder hartmäulig ist.

Wenn die direkte Biegung in der Weise, wie ich angedeutet habe (und auch nach dem von mir be-

Um diesen seifenartigen Schaum zu erzeugen, zieht das Pferd seine Zunge nothwendigerweise zurück. Es hat also das Maul nicht frei, ruhig und bereit für die Anzüge (Fingerfertigkeit) (*le doigté*) des Reiters.

Das Thier erzeugt diesen Schaum entweder dadurch, dass es die Zunge ununterbrochen hin- und herscheuert, oder dass es mit derselben an der oberen Kinnlade schabt; dass es die Zunge über das Kandarengebiss nimmt, oder auch, dass es dieselbe oben im Gaumen zusammenrollt.

In allen diesen Fällen, giebt es nur das eine Mittel: die Zungenfreiheit mit einer, der S gleichenden, beweglichen Platte zu versehen, deren Mitte sich oben auf der Zungenfreiheit befindet und deren eines Ende nach oben, deren anderes aber nach unten gerichtet ist. Dieser kleine Apparat verhindert auch, dass die Pferde ihre Zunge heraushängen lassen können.

Bisweilen erzeugen die Pferde auch dadurch Schaum, dass sie mit einer der Kandarenscheeren spielen. In diesem Falle genügt es, das Gebiss etwas höher in's Maul zu legen und das Kinnkettenriemchen (*fausse gourmette*) recht kurz zu schnallen, so dass das Pferd die Scheeren weder mit der Zunge noch mit den Lippen erreichen kann.

Was ich unter einem „guten Maul" verstehe, ist: dass es in der Arbeit frisch bleibt, niemals weder zu trocken noch zu feucht.

J. Fillis.

Planche III

Fig. 1

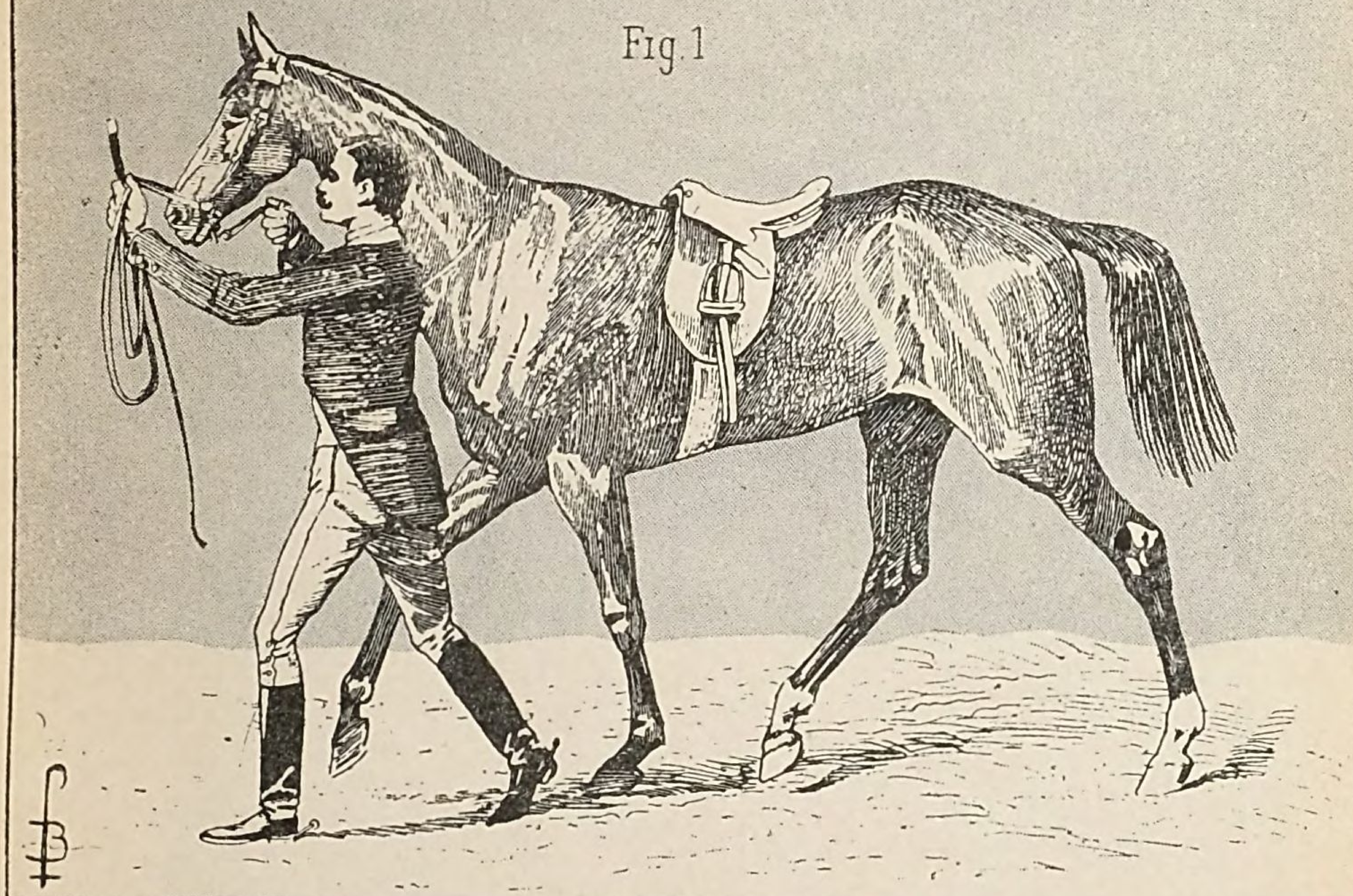
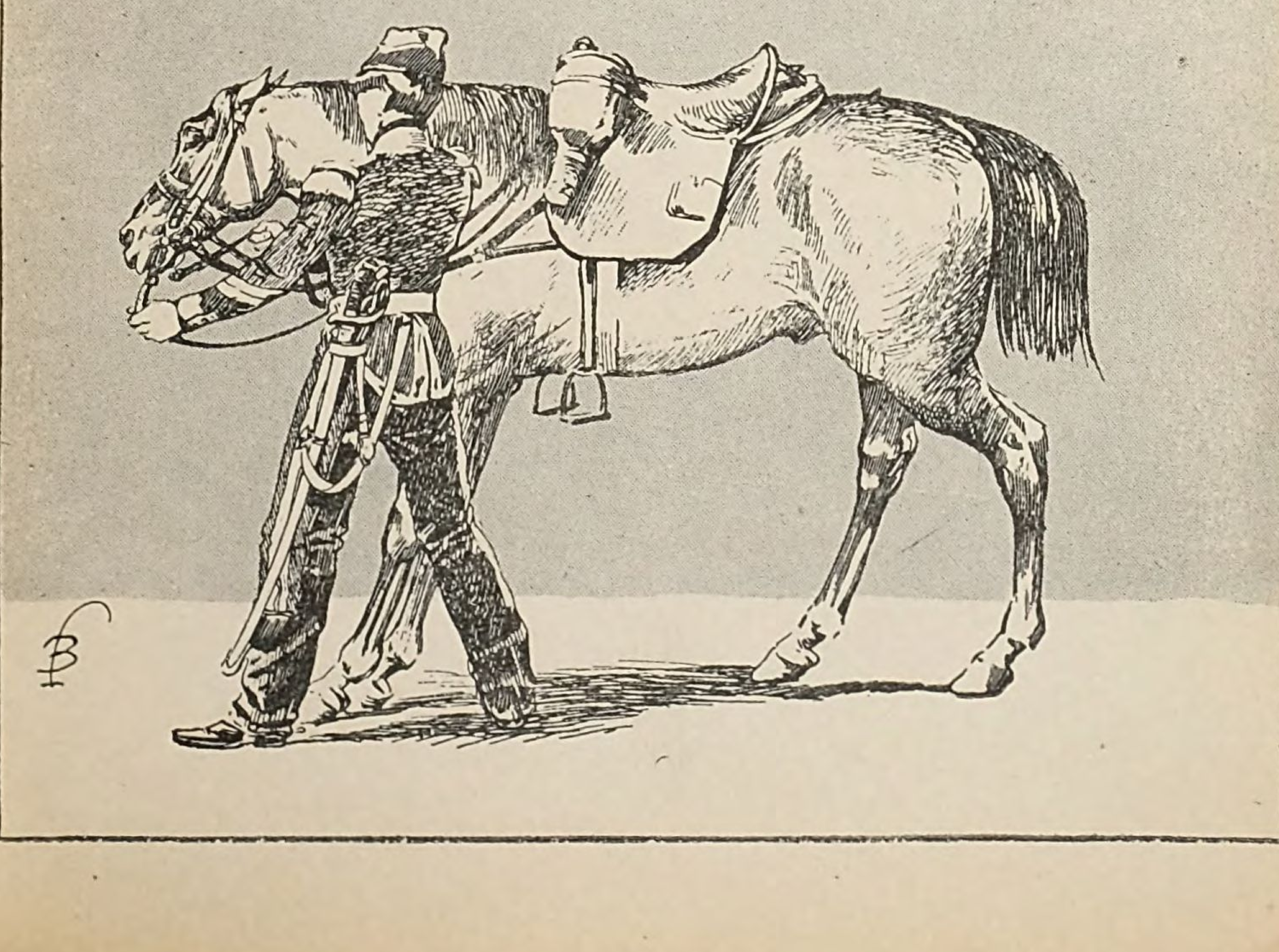


Fig. 2



schriebenen Verfahren) bewirkt ist, kommt folgende Normal-Stellung zum Ausdruck: Kopf und Hals hoch, im Genick gebogen;*) die Längsachse des Kopfes fast senkrecht,**) eher etwas weniger;***) offenes, thätiges Maul und losgelassenes Gebiss.†)

Ich habe soeben den Mechanismus der direkten Biegung, so, wie ich sie verstanden und so, wie ich sie ausgeführt wissen will, beschrieben, nur mit dem alleinigen Unterschiede, dass – um mich klarer auszudrücken – ich das stehende Pferd zur Voraussetzung nehmen musste, während ich weiter unten auseinandersetzen werde, dass ich, um das Pferd zu biegen, es zunächst nach vorwärts in Bewegung setze.

Zwar betreibt die grössere Mehrzahl der Stallmeister diese Biegung in einer – von der meinigen – ganz abweichenden Weise. Um sich Rechenschaft davon zu geben, was man unter „direkter Biegung“ – der Grundidee aller Reitkunst – eigentlich versteht, muss man zunächst wissen, welches Resultat man damit erzielen will.

*) Eine tadellose Biegung erfordert, dass die Nase des Pferdes in gleicher Höhe mit dem oberen Theil der Schulter steht. Tafel IV. Fig. 2.

**) Das Genick ist ausser Stande, über die Senkrechte (der Pferdekopflängsaxe) hinaus — nachzugeben. Eine solche, fehlerhafte Stellung kann sich nur dann ergeben, wenn man den Hals zu nah am Widerrüst biegt. J. Fillis.

***) Eine solche Stellung veranlasst mich, mein Pferd leicht auf die Hand zu treiben, während Baucher — welcher sein Pferd „hinter dem Zügel“ (der Hand) liebte, den Pferdekopf über die Senkrechte hinausbrachte, was ihn übrigens dahin führte, dass das Pferd in sich zusammenkroch (*à l'acculement.*) J. Fillis.

†) Siehe Tafel II. Fig. 2.

Die directe Biegung
(die Biegung auf gerader Linie)

hat zum Zweck:

1. das Pferd in's Gleichgewicht zu setzen durch Aufrichtung des Halses.

Es ist sehr selten, dass die Pferde schon von Natur *(d'eux même)* gut im Gleichgewicht sind. Schon ihrem Gebäude nach, haben alle Pferde eine gewisse Neigung, sich nach vorn auf die Schultern zu legen; die Mehrzahl ist schon so wie so drauf. Die grosse Entfernung des Kopfes vom Unterstützungspunkt ist die Ursache dazu. Je weiter der Kopf vom Schwerpunkt entfernt ist, je tiefer der Kopf steht, – desto mehr werden die Schultern belastet. Die Aufrichtung des Halses — diese, indem man den Kopf dem Schwerpunkt näher bringt — verfolgt den Zweck, das Körpergewicht des Pferdes gleichmässiger zu vertheilen. Weil, – wie wir später sehen werden, – die ganze Reitkunst auf Gewichtsübertragungen beruht, muss aller Anfang der Dressur der sein, dieses Körpergewicht gleichmässig zu vertheilen, damit das – auch im Gange beizubehaltende – (gute) Gleichgewicht auch später völlige Freiheit in allen Bewegungen gewährleistet.

Die Aufrichtung des Halses — die Vor- und Hinterhand gleichmässig belastend — lässt diesen ihre ganze Freiheit und völlige Energie. Sie ist es, welche dem Pferde die Haltung giebt; es erübrigt jetzt nur noch, es zu beleben.

Hohe Aufrichtung ist gleichbedeutend mit bequemem Unterschieben der Hinterbeine unter den Schwerpunkt, bei hoher Action der Vorhand.*) Kurzum, das ist

*) In Rennen handelt es sich nicht um hohe Action, sondern einzig und allein darum, eine weitausgreifende — zu erzielen:

gutes Gleichgewicht, das ist gefällige, ungezwungene Haltung.

Es giebt aber auch Pferde, welche sich von Natur schon auf der Hinterhand tragen, und man könnte glauben, dass das, was gut ist für Pferde, welche zu sehr auf der Vorhand gehen – also die Aufrichtung – dass diese nothwendigerweise unterdrückt werden müsse bei einem Pferde, welches sich schon von Natur auf der Hinterhand trägt. – Mit Nichten! – Wie ich schon auseinandergesetzt habe, sind die Bauart des Pferdes und die Beziehungen seiner, hebelartig untereinander wirkendeu Kräfte *(leviers)* derartig, dass das Gleichgewicht des Körpers nur durch die Aufrichtung von Kopf und Hals erzielt werden kann.

Das Pferd, welches sein Körpergewicht auf die Hinterhand übertragen hat, ist als zusammengekrochenes Pferd zu bezeichnen, dessen Sprunggelenke zu weit ab vom Schwerpunkt, oder demselben zu nahe sind. Im ersten Falle nennt man das Pferd „stur“ *(braqué)* im zweiten ist die Kruppe abschüssig und die an den Hinterbacken entlang laufend, gedachte Senkrechte (welche man sich vom Sitzbein aus gefällt denken muss v. Z. O.) überragt diejenigen um ein Bedeutendes, welche man sich vom Sprunggelenk nach unten gezogen denkt.*)

deshalb sieht man im Training nicht auf Aufrichtung; man hat nur einen Gesichtspunkt; das ist, dass das Pferd in seinem natürlichen Gleichgewicht sich so viel als möglich streckt, gleichsam über die Bahn dahinfegend.

*) Diese zweite Stellung ist übrigens die gefährlichste, weil das Pferd [1]) bereits zum Bäumen gerüstet ist. Das Gefährliche des Zusammenkriechens liegt übrigens in der Widerspänstigkeit des Pferdes, welche sich durch Zurückkriechen oder durch Steigen kund giebt, was leicht zum Ueberschlagen des Thiers führen kann. J. Fillis.

[1]) Dies trifft immer zu bei „gesäbelten“ Hinterbeinen. v. Z. O.

Aber hier ist es nicht mehr eine schlechte natürliche Gewichtsvertheilung (wie bei einem mehr auf der Vorhand gehenden Pferde), sondern hier ist es eine schlechte, absichtliche Gewichtsvertheilung eines Pferdes, welches sich verhält, und welches nicht vorwärts gehen will. Die Sprunggelenke thun nicht ihre Schuldigkeit, welche darin besteht, das Körpergewicht nach vorwärts in Bewegung zu setzen. Wollte man die Vorhand noch mehr überbürden durch Niederlassen *(affaissement)* von Kopf und Hals, so würde man dieselbe noch mehr beschweren und dadurch folglich diejenige Schwierigkeit der Arbeit noch vermehren, welche man von den Sprunggelenken fordert.*) Man muss den Hals also aufrichten, um die Vorhand zu erleichtern; das soll man aber von unten nach oben, nicht von vorwärts nach rückwärts thun, ohne indess diese Hülfe zu übertreiben und immer mit sehr behutsamer Hand. Eine hohe Aufrichtung ist die erste Bedingung für ein gutes Gleichgewicht. Hat man das erreicht, so muss man durch die directe Biegung des richtig gestellten Kopfes – durch die in Thätigkeit gesetzten Kinnladen – und besonders durch die Schenkel die in Action tretende Hinterhand frei zu machen suchen, indem man das Pferd dreist vortreibt. Dasjenige Pferd, welches sich zu sehr auf der Hinterhand trägt, zusammenkriecht, oder einfach sich verhält, ist als „Hinter dem Schenkel" zu bezeichnen; ein solches muss durch grösste Vorsicht der Hand und durch einen sehr energischen Schenkel dahin gebracht werden, sein Gleichgewicht nach vorn zu verlegen, so

*) Ungerechnet, dass man dem Bäumen noch mehr Wucht *(élan)* geben würde, sobald man eine zu tiefe Stellung von Kopf und Hals zuliesse.

Planche IV

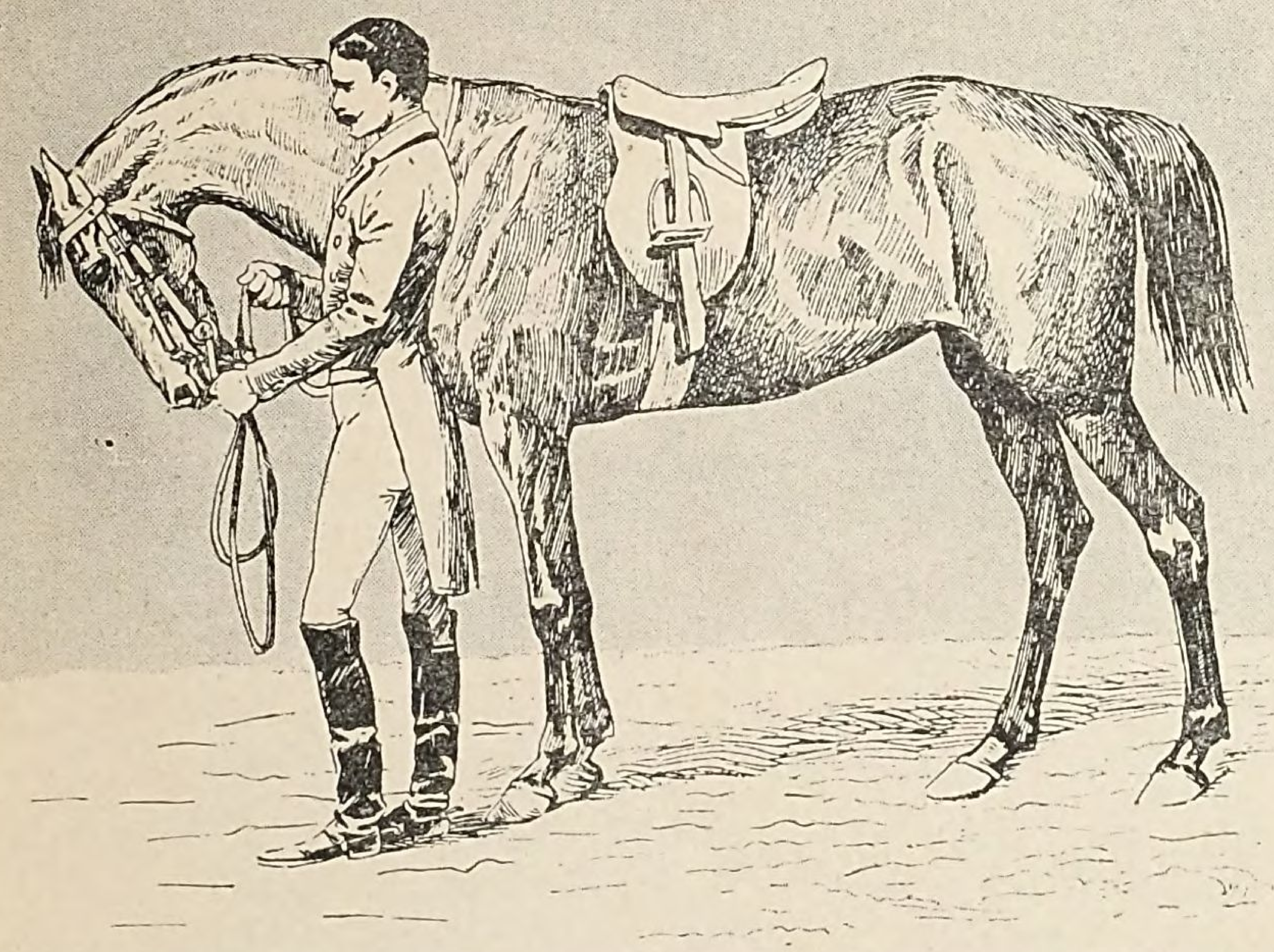


Fig. 1 lexion vicieuse

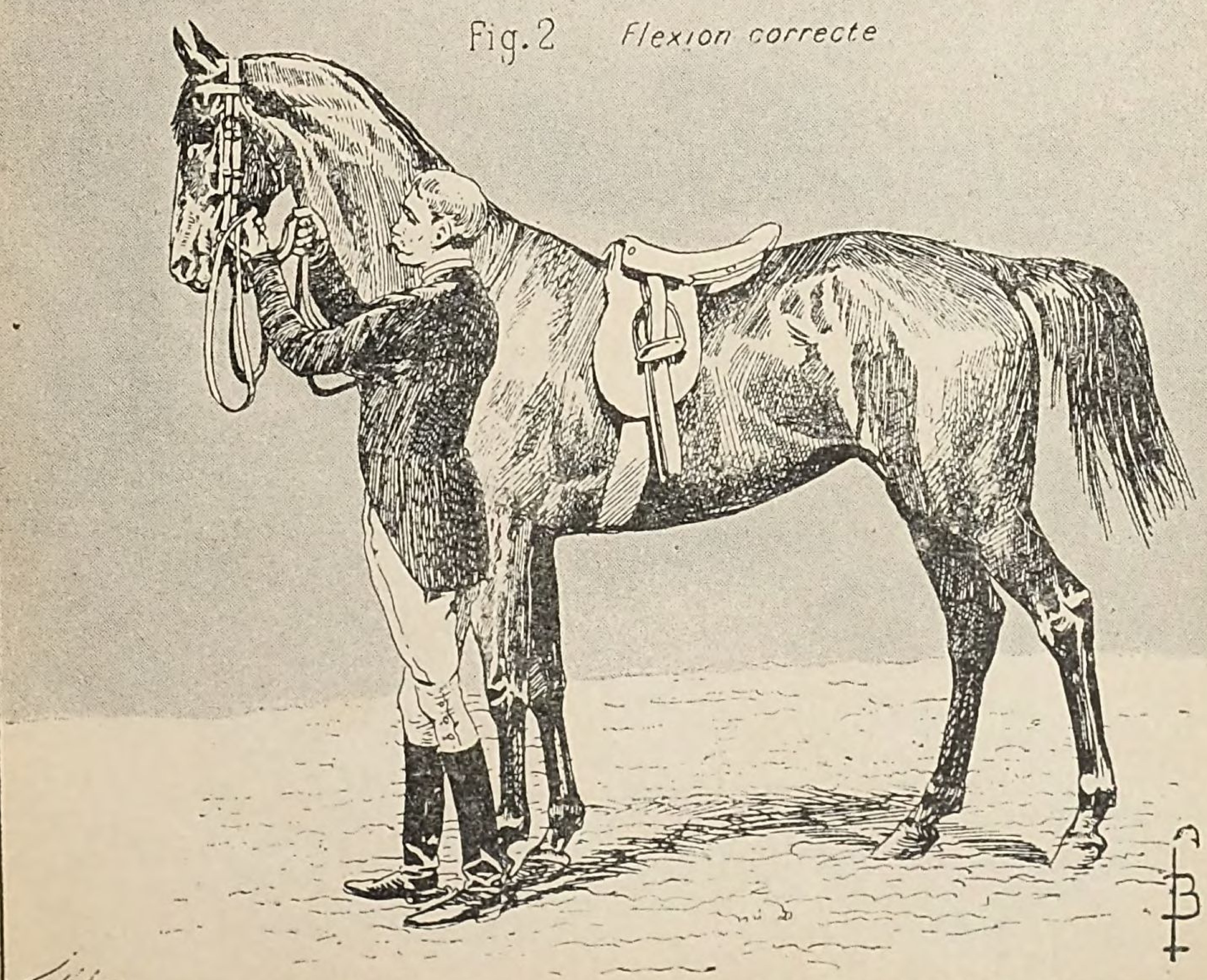


Fig. 2 Flexion correcte

zwar, dass es dasselbe förmlich auf die Hand wirft.*) Dieses Resultat wird nicht etwa durch tiefen Hals erreicht, vielmehr ist diese Stellung das hauptsächlichste Hinderniss für die Durchlässigkeit.

Die directe Biegung hat ferner zum Zweck:

2. Den Hals in seiner Stellung zur Längsachse des Pferdekörpers – zu bestätigen, indem man ihn vemittelst des – durch Abbiegen lose gemachten – Kopfes in innigere Verbindung mit der Schulter setzt.

Ein nicht beigezäumter und nicht abgebogener Kopf ist am oberen Halsende zu unbeweglich, während letzteres zu lose geworden ist. Daher das Sprichwort: Schwerer Kopf: loser Hals. Das ist, als ob man die Angelruthe am dünnen Ende anfasste. Hingegen bewegt sich der beigezäumte Kopf mit·Leichtigkeit auf dem erhöhten oberen Halse, welcher wieder ohne Zwang in sich und mit dem Pferdekörper (dessen Axe) bestätigt ist *(affermer)* durch die alleinige Wirkung des guten Gleichgewichts aller Hebel. Kopf, Hals, Schultern – alle eng verbunden mit dem hübsch in's Gleichgewicht gesetzten Körper und hiermit ein geschmeidiges, gleichartiges Ganze bildend — das ist der Erfolg einer (richtig verstandenen und richtig durchgeführten) directen Biegung!

Die directe Biegung hat schliesslich zum Zweck:

3. die Durchlässigkeit zu erzielen durch das Losemachen oder Beizäumen der Kinnladen.

Ist das Pferd erst einmal in's Gleichgewicht gesetzt und in allen Theilen innig verbunden, so gestattet die

*) Im gleichen Falle ist die Bahnpeitsche, welche das Pferd zum Vorwärtsgehen nöthigen soll, eine gute Vorbereitung für die Wirkung der Schenkel. J. Fillis.

Nachgiebigkeit des Maul's überall mit der grössten Leichtigkeit alle Bewegungen von hinten nach vorn und von vorn nach hinten in der Art, dass die Hand den Schwung des Pferdekörpers, — welchen die Schenkel nach vorn an das Gebiss treiben — empfängt und ihrerseits alsbald (aber nur theilweise) nach den Schenkeln zurückgiebt.*)

Die Biegsamkeit – von vorn nach hinten – des gebeugten und wieder ausgestreckten Hebelarms, welche sich auf Schulter, Hals, Kopf und Maul ausdehnt, geht – allmälig sich steigernd – von hinten nach vorn, d. h. von der Schulter zum Halse, vom Halse zum Kopf, vom Kopf zum Maul; mit anderen Worten: Man fasst die Angelruthe beim dicken Ende.**)

Demgemäss treffen alle vom Pferde entwickelten Kräfte in der Hand des Reiters zusammen, durch deren leisesten Druck auf die Kinnladen – gebogen resp. beigezäumt wird:

1. das Maul; – dieses um so leichter, je grösser der Schwung;

2. durch das Maul – der Kopf;***)

*) Die Hand behält von dem, was sie vom Schwerpunkt empfangen hat und sendet dorthin zurück nur gerade soviel, um das Gleichgewicht zu bewahren; das Mehr des Schwunges findet natürlich seine Verwendung nach vorwärts, um Terrain zu gewinnen. J. Fillis.

**) Der Herr Verfasser bezieht sich hier sichtlich auf eine Bemerkung zum Text, welche er bezüglich der zu wenig beweglichen Kinnladen und des dadurch bedingten zu losen Halses an früherer Stelle vergleichsweise gemacht hat. v. Z. O.

***) Der Kopf darf sich sehr wohl frei bewegen zwischen der Stellung vor der Senkrechten und derjenigen bis zur Senkrechten aber nie darüber hinaus. Diese von mir angegebene Kopfstellung lässt doch den geringsten, vom äussersten Ende des Hebelarms ausgehenden Anzug durchgehen und lässt so — bei ganz geringer Anstrengung — die grösste Wirkung erreichen.

3. durch den Kopf – der Hals, welcher wieder – vermöge seiner Stellung – mit seinem unteren, breiteren und kräftigeren Theil weiter wirkt auf

4. (v. Z. O.) die Schulter. Der für die Wechselthätigkeit von Reiter und Pferd gebräuchliche und zutreffendste Ausdruck ist: Man hat thatsächlich sein Pferd „in der Hand".

Man wolle hierbei wohl beachten, dass diese Kopfstellung die Wirkung der Zügel ausserordentlich begünstigt; denn die Kandare – welche nicht viel mehr als ein zweites Trensengebiss wirken würde, wenn der Kopf tief stände – ruht frei auf den Kinnladen und entwickelt hier ihre ausserordentliche Wirkung, sobald das Pferd den Kopf hoch trägt; allerdings immer vorausgesetzt, dass der letztere immer ein wenig vor der Senkrechten bleibt. Sobald der Kopf hinter die Senkrechte kommt, ist die Wirkung der Kandare verfehlt; denn dann gehen die Anzüge nur von unten nach oben; dann beginnt die Ueberzäumung (*encapuchonnement).*

So denke ich mir die direkte Biegung, und das ist ihr Zweck.

Man sieht, dass diese Biegung, wie ich sie ausführe, nicht zufällig oder aus gewöhnlichen Erfahrungen hervorgegangen ist. Im Gegentheil, ich habe auf das Sorgfältigste auch meine Gründe dargelegt und habe mich befleissigt, meine Ausführungen in allen Stücken zu beweisen.

Unglücklicherweise hat sich Baucher – welcher als Erster dem Abbiegen der Pferde Bedeutung gab, indem er den Grund zu seiner Methode legte – nicht ausreichend Rechenschaft abgelegt von ihrem Mechanismus.

Ihm schadete das wenig, weil sein ausgezeichnetes Reiter-Gefühl Alles wieder gut machte. Da, wo die

Theorie falsch war, verbesserten Hand und Schenkel – mit mehr oder weniger Gewissenhaftigkeit – ganz unwillkürlich seine Irrlehren.

Aber sein Gefühl konnte Baucher in seinen Büchern nicht niederlegen und hier finden sich seine guten und seine schlechten Lehren. Ich glaube, man erweist dem grossen Stallmeister eine Huldigung damit, dass man sie kritisch beleuchtet und zeigt, wo er sich geirrt hat.

Meines Erachtens hat das Abbiegen, so wie Baucher es beschreibt, und so, wie man es alle Tage ausführen sieht,*) bei den Pferdeverständigen bedeutend dazu beigetragen, diese werthvolle Uebung – welche ich für die unerlässlichste Bedingung jeder guten Reitkunst halte – in Verruf zu bringen.

Diese fehlerhafte Biegung – so häufig heutzutage – macht sich, anstatt am Genick, am Widerrüst geltend. Sie senkt den Hals, führt dahin, das Pferd noch mehr auf die Schultern zu bringen (d. h. den natürlichen Fehler noch zu verschlimmern), veranlasst die durch tiefe Kopfstellung erzeugten Unfälle und schliesslich die Ueberzäumung *(encapuchonnement)*, indem sie den Kopf hinter die Senkrechte bringt.

Es lässt sich nicht ableugnen, dass dieser Fehler von Baucher herstammt, welcher während des grössten Theils seiner Berufsthätigkeit das Abbiegen am Widerrüst verrichtete und dabei den Hals herunterzog.**)

*) Ach! Leider! Leider werden die Fehler der Lehrer gewöhnlich leichter angenommen, als ihre guten Eigenschaften.
J. Fillis.

**) Vergleiche Tafel 3, Figur 1. — Vorbereitung zum Abbiegen, wie ich es beschrieben habe — mit Figur 2 — Vorbereitung nach Baucher. Letztere habe ich getreu seinem Werke entlehnt. — Es ist beachtenswerth, dass das Pferd auf der Tafel III, so wie Baucher es hat zeichnen lassen, mit den Vorderbeinen

Gegen Ende seines Lebens hat Baucher diesen Fehler erkannt (siehe die letzte Ausgabe seines Werkes 1874), aber er begnügte sich damit, allein den Kopf aufzurichten. Biegung mit Aufrichtung machte er nicht. Was er aber auch that, und welches auch seine Fehler gewesen sein mögen, er war dennoch ein unvergleichlicher Stallmeister, während alle Anderen, welche ihre Pferde fehlerhaft abbiegen, nur dahin gelangen, sie gründlich zu verderben.*)

So wird es erklärlich, dass viele Leute von der Arbeit gehen und wohlgefällig erklären, ihr Pferd abgebogen zu haben, ohne dass auch nur die geringste Verbesserung darin eingetreten wäre. Das kann aber nicht überraschen; denn nach dem, was wir soeben gesehen haben, ist das Abbiegen eine so überaus heikle Sache, dass ein ungeschickter Lehrer auf ein Pferd, welches er verbessern wollte, oft nachtheilig wirken wird. Wenn man sich aber vertieft in die Grundsätze und Praxis, welche in diesem Kapitel dargelegt sind, kann man versichert sein, immer diejenigen vortheil-

gegenstemmend wirkt, und dass dadurch das Vorwärtskommen ganz unmöglich ist. Etwas Schlechteres ist gar nicht denkbar! — Vergleiche sodann Tafel IV, Figur 2 (das ist die korrekte Biegung) mit der fehlerhaften (Figur 1) der leider am häufigsten angewandten. J. Fillis.

*) Wer einmal diesen Weg beschritten hat, geht davon so leicht nicht wieder ab. Haben doch gewisse Schriftsteller glauben machen wollen, man müsse den Hals systematisch herunterbringen. Es giebt gar kein besseres Mittel, ein Pferd zu Grunde zu richten. Ich zeige später auf Tafel V — der Merkwürdigkeit halber — zwei Figuren aus kürzlich erschienenen Werken, welche die Unterweisung im Herabdrücken des Halses veranschaulichen soll. Das nennt man dem Pferde künstlich beibringen, auf die Nase zu fallen. J. Fillis.

haften Erfolge der Biegung zu erreichen, welche man zu erwarten berechtigt ist.

Um den Mechanismus (das Ineinandergreifen v. Z. O.) der Biegungen recht begreiflich zu machen, war ich genöthigt, vom stillstehenden Pferde auszugehen. Ich muss aber sagen, dass ich die directe Biegung – im Gegensatz zum allgemeinen Gebrauch – immer nur im Gange anfange.

Zu dem Zweck stelle ich mich an die Schulter des Pferdes, treibe es durch einen Zungenschlag an und ziehe es gleichzeitig durch vorherrschenden Trensengebrauch nach vorwärts.*)

Die Biegung vollzieht sich dann genau in der Weise, wie oben angegeben.

Sobald ich eine gewisse Anzahl Nachgiebigkeitserfolge erlangt habe, lasse ich das Pferd einige Augenblicke hindurch frei neben mir hergehen. Ich vermeide sorgfältig, diese Arbeit zu lange auszudehnen, beginne dafür aber sehr häufig wieder von Neuem damit.

Wenn es dem Pferde zur Gewohnheit geworden ist, schon bei der ersten Andeutung der Zügel sich direct beizuzäumen, indem es die Kinnladen loslässt, – muss der Lehrer seine Methode ändern, damit das Pferd den Anforderungen, welche man von ihm unter dem Reiter verlangt, möglichst entspricht. Dies ist eine neue Arbeit:

Der sich immer in derselben Stellung befindende Lehrer (das Pferd immer auf der linken Hand) nimmt die Trensen- und Kandaren-Zügel – ungefähr 15 cm vom Maul entfernt – in die rechte Hand. Die linke Hand ergreift das Ende der Trensenzügel (die Kandaren-

*) Siehe Tafel VI, Fig. 1

Planche V

Fig. 1

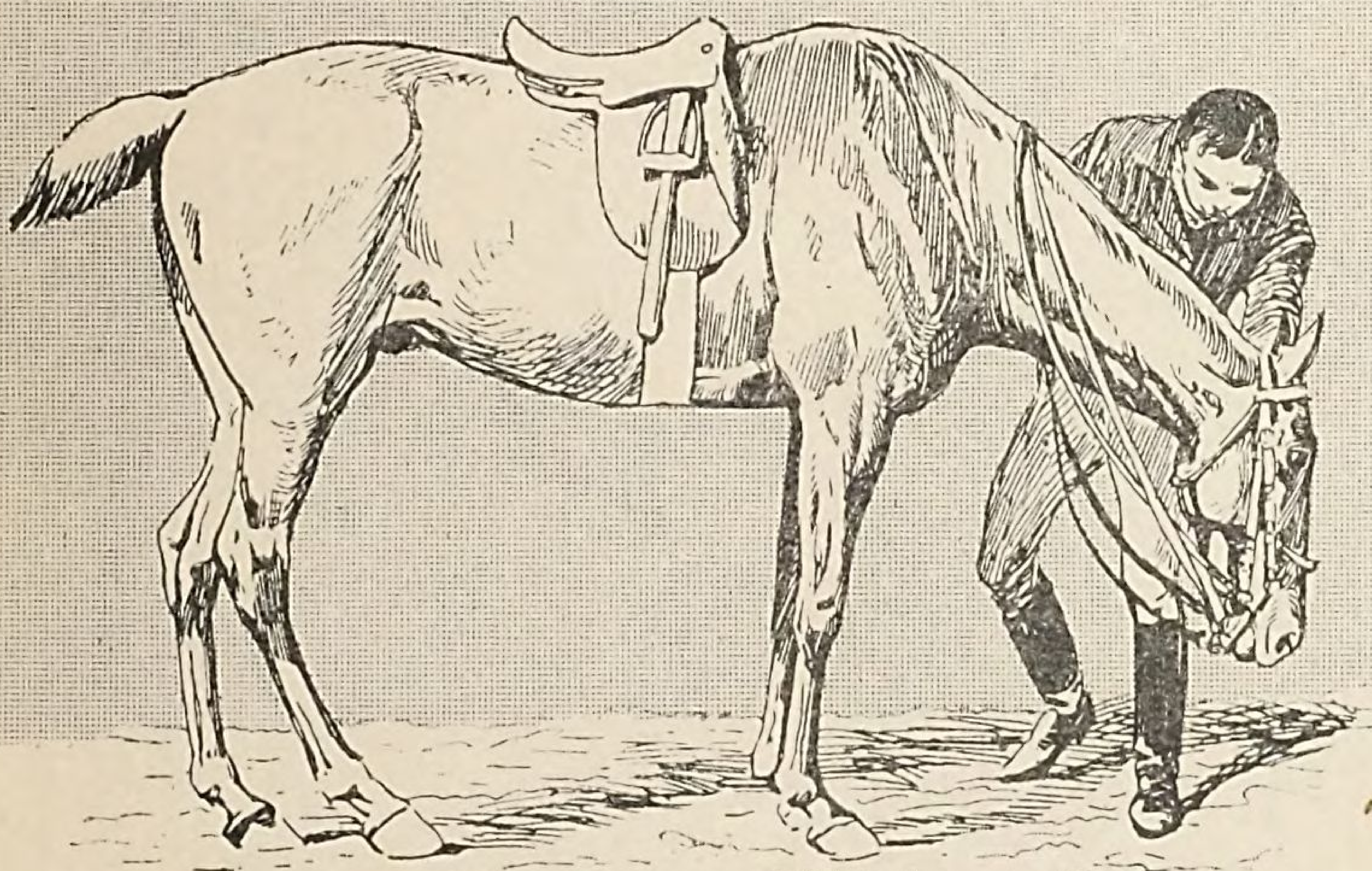
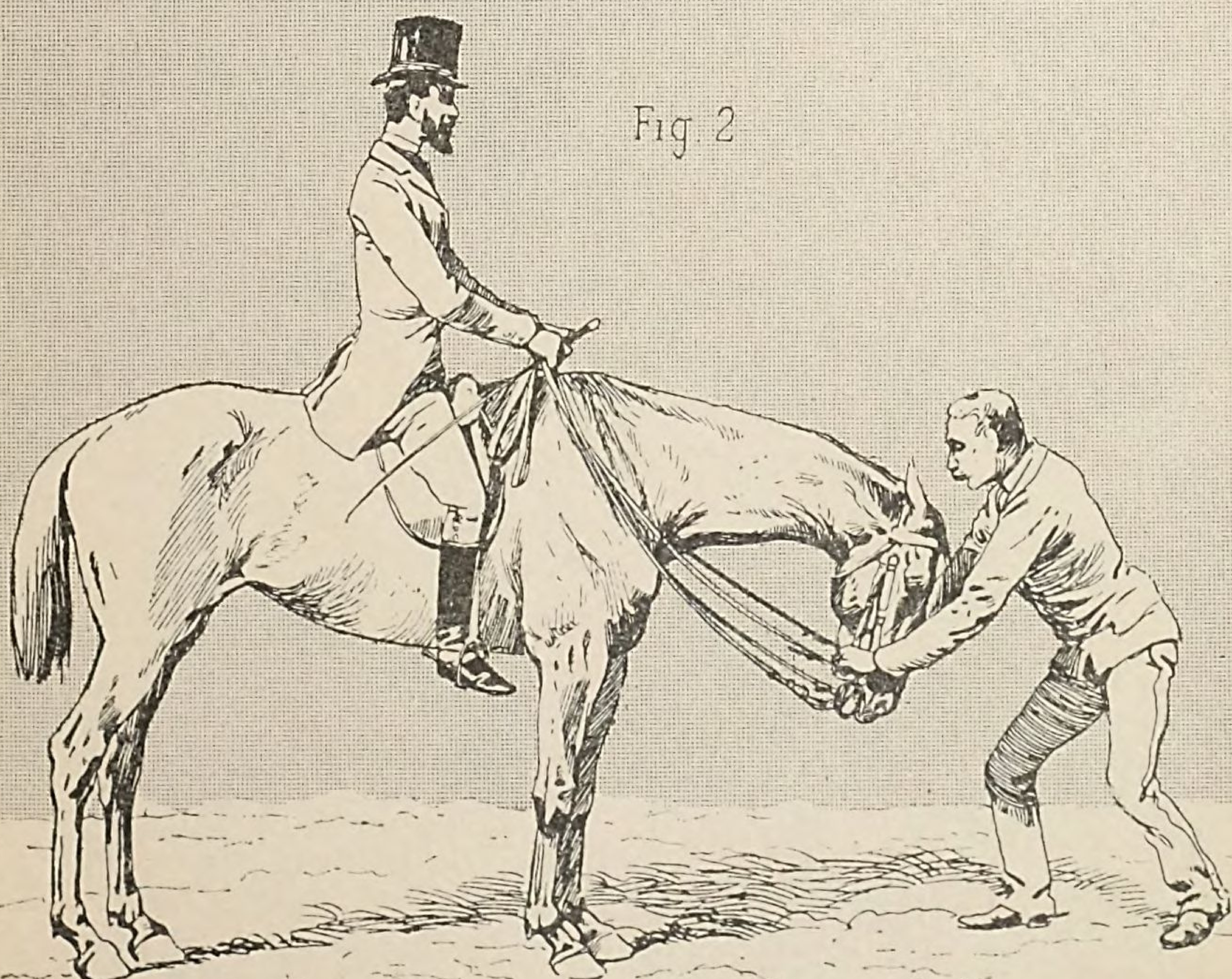


Fig. 2



zügel sind auf dem Halse verblieben – v. Z. O.) und die Peitsche, deren Spitze in Höhe der Flanke liegt.

In dieser Stellung erheischt dann die Peitsche — und zwar in dem Augenblick, als die rechte Hand die directe Biegung verlangt — in Ermanglung der nicht mehr nach vorn wirkenden Trense, dass das Pferd vorwärts geht. (Ganz so wie früher.)*) Wir befinden uns somit in derselben Lage, wie zu Pferde. Es ist nämlich nicht mehr – wie soeben – die Vorhand, welche die Hinterhand nach sich zieht, sondern es ist die Hinterhand, welche zuerst antritt, die Vorhand – gegen den Kopf – vorschiebt, welcher seinerseits durch die Zügel**) – in der Hand des Lehrers – zurückgehalten wird.

So wird das Pferd vorschreiten, ohne auf das Gebiss zu drücken. Es ist dann vollkommen durchlässig. Das ist dieselbe Durchlässigkeit, welche man später unter dem Reiter zu erlangen – bemüht sein muss.

Die hier beschriebene Arbeit wirkt übrigens auf das Pferdemaul in bewundernswürdiger Weise vorbereitend, während sie gleichzeitig die Hand des Reiters geschickt macht.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass man die Thätigkeit der Kinnladen viel leichter erreicht, wenn man auf der Stelle bleibt; aber in diesem Falle läuft man Gefahr, das Pferd zum Zurückkriechen zu veranlassen,

*) Siehe Tafel VI, Fig. 2.

**) Man betrachte auf Tafel VI, Fig. 2, wie die Hand des Lehrers die Trensen- und Kandaren-Zügel zugleich erfasst hat; die Trensenzügel unter dem Daumen in der geschlossenen Hand, — ziehen von unten nach oben und unterhalten die Aufrichtung; die Kandarenzügel — der linke zwischen Mittel- und Ring-Finger, der rechte unter dem kleinen Finger — wirken mehr horizontal und bewirken das Loslassen der Kinnladen. J. Fillis.

während man im Marsch diese Unzuträglichkeit, oder — besser — diese Gefahr*) vermeidet.

Auf diesen Punkt lege ich Nachdruck; — denn wenn es auch unwiderleglich eine viel langwierigere und schwierigere Arbeit ist, — das Maul im Marsch thätig zu machen, so bewahrt sie doch vor der grossen Gefahr des Zurückkriechens, einem Ergebniss, welches beim ersten Abbiegen fast immer unvermeidlich ist. Nehme man sich doch Zeit und mache es gut!

Wenn ich aber auch daran, wie an einer der bedeutungsvollsten Regeln festhalte, dass diese Gesammtarbeit im Gange ausgeführt werden muss, so bin ich dennoch genöthigt anzuerkennen, dass es bei gewissen Pferden unmöglich, oder wenigstens sehr ermüdend ist; das sind solche, welche sich heftig auf die Hand werfen, oder den Kopf zu tief tragen. Was mich betrifft, so habe ich niemals gefunden, dass diese Untugenden so weit getrieben wurden, dass ich doch nicht die directe Beizäumung und die Thätigkeit der Kinnladen — auch im Gange — hätte aufrecht erhalten können.

Bei der Arbeit auf der Stelle wird man aufmerksam darüber wachen müssen, zu verhindern, dass das Pferd sich zurückwirft; gerade das muss um jeden Preis vermieden werden. Wenn das Pferd auch noch so wenig zurücktritt, muss man es doch sofort mit der Peitsche — in der linken Hand — (welche ja nur die Trensenzügelenden hält) durch Berührung der Flanke vortreiben.**) Wenn das Pferd mit den Hinterbeinen nach hinten heraustritt, oder die Vorder-

*) Siehe Tafel VI, Fig. 2.

**) Siehe Tafel IV, Fig. 2.

Planche VI

Fig. 1

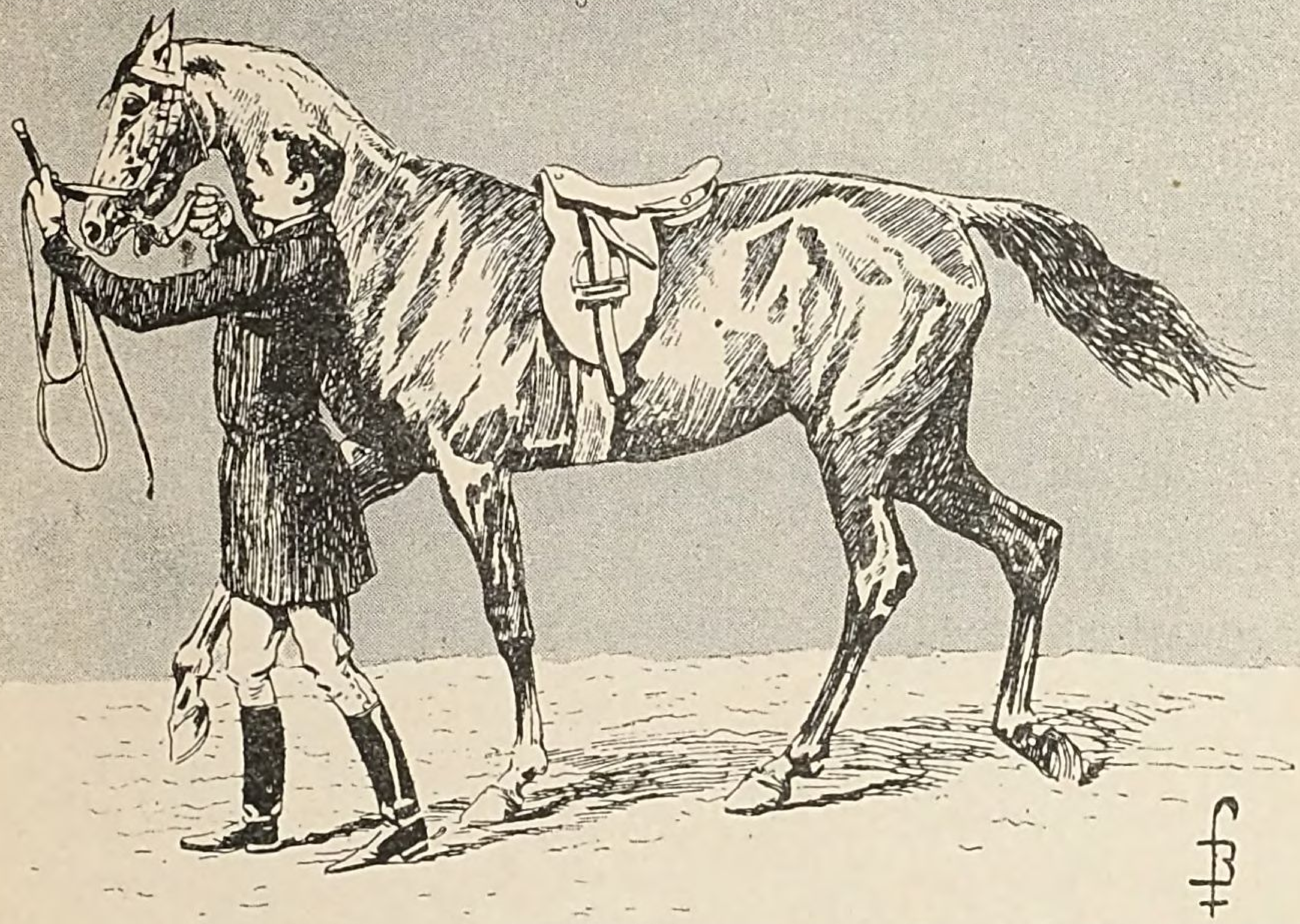
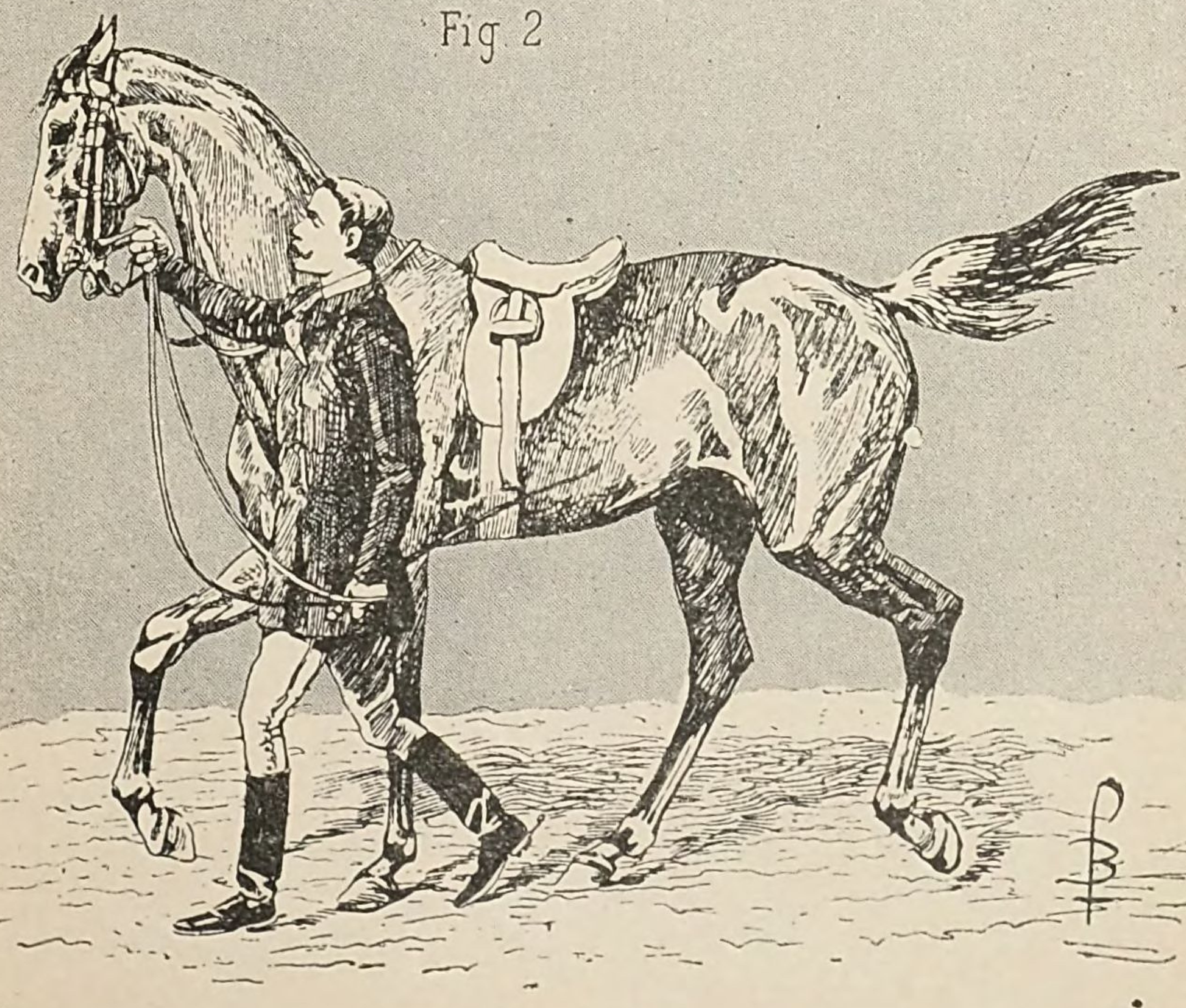


Fig. 2



beine gegen stemmt *(s'arc-boute)*, auch dann ist es noch zusammengekrochen. Man treibe das Pferd sofort vor.

Um zusammengekrochen zu erscheinen, ist es übrigens nicht nöthig, dass das Pferd zurücktritt. Das Zusammenkriechen kann selbst dann stattfinden, wenn das Pferd auch kein Bein von der Stelle rührt. Schon wenn die vom Sitzbein — an der Hacke und Sehne entlanglaufend gedachte Senkrechte (nicht die Hacke trifft, sondern v. Z. O.) hinter derselben (der Hacke) zur Erde fällt, — schon dann hat das Pferd das Körpergewicht auf die Hinterhand verlegt und ist zusammengekrochen. Man wirke dann energisch mit den Trensenzügeln ein, um das Körpergewicht wieder nach vorn, und um die senkrechte Stellung – trotz der Biegung – aufrecht zu erhalten, damit das Zusammenkriechen sich nicht wiederholt.

Nach dieser Vorbereitung ist die directe Biegung auch unter dem Reiter leicht, und das um so mehr, als die gleichzeitige Einwirkung der Schenkel das Pferd energischer und wirksamer in die Hand treibt, als die Peitsche es vermag.

Besonders zu beachten ist, dass die Schenkel zuerst – und allmälig verstärkt – in Thätigkeit treten müssen; niemals die Hand! Bei der Arbeit des directen Biegens – zu Fuss, wie zu Pferde – ist es natürlich nöthig, dass die Hand entsprechend nachgiebt; (und zwar in demselben Augenblick, als das Pferd) um unmittelbar darauf ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen: „Annehmen und Nachgeben", zu rechter Zeit! In diesen beiden Worten liegt das ganze Geheimniss der Biegung.

Wohlverstanden, müssen die Schenkel immer am Pferde bleiben, um sowohl die beständige Nachgiebigkeit des Maules herbeizuführen, als auch das Zusammenkriechen zu verhüten.

Uebrigens ist es selbstverständlich, dass man — aufgesessen — unter keinen Umständen das Pferd auf der Stelle biegen soll.

Dieses Verfahren würde in der That die ernstesten Unzuträglichkeiten hervorrufen. Da man die Maulthätigkeit auch nur durch leichte Sporenhülfen erreichen kann, würde das Pferd leicht die Gewohnheit annehmen, auf die Spornstiche hin stehen zu bleiben; man kann es nicht vordrücken, man hat kein Mittel mehr gegen das Zusammenkriechen und die Stätigkeit ist die Folge!*) Dieses Resultat ist um so sicherer, als das Pferd sich nicht an die Hand heranwagt, weil die Zügel, wenn das Pferd nun vorgehen will, stärker wirken als der Schenkel.

Kurzum, meine Reitkunst unterscheidet sich gerade dadurch von derjenigen Baucher's, dass ich nur im Vorwärtsgehen arbeite.

Meine erste Unterweisung ist doch das Vortwärtsgehen gewesen.

In seinem „*Dictionnaire raisonné d'équitation* (1833) Seite 112" schreibt Baucher: „Während der ersten Unterrichtsstunden ist eine ganze ½ Stunde zur Arbeit auf der Stelle zu verwenden; nur während der letzten 5 Minuten wird man das Rückwärtstreten üben."

25 Minuten Arbeit auf der Stelle und 5 Minuten Rückwärtstreten, ist meines Dafürhaltens der kläglichste Gebrauch, welchen man von der Unterrichtszeit machen kann. Für die ½ Unterrichtsstunde schlage ich vor:

*) Baucher beging das Unrecht, die Biegung bei der Arbeit unter dem Reiter — im Halten zu verlangen. Er bediente sich dabei natürlich leichter Sporenhülfen und nur sein feines Gefühl bewahrte ihn davor, dass seine Pferde nicht widerspänstig wurden.
J. Fillis.

Planche VII

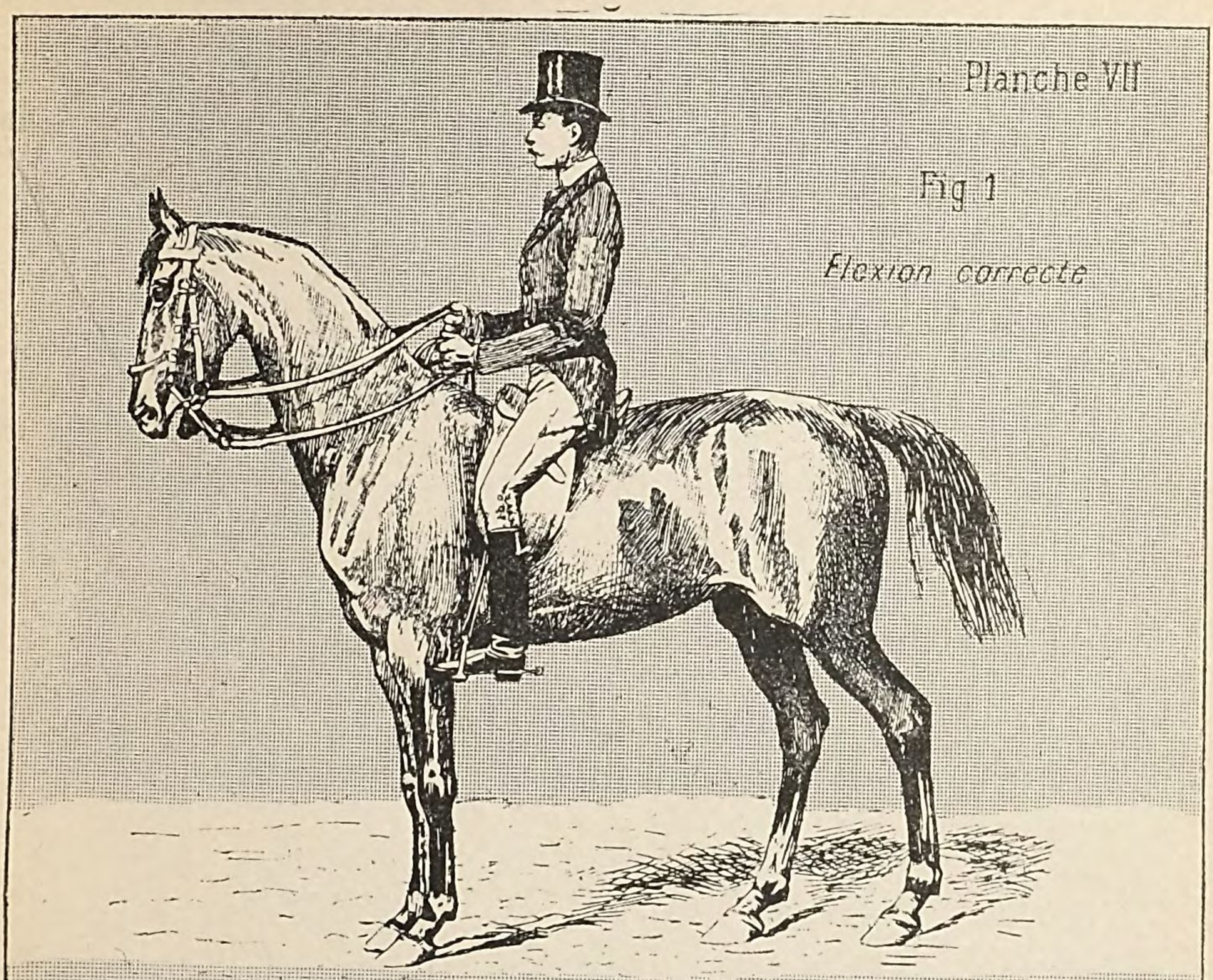


Fig 1

Flexion correcte

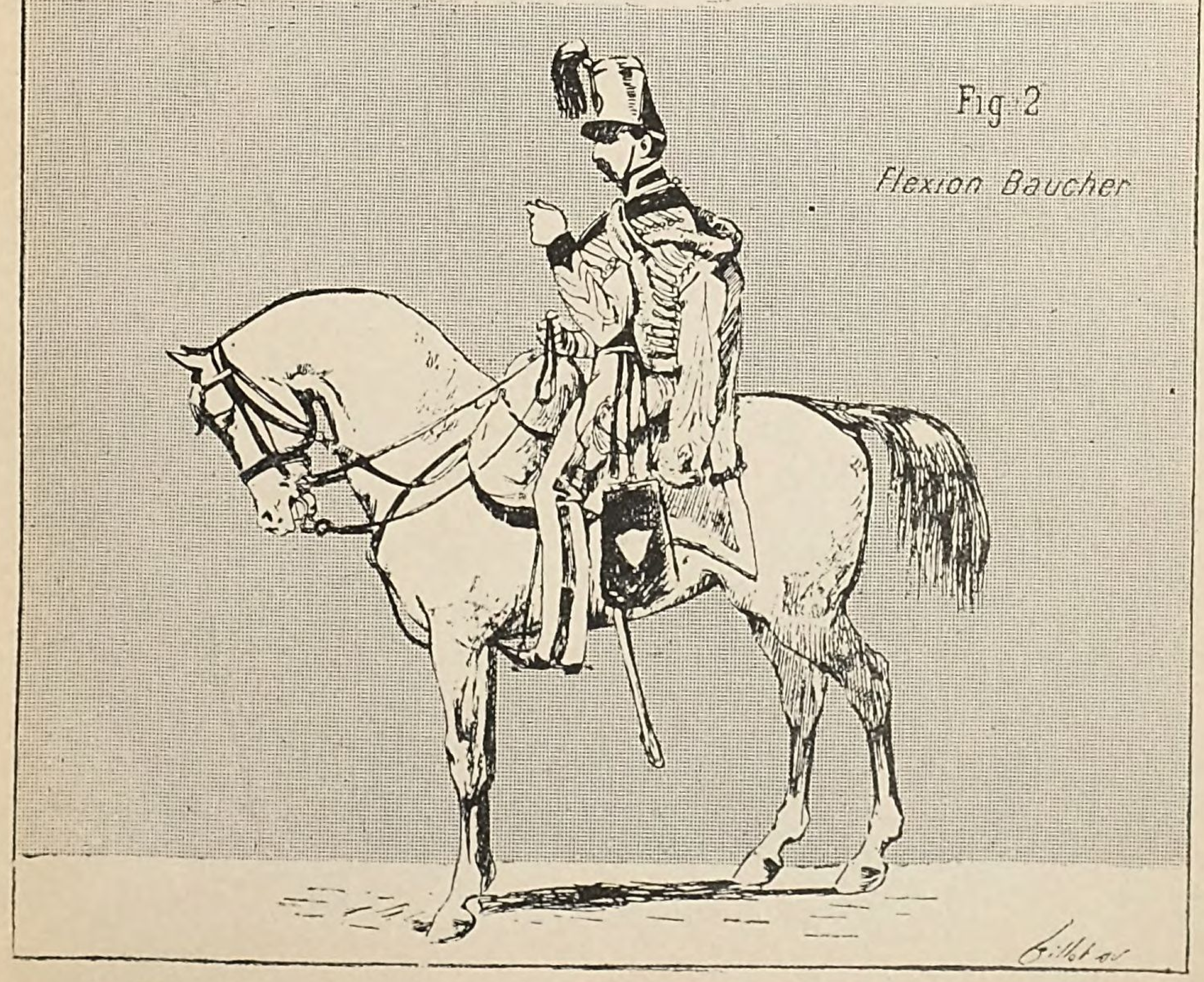


Fig 2

Flexion Baucher

30 Minuten zur Arbeit im Gange; keine Arbeit auf der Stelle; kein Zurücktreten!

Man wird in der Folge sehen, dass dieser Unterschied in der Lehrmethode sich in der ganzen Dressurarbeit immer wieder vorfindet.

Natürlich bleibt die Biegung – nach System Baucher – bei der Arbeit unter dem Reiter ebenso fehlerhaft, wie bei der Arbeit zu Fuss. Figur 2 der Tafel VII, welche ohne jede Aenderung seinem Werke entlehnt ist, gestattet durch Vergleich mit Figur 1, welche die richtige Biegung darstellt, ein Urtheil darüber.

Die Figur von Tafel VIII, welche einem kürzlich erschienenen Werke entnommen ist, zeigt, wie man dahin gelangt ist, alle Mängel der schlechten, Baucher'schen Biegung zu übertreiben. Tiefer Kopf, weitab vom Schwerpunkt und hinter der Senkrechten; das Pferd – nach vorn – auf der Schulter ruhend, bereit zur Ueberzäumung *(encapuchonnement)* todtes Maul; das Gebiss von oben nach unten und folglich falsch wirkend.

Nichts fehlt im Bilde!

Um zu wissen, wonach man bei directer Biegung suchen soll, genügt es, genau das Gegentheil von obigem Verfahren anzustreben.

IV.

Hülfsmittel, um ein Pferd folgsam zu machen beim Aufsitzen

(Moyen de rendre un cheval docile au montoir).

Um ein Pferd beim Aufsitzen folgsam zu machen, muss man sich dabei so benehmen, dass man allen denjenigen Bewegungen leicht entgegentreten kann, welche das Pferd etwa machen könnte, um dem Reiter unbequem zu sein, oder ihn gar am Aufsitzen zu hindern.

Prüfen wir also, welche Mittel man anwenden muss, und stellen wir uns so auf, dass wir alle etwaigen instinctiven oder aus schlechten Angewohnheiten hervorgegangenen Widersetzlichkeiten des Pferdes vereiteln können.

Das bösartige, oder stätige Pferd bäumt sich, schlägt hinten aus, und schlägt auch wohl mit dem linken Vorder- oder linken Hinterbein nach dem Aufsitzenden. Bei einem solchen Pferde ist es besser, die Longe und Bahnpeitsche beizubehalten und nur scheinbar – indem man dicht an der linken Schulter bleibt – den Fuss in den Bügel zu setzen. Steigt das Pferd dabei, so versetzt man ihm mit der Peitsche einen kräftigen Schlag auf die Hinterbacken. Da es an der Longe gehalten wird, kann man soweit abbleiben, dass man von den Vorderbeinen nicht getroffen wird. So oft das Pferd sich bäumt, wiederholt man diese Strafe, bis es nachgiebt. Tritt es zurück, dieselbe Strafe; schlägt es hinten aus, nimmt man ihm den Kopf hoch und verweist es mit harter Stimme; schlägt es aber mit dem Vorderbein, so bestraft man das Pferd durch Peitschenhieb auf das betreffende Bein.

Ausser denjenigen Pferden, welche zu derartigen Widerspänstigkeiten neigen, giebt es auch solche, welche nur furchtsam, nervös, unruhig, kitzlieh oder aufgeregt sind, und welche – ohne sich eigentlich zu widersetzen – demnach nicht so ruhig bleiben, wie es sich gehört.

Was können sie machen? Nur viererlei Bewegungen: Vorwärts- oder Rückwärts-Treten, sich nach rechts oder nach links werfen.

Gegen diese Möglichkeiten beim Aufsitzen muss man also gewappnet sein und sich dabei benehmen, wie folgt:



Planche VIII

Den linken Trensenzügel in der linken Hand, ergreife ich mit dieser einen Mähnenschopf aus der Mitte und zwar derartig, dass der von mir so gehaltene Zügel leicht ansteht. Meine rechte Hand, in welcher sich die Reitpeitsche befindet, ergreift über den Hals hinweg den rechten Trensenzügel in solcher Länge, dass er nur leicht ansteht, und erfasst ausserdem den Sattelknopf.*)

So stehe ich der linken Schulter des Pferdes gegenüber.**) Wenn das Pferd zurücktritt, treibt ein Peitschenschlag auf die Kruppe es wieder vor, den ich, wenn nöthig, 20 bis 30 Mal wiederhole, bis es nachgiebt. Tritt das Pferd vor, lasse ich die Zügel wirken und bringe es auf seinen Platz zurück. Wirft es sich nach links, nehme ich den Pferdekopf nach derselben Seite, was zur Folge hat, dass es mit den Hinterbeinen nach rechts wieder zurücktritt. Ebenso nehme ich, sollte sich das Pferd nach rechts werfen, seinen Kopf nach rechts, um die Hinterbeine wieder nach links zurücktreten zu lassen.

Jede dieser Widersetzlichkeiten zeigt sich entweder in dem Augenblick, in welchem der Reiter mit dem Fuss in den Bügel treten will, oder ihn bereits darin hat, oder endlich dann, wenn der Reiter sich auf das ausgestreckte linke Knie erhoben, aber das rechte Bein noch nicht auf die andere Seite gebracht hat. Man darf zu dieser zweiten oder dritten Bewegung nicht übergehen, bevor man nicht die vollständige Unbeweglichkeit des Pferdes bei der vorausgehenden Bewegung –

*) Siehe Tafel IX.

**) Wir stehen beim Aufsitzen — mehr dem Halse des Pferdes gegenüber, um uns dadurch vor dem, am häufigsten vorkommenden Schlage des linken Hinterbeins zu schützen. v. Z. O.

erlangt hat. Man darf sich erst dann in den Sattel setzen, wenn das Pferd so lange unbeweglich geblieben ist, als sich der Reiter auf dem linken ausgestreckten Knie hält. Es kommt häufig vor, dass das Pferd gerade in diesem Augenblick eine der vorerwähnten Widersetzlichkeiten versucht; ist diese nur geringfügig, so kann man ihr durch Einwirkung der Zügel entgegentreten, ohne die eigene Stellung zu verändern. Ist die Widersetzlichkeit aber eine zu ausgesprochene, so setzt man den Fuss wieder zur Erde nieder und straft mit der Peitsche,

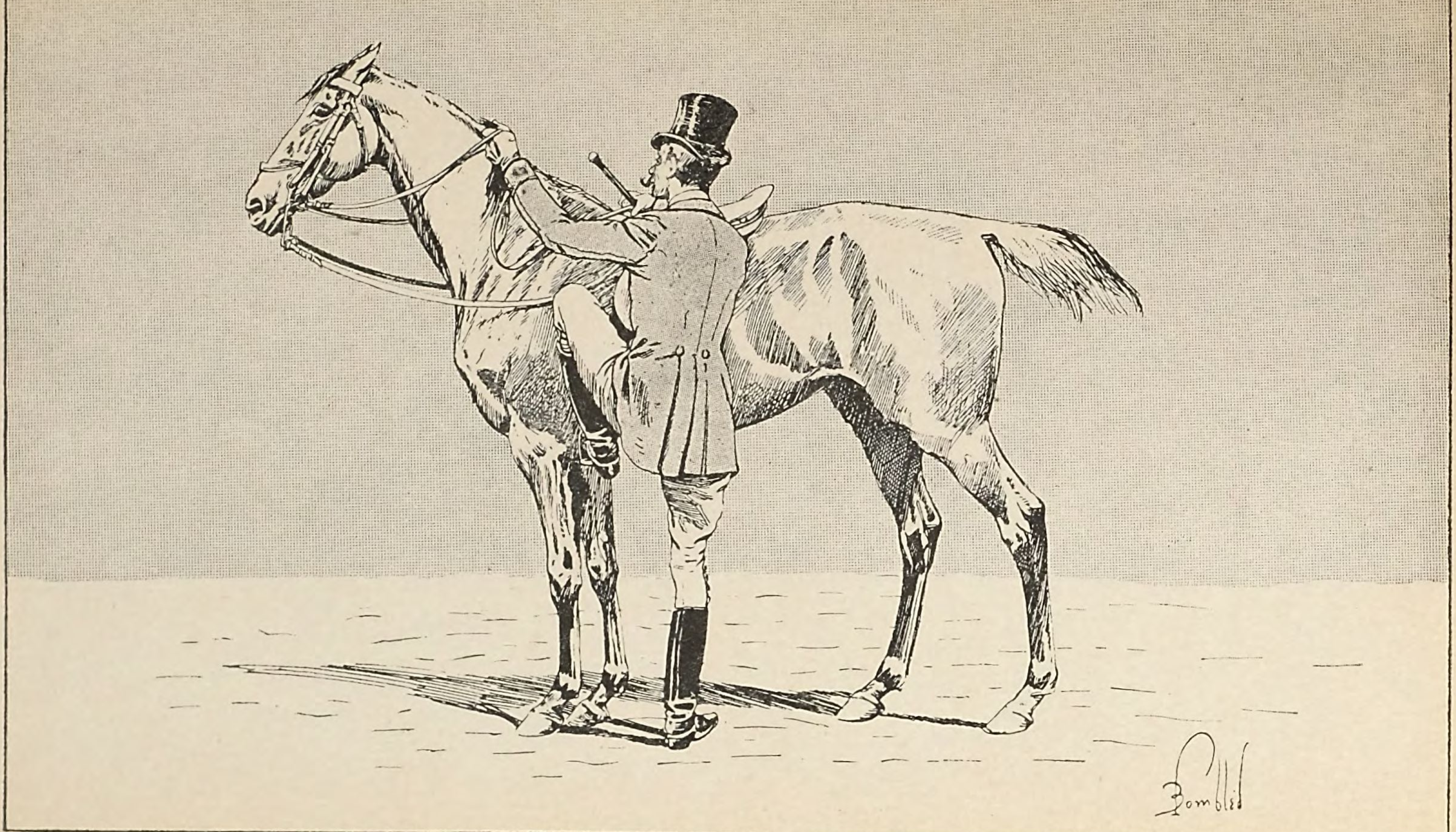
Beachten wir endlich noch, dass der Reiter – erst einmal im Sattel – in jeder Hand einen Trensenzügel und diesen gerade so lang halten muss, dass er vermittelst eines leichten Anzuges jede Ungehörigkeit unverzüglich unterdrücken kann.

Ich muss zugeben, dass meine Methode, sich in den Sattel zu setzen, denjenigen Grundsätzen zuwiderläuft, welche gemeinhin gelehrt werden:

Man schreibt in der That zum Aufsitzen – überall vor, dass man beide Trensenzügel und einen Mähnenschopf vom unteren Halsende in die linke Hand nehmen und mit der rechten Hand den Sattelkranz erfassen müsse; sich sodann im Bügel erheben und – sobald das linke Bein gestreckt ist – die rechte Hand schnell vom Sattelkranz nach dem Sattelknopf bringen (während man das rechte Bein über das Pferd hinwegschlägt) und sich dann hinsetzen – müsse.

Bei diesem Verfahren ist der Reiter hülfslos gegen jede Bewegung, welche das Pferd machen könnte, und das besonders in dem Augenblick, in welchem die rechte Hand vom Sattelkranz zum Sattelknopf geht, da dann das Gleichgewicht des Reiters so voll-

Planche IX



ständig verloren geht, dass die geringste Veranlassung genügt, ihn zu Schaden zu bringen. Der Mangel des Gleichgewichts ist aber gerade die Ursache, dass der Reiter mehr in den Sattel fällt, als sich da hineinsetzt. Dabei kann er unglücklich, d. h. auf den Sattelknopf fallen, wenn das Pferd auch nur einen einzigen Schritt rückwärts macht.

Diejenige Methode, welche ich anrathe, bringt hingegen den Reiter in die glückliche Lage, jeden Unfall vermeiden, jede Ungehörigkeit und selbst jede Bewegung des Pferdes unterdrücken zu können, weil er in jeder Hand einen Trensenzügel führt.

Wenn ich ein Pferd an der Longe arbeite, sorge ich – bevor ich es in Trab setze – dafür, dass der Sattel ziemlich fest gegurtet ist. Im Trabe dann lässt das Pferd nach, sich aufzublähen und der dadurch lose gewordene Sattel behindert es weniger, wenn ich dann aufsitzen will.

Ich bin auf ganz natürliche Weise zur steten Nutzanwendung dieser meiner sehr einfachen Beobachtung gekommen, als es mir zum ersten Mal begegnete, ein schwieriges Pferd besteigen zu müssen.

Die Stallleute haben die Gewohnheit, ihre Pferde fest zu gurten, und es hiesse, die kleinen Schwächen des menschlichen Herzens schlecht kennen, wenn man glauben wollte, dass sie gerade an dem Tage auf diese Gewohnheit verzichten sollten, an welchem ich versuchen wollte, da einen Erfolg zu erzielen, wo sie gescheitert waren. Sie gurten also an diesem Tage fester denn je.

Sie wissen, dass ein Pferd um so eher bockt, je fester es gegurtet ist; es erscheint ihnen mithin gewiss, dass sie sofort das unschuldige Vergnügen haben

werden, mich über die Ohren meines Pferdes fliegen zu sehen.

Nichtsdestoweniger ermuthige ich sie dazu, noch fester zu gurten:

„Anziehen! Immer noch fester!"

„Ist geschehen!"

Ich nehme mein Pferd beim Zügel, gehe mit ihm einige Minuten umher und löse – in demselben Augenblick, in welchem ich aufsitzen will – die Gurte um 1 bis 2 Loch; und schon bin ich im Sattel! während das Pferd einen tiefen Athemzug der Erleichterung thut, der es für den Augenblick verhindert, an Widersetzlichkeit zu denken.

Ich lasse beim Aufsitzen mir mein Pferd niemals von einem Anderen halten. Alle Pferde werden artig, wenn man sie nicht festhalten lässt. Man muss mehrere Male hintereinander auf- und absitzen, und dabei das Pferd liebkosen, damit es Vertrauen fasst. Man muss sich so weich und leicht als möglich in den Sattel setzen und besonders vermeiden, das Pferd schon beim ersten Anreiten scharf anzufassen; denn wenn es auf eine ungestüme Behandlung gefasst ist, wird es niemals ruhig beim Aufsitzen bleiben.

Von dem zum ersten Mal gerittenen Pferde verlange ich Nichts; vorausgesetzt, dass es geradeaus geht, bin ich zufrieden; ich halte die Zügel getheilt und bediene mich bei den ersten Reitversuchen nur der Trense und niemals der Sporen.

Ich reite einige Mal rechts und links in der Bahn herum, dabei dem Pferde möglichste Freiheit lassend; wohlverstanden: wenn es sich nicht widersetzt! Das thut es aber sehr selten, wenn man ihm – so gut wie Nichts – abverlangt.

Wenn das Pferd den Kopf zu tief trägt, suche ich ihm denselben aufzurichten durch kleine, fast unmerkliche Trensenanzüge von unten nach oben und nicht von vorn nach hinten; trägt das Pferd die Nase hoch, so lasse ich die Kandare leicht wirken, aber nur so, dass das Vorschreiten nicht gehemmt wird; bleibt das Pferd aber unter der Einwirkung der Kandare stehen, so gebe ich ganz nach und lege die Schenkel hinter die Gurten. Die Schenkel wirken in diesem Falle, wie es die Peitsche bei der Arbeit zu Fuss thut. Ich beharre hierbei, bis ich das Vorwärtsgehen erlangt habe; mein Hauptziel, welches um jeden Preis erreicht werden muss.

Habe ich es erreicht, so dehne ich es so lange aus, um – wie soeben gesagt – einige Mal in der Bahn herumzureiten, dabei immer die richtige Kopfhaltung wahrend, aber sehr leicht und nur so viel, dass das Thier nicht stehen bleibt. Wenn ich nur ein wenig Maulthätigkeit erzielt habe, steige ich ab und biege an der Hand das Pferd bis zum Gehorsam ab. Dann gebe ich einige Rüben*) und lasse das Pferd in den Stall zurückbringen.

*) Die Rüben müssen der Länge nach zerschnitten werden, niemals rund; so hätten sie die Form des Kehlkopfs und könnten leicht darin stecken bleiben. Ich habe einmal ein Pferd dem Erstickungstode nahe gesehen, weil es rund geschnittene Rüben verschluckt hatte.

Ich vermeide auch, Zucker zu geben; denn wenn das Pferd gezäumt ist und mit seinem Gebiss spielt, erzeugt es schleimigen Speichel, mit welchem es uns besudelt. Das wäre übrigens der geringste Nachtheil; der grössere ist der, dass, wenn man im Stalle Zucker giebt, das Pferd dadurch zum Krippensetzen veranlagt wird. Es beginnt damit, seine Krippe zu belecken, sodann — weil es einen angenehmen Geschmack findet — beisst es fortgesetzt hinein und das artet zum Krippensetzen aus.

In dieser Unterrichtsstunde habe ich dem Pferde nur Eines abverlangt: Vorwärts zu gehen, und dabei in den Kinnladen nachzugeben. Man muss im Allgemeinen übrigens vermeiden, dem Pferde mehrere Dinge auf einmal abzuverlangen; denn es verwechselt sie oft, und man könnte das als eine Widersetzlichkeit auffassen, was nur einem Mangel an Verständniss entspringt.

V.

Zügel-Führung (-Haltung)

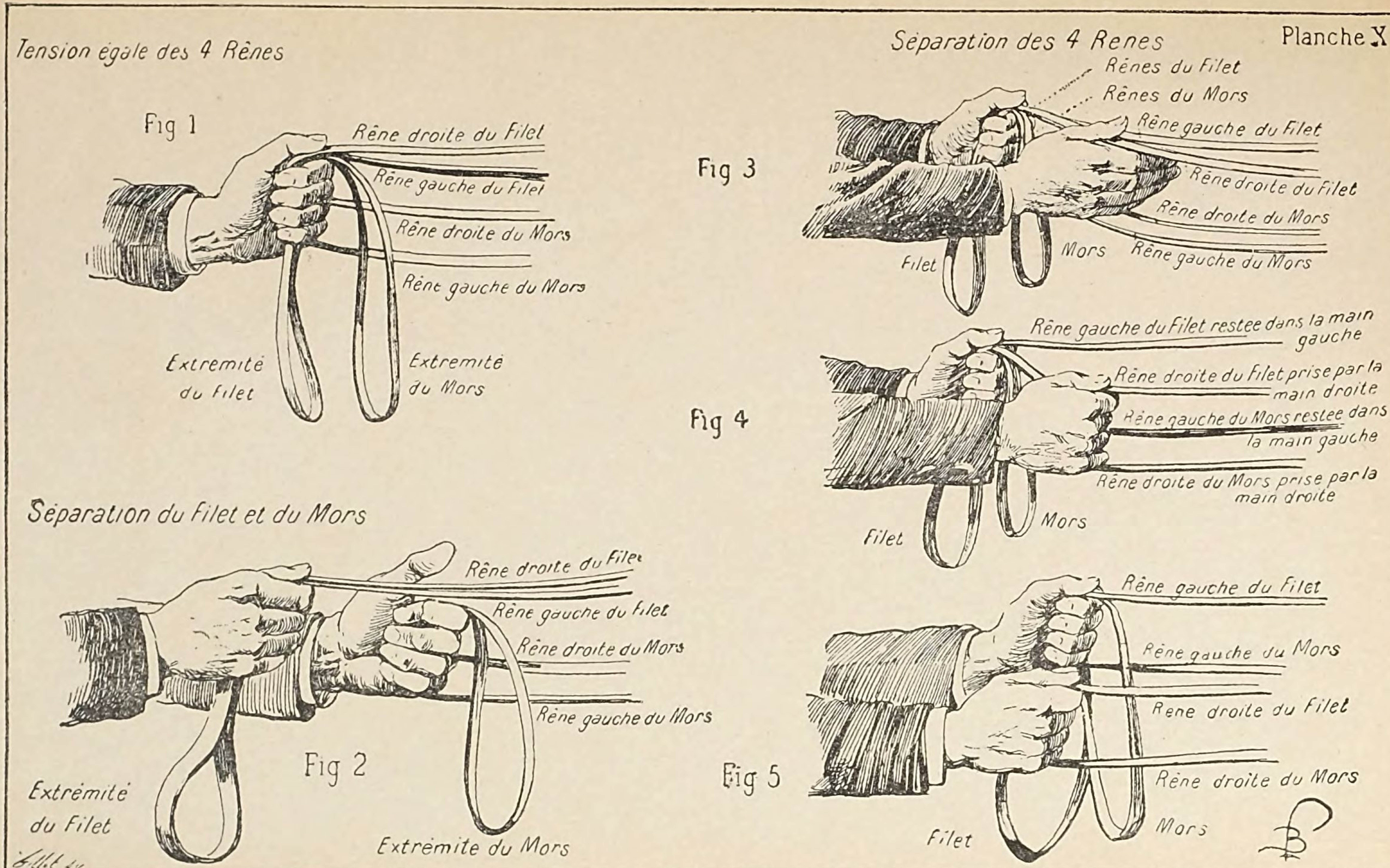
(Tenue des rênes).

Es giebt drei zulässige Arten der Zügelhaltung: die Englische, die Deutsche und die Französische. Ich nehme nicht Anstand zu erklären, dass davon nur eine gut ist: Die Zügelhaltung nach Französischer Art.

Weil das Trensengebiss im Pferdemaul höher liegt, als das Kandarengebiss, ist es auch die vornehmlichste Aufgabe des ersteren, den Kopf des Pferdes aufzurichten, während es die Hauptaufgabe der Kandare ist, denselben gewissermaassen herunterzubringen. Mit anderen Worten: die Trense ist das aufrichtende, die Kandare das bezäumende Element. Alle Schulen sind sich hinsichtlich dieses wesentlichsten Gesichtspunktes einig. Es ist also augenscheinlich und sogar sicher, dass die Trensenzügel und die Kandarenzügel so in der Hand gehalten werden müssten, wie es ihrer Lage im Pferdemaul – entspricht; d. h. erstere über den letzteren.

Diesem so einfachen Grundsatze zuwider halten die Engländer die Trensen- und die Kandarenzügel gleich hoch in der Hand*). Die Deutschen ent-

*) Die verdeckte Hand hält zwischen jedem Finger einen Zügel. J. Fillis.


Planche X
Tension égale des 4 Rênes
Fig 1
Rêne droite du Filet
Rêne gauche du Filet
Rêne droite du Mors
Rênt gauche du Mors
Extremité du filet
Extremité du Mors
Séparation du Filet et du Mors
Fig 2
Rêne droite du Filet
Rêne gauche du filet
Rêne droite du Mors
Rêne gauche du Mors
Extrémité du Filet
Extrémite du Mors
Séparation des 4 Renes
Fig 3
Rênes du Filet
Rênes du Mors
Rêne gauche du Filet
Rêne droite du Filet
Rêne droite du Mors
Rêne gauche du Mors
Filet
Mors
Fig 4
Rêne gauche du Filet restée dans la main gauche
Rêne droite du Filet prise par la main droite
Rêne gauche du Mors restée dans la main gauche
Rêne droite du Mors prise par la main droite
Filet
Mors
Fig 5
Rêne gauche du Filet
Rêne gauche du Mors
Rene droite du Filet
Rêne droite du Mors
Filet
Mors

fernen sich noch mehr von diesem Grundsatz; denn sie halten die Trensenzügel unter den Kandarenzügeln.*) Wir können nicht sagen; dass diese beiden Trageweisen gleich schlecht wären. Aus diesen kurzen Angaben geht vielmehr offenbar hervor, dass die Deutschen noch weiter vom richtigen Verfahren entfernt sind, als die Engländer. Schon die Vernunft sagt uns, dass die Zügel auf Französische Art**) gehalten werden müssen. Die Hand ist senkrecht, der linke Kandarenzügel geht unter dem kleinen Finger der linken Hand hindurch, der rechte zwischen Ring- und Mittelfinger und treten beide vereinigt zwischen Daumen und Zeigefinger aus der Hand wieder heraus. Die beiden Trensenzügel liegen – vereinigt in derselben Hand – zwischen Daumen und Zeigefinger. (Tafel X, Fig. 1.) Vermittelst der so gefassten Zügel erreicht man durch einfache Bewegung des Handgelenks***), ohne die Hand von der Stelle zu rühren, alle für die Einwirkung auf das Maul unerlässlichen Anzüge. (Ich spreche natürlich vom dressirten Pferde!):

1. kann die leicht geschlossene, senkrecht gestellte Hand alle vier Zügel gleichmässig einwirken lassen. Tafel X, Fig. 1;

*) Die Hand steht senkrecht; die Trensenzügel zu unterst. J. Fillis.

**) Ist es nicht befremdend, dass man in der Französischen Armee vorschreibt, die Zügel auf Deutsche Art zu halten? Die Trensenzügel zu unterst? J. Fillis.

***) Der Herr Verfasser hat gar keine Vorstellung von einer Faust, wie unsere Cavalleristen sie instructionsmässig machen müssen, kennt nur das Fingerspiel der Hand und ist — wie er mir sagte — schon deshalb kein Freund des Ausdrucks „Faust“, weil er darin einen Hinweis zum Schwerfälligen erblickt, was bei der Zügelführung nie vorkommen sollte. v. Z. O.

Bayerische Staatsbibliothek München

2. nähert sich beim Kandarenanzug der kleine Finger dem Körper des Reiters. Tafel XI, Fig. 1;

3. nähert sich beim Trensenanzug der Daumen dem Körper des Reiters. Tafel XI, Fig. 2;

4. stehen beim Anzug des rechten Kandarenzügels die Fingernägel der nach rechts übergefallenen Hand nach unten. Tafel XI, Fig. 3;

5. stehen beim Anzug des linken Kandarenzügels die Fingernägel der nach links übergefallenen Hand nach oben. Tafel XI, Fig. 4.

In dieser Weise genügt eine einfache Bewegung des losen Handgelenks von hinten nach vorn (Tafel XI, Fig. 1) und von vorn nach hinten (Tafel XI, Fig. 2), sowie eine, gewissermaassen drehende Bewegung des Handgelenks von links nach rechts – Fingernägel nach unten *(pronation)* – (Tafel XI, Fig. 3) und von rechts nach links – Fingernägel nach oben *(supination)* – (Tafel XI, Fig. 4) — um alle nothwendigen Einwirkungen auf das Pferdemaul hervorzubringen.

Diese so gehaltenen Zügel haben – soweit es die Hand zulässt – unter einander den grösstmöglichsten Spielraum, vorausgesetzt, dass sie in ein und derselben Hand sind. Die Wirkung ist fast dieselbe, als ob die Kandarenzügel in der linken, die Trensenzügel in der rechten Hand – diese etwas höher gestellt, als die linke – sich befinden würden.

Wenn man übrigens beide Hände gebrauchen will, so ist das die einfachste Sache von der Welt; denn die rechte Hand kann die Trensenzügel nehmen, oder zurücklegen in die linke Hand, ohne Gefahr für die Kandarenzügel, und selbst, ohne dieselben zu berühren. (Tafel X, Fig. 2.)

Will man endlich alle vier Zügel getheilt halten,

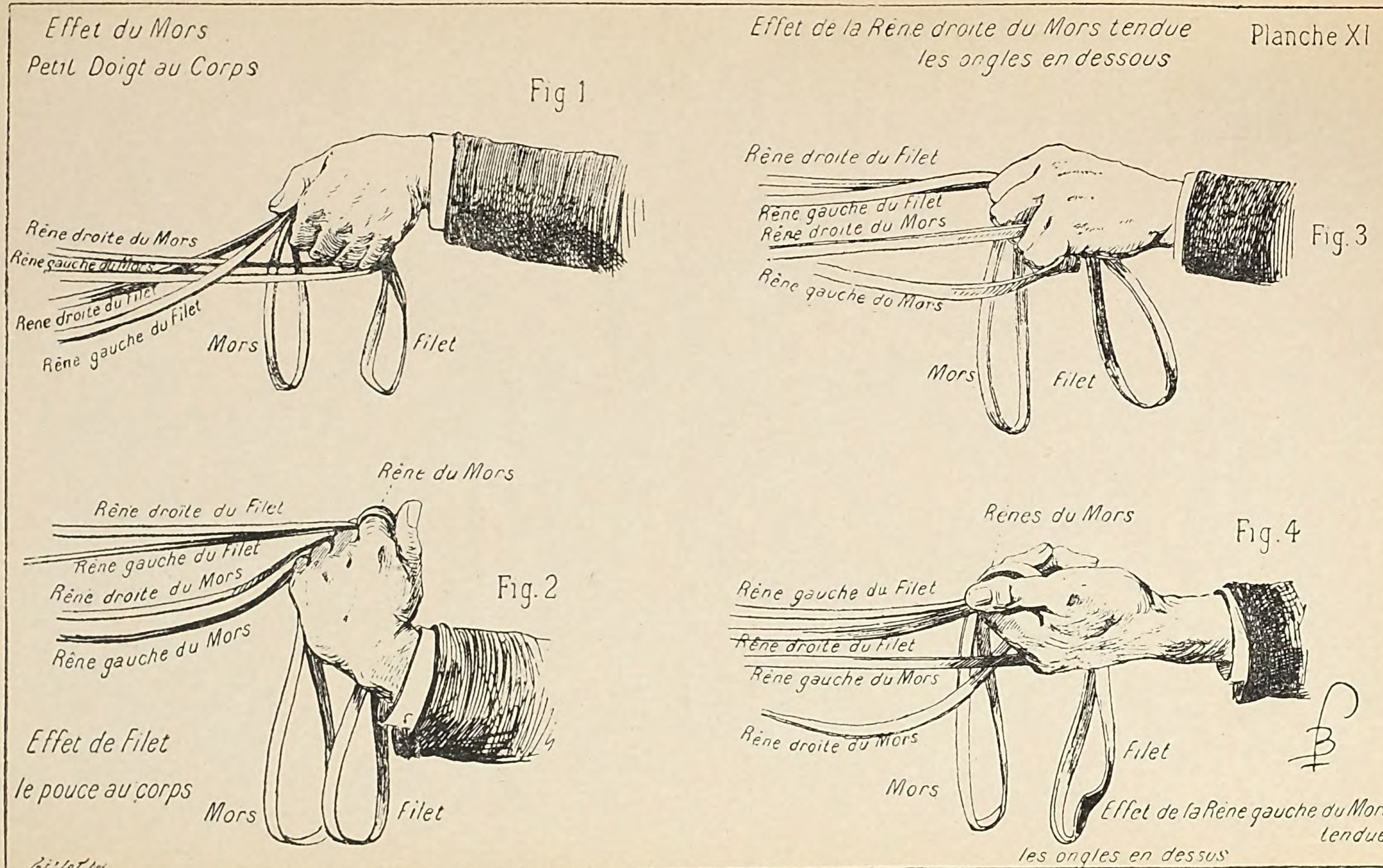


Planche XI
Effet du Mors
Petit Doigt au Corps
Fig 1
Rêne droite du Mors
Rêne gauche du Mors
Rene droite du Filet
Rêne gauche du Filet
Mors
Filet
Effet de la Rêne droite du Mors tendue
les ongles en dessous
Fig. 3
Rêne droite du Filet
Rêne gauche du Filet
Rêne droite du Mors
Rêne gauche do Mors
Mors
Filet
Fig. 2
Rêne du Mors
Rêne droite du Filet
Rêne gauche du Filet
Rêne droite du Mors
Rêne gauche du Mors
Effet de Filet
le pouce au corps
Mors
Filet
Fig. 4
Rênes du Mors
Rêne gauche du Filet
Rêne droite du Filet
Rêne gauche du Mors
Rêne droite du Mors
Mors
Filet
Effet de la Rêne gauche du Mors tendue
les ongles en dessus

d. h. die beiden von links (1 Trensen- und 1 Kandarenzügel) in der linken und die beiden von rechts (ebenso 1 Trensen- und 1 Kandarenzügel) in der rechten Hand – was in vielen Fällen nöthig ist — so braucht man nur die Zügel der rechten Seite von da, wo sie sich befinden, zu nehmen, indem man die rechte Hand derartig zwischen die Kandaren- und Trensen-Zügel bringt, dass nun der rechte Kandarenzügel unter dem kleinen Finger der rechten Hand und der rechte Trensenzügel zwischen Daumen und Zeigefinger derselben Hand sich befindet, genau in derselben Stellung, als ob die Zügel in der linken Hand vereinigt blieben.*) In dieser Weise behält auch jede der beiden Hände zwischen Kandaren- und Trensenzügeln den bisherigen Abstand bei, der sich aus der Breite der Hand von selbst ergiebt.

Um die vier Zügel wieder in die linke Hand und in dieselbe Stellung zurückzubringen, genügt dann das umgekehrte Verfahren.

Ich habe kaum nöthig hinzuzufügen, dass man die vier Zügel nicht früher wieder vereinigt und auch nicht früher versucht, sie einander zu nähern, (um ihre Wirkung nicht zu stören) als bis die Dressur des Thieres genügend vorgeschritten ist. Wenn man mit einem undressirten, oder unzureichend dressirten Pferde zu thun hat, und wenn man dennoch gezwungen ist, sehr schnell, sehr genaue und besonders einschneidende Wirkungen hervorzurufen, so hat man nur nöthig, die Zügel zu theilen.

*) Siehe Tafel X, Fig. 3, 4, 5. Die Figur 3 zeigt, wie sich die rechte Hand zwischen dem rechten Kandaren- und dem rechten Trensen-Zügel einschiebt. Die Figur 4 zeigt, wie sich die rechte Hand über den rechten Kandaren- und Trensen-Zügel, schliesst. Figur 5 zeigt die getrennten Zügel.

VI.
Lehrmethode, dem Pferde die Nachgiebigkeit auf Schenkel und Sporn vermittelst der Peitsche beizubringen

(Manière d'apprendre au cheval à céder aux jambes et à l'éperon au moyen de la cravache).

Ich fange meinen Unterricht beständig damit an, das bei den früheren Uebungen Erlernte zu wiederholen, stelle aber alle Tage eine kleine neue Anforderung.

Sobald das Pferd im wahren Sinne des Wortes frei ausschreitet und das Maul – wenn auch nur ein wenig – spielen lässt, kann und muss ich ihm zuerst den Gehorsam auf den Schenkel, dann den auf die Sporenhülfe beibringen. Diese Arbeit geschieht zu Fuss und vermittelst der Reitpeitsche.

Mit dem Gesicht dem Pferde zugekehrt, ergreife ich mit der linken Hand die Trensenzügel*) ganz dicht am Maul, um dem Pferde den Kopf hoch zu halten. Mit der Peitsche, welche ich in der rechten Hand halte, berühre ich dann ganz leise in der Nähe der Gurten und in der Gegend der linken Flanke das Pferd da, wo der Sporn wirken würde, und nehme zugleich den Pferdekopf nach links.**) Alsbald muss auch das

*) Die Trensenzügelschnalle muss dabei, und während der ganzen Arbeit zu Fuss, in der linken Hand bleiben. J. Fillis.

**) Das nennt man die „einseitlichen Hülfen" *(latéraux)* weil beide — eine auf die Vorder- die andere auf die Hinterhand — an ein- und derselben Seite zur Ausführung kommen. Die auf den diagonalen Hülfen basirende Reiterei, welche die wahre Reitkunst darstellt (als Erfolg der Dressur) ist aber diejenige, welche ihre Wirkungen auf der sich gegenüberliegenden Vor- und Hinterhand fordert. Dies ist die einzige Art und Weise, um das Zusammenwirken der Bewegungen zu erzielen.

Pferd mit den Hinterbeinen von links nach rechts weichen.

Thut es das nach Wunsch mit ein bis zwei Tritten, so hat es gehorcht; ich halte an und liebkose das Pferd. Sollte es aber statt dessen mit dem Vorderbein oder hintenaus nach der Peitsche schlagen, so muss man dem Pferde das mit lautem zürnenden Anruf verweisen und dabei seinen Kopf ganz hoch bringen, wodurch die Kruppe niedergehalten wird.

Es ist von der allergrössten Wichtigkeit, dass die Liebkosung unmittelbar der Nachgiebigkeit folgt, ebenso wie die Strafe dem Fehler.

Die belohnende Liebkosung muss der Nachgiebigkeit des Pferdes so unmittelbar folgen, als die Strafe dem Fehler; das ist die Grundbedingung der Dressur.

Wenn das Pferd gegen die Peitsche drängt, d. h. nach links, – was bei kitzlichen Pferden ganz natürlich wäre, – dann muss man den Pferdekopf energisch nach links nehmen, um das Hintertheil nach rechts zu bringen; aber strafen darf man das Thier nicht; denn es begreift noch nicht und seine Bewegung ist – wie gesagt – ganz instinktmässig. Wenn man das Pferd diese Arbeit mehrere Mal hat ausführen lassen, was ihm weder Ermüdung noch Anstrengung kostet, so giebt es gern nach und führt sie auf der einen Seite so gut aus, wie auf der anderen. Ich empfehle dem Lehrer, sich mit zwei bis drei solchen Tritten zu begnügen; auch muss er jedes Mal darin anhalten und sein Pferd liebkosen, wenn es gehorsam war, und muss dann diese Arbeit öfter auf's Neue beginnen.

Wenn das Pferd auf beiden Seiten der Peitsche willig nachgiebt, darf man den Kopf nicht mehr nach

jener Seite drehen, welche derjenigen gegenüber liegt, wohin man das Hintertheil treten zu lassen beabsichtigt; man muss ihm vielmehr den Kopf ganz geradeaus halten, auf dass es der Peitschenhülfe allein folgt.

Diese Peitschenarbeit bereitet das Pferd in verständiger Weise darauf vor, später die Schenkel- und Sporenhülfen zu ertragen und zu verstehen; gleichzeitig erlaubt sie, dem Kopf die richtige Stellung zu geben, und stellt eine Geschmeidigkeitsübung dar, welche an sich schon gut und unentbehrlich ist, bevor man zu den einseitigen Biegungen gelangt,*) mit welchen wir uns späterhin beschäftigen werden.

VII.

Das Pferd unter dem Reiter. Die ersten Widersetzlichkeiten und die Mittel, solche zu bekämpfen

(Cheval monté, premières défenses moyens de les combattre).

Ich habe im vorstehenden Kapitel vorausgesetzt, dass das Pferd, sowie ich mich im Sattel befinde, willig angeht, wenn ich es dazu auffordere. Das ist aber nicht immer der Fall. Man muss also gegen möglichen, und selbst wahrscheinlichen Widerstand gerüstet sein.

*) Baucher vollführte die seitlichen Biegungen, bevor er seinem Pferde gelehrt hatte, mit dem Hintertheil auf die Peitschenhülfen nachzugeben; das giebt zu den schlimmsten Unzuträglichkeiten Veranlassnng. Wenn man mit den seitlichen Biegungen anfängt, so weicht das Pferd mit der Hinterhand ganz instinktmässig nach derjenigen Seite hin aus, welche der Kopf- und Halsstellung gegenüberliegt. Wenn man den Peitschengehorsam nicht gelehrt hat, wie will man dann — ohne Peitsche — das Hintertheil wieder an die alte Stelle zurückbringen!? J. Fillis.

Deshalb muss man die Schenkel unausgesetzt sehr heranhalten, damit man nicht von einer unerwarteten, heftigen Bewegung des Pferdes überrascht wird, und muss den Oberkörper gut nach hinten bringen, so dass dessen ganzes Gewicht auf dem Gesäss ruht.

So im Sattel sitzend, und immer aufpassend, ist man bereit, allen Vorkommnissen begegnen zu können.

Wenn das Pferd zu bocken versucht, d. h. mit allen vier Beinen gleichzeitig – sich hochschnellt, muss man es mit den Schenkeln vortreiben, indem man ihm den Kopf hochhält.

Thut man das, so wird man durch den Bocksprung nach vorwärts niemals sehr aus dem Sitz gebracht.*) Hingegen wird der Reiter leicht abgesetzt, wenn das Pferd auf der Stelle bockt, dabei seinen Kopf zwischen die Vorderbeine steckt und den Rücken aufwölbt. Das nennt man „Bocksprung" *(saut de mouton)*. In diesem Falle muss man das Pferd (da es eben nicht mehr möglich ist, es vorzutreiben) vermittelst der Trense zwingen, sich herumzudrehen, sei es nach rechts, oder nach links.

Jedes Mal, wenn das Pferd wieder versuchen sollte, stehen zu bleiben und den Kopf wegzustecken, muss man es auf's Neue herumdrehen; es ist aber unnütz, darauf zu bestehen, dass solches gerade immer nach einer bestimmten Seite hin – geschehen müsste.

Alle Pferde haben eine Seite, auf welcher sie grössere Schwierigkeiten zeigen, als auf der anderen. Leistet das Pferd gleich zu Anfang, wenn man es nach

*) Beim Bocksprung auf der Stelle hingegen kommt man leicht aus dem Sitz. Wenn es Einem nicht gelingt, das Pferd vorzutreiben, es vielmehr auf der Stelle weiterbockt, so kann sich kein Reiter im Sattel halten. J. Fillis.

rechts herumdrehen will, Widerstand, so muss man es zu zwingen suchen, sich nach links herumzudrehen; das ist Alles, was man zur Zeit von ihm verlangen kann. Durchaus nothwendig ist es nur, das Bocken auf der Stelle zu verhüten, wobei das Pferd nur den einen Zweck verfolgt, sich des Reiters zu entledigen.

Später, wenn das Pferd in der Dressur weiter vorgeschritten ist, würde es ein offenbarer Fehler sein, ihm zu gestatten, rechts herumzutreten, wenn man beabsichtigte, dass es sich links herumdreht; jetzt aber muss man hierin zwar eine Widersetzlichkeit sehen, aber ich würde es schon für einen ausreichenden Fortschritt halten, wenn man dem Pferde einfach bewiesen hat, dass es Einen nicht herunterwerfen konnte. Wenn das dem Pferde auch nur ein einziges Mal gelungen wäre, können Sie sicher sein, dass es sich alle Augenblicke dieses selben Vertheidigungsmittels wieder bedienen wird.

Gleich zu Anfang an das Pferd die übertriebene Forderung zu stellen, sich dahin herumzudrehen, wohin es Einem beliebt, setzt uns der Gefahr aus, einen nochmaligen Widerstand beim Pferde hervorzurufen, welchen es dem ersten alsbald anreihen wird. Wenn man z. B. das Pferd nach links herumdrehen wollte, ist man genöthigt, den linken Trensenzügel stark zu gebrauchen, und wenn man dabei dann das Pferd zu sehr auf die Hinterhand setzt, so kann man dadurch leicht eine Pointe*) oder selbst ein Steigen des Pferdes hervorrufen.**)

*) Ein lançadenartiger Sprung nach vorwärts. v. Z. O.

**) Durch einen kräftigen Spornstich lässt es sich sehr wohl erreichen, dem Steigen oder der Pointe zuvorzukommen. Dazu muss man aber den flüchtigen Augenblick genau abpassen, in

Die „Pointe“ oder Lançade ist eben ein Luftsprung nach vorwärts, wobei sich die Vorhand viel höher befindet, als die Kruppe. Sie ist nicht gefährlich, weil man eben dadurch, dass diese Bewegungen nach vorwärts ausgeführt werden, sehr wenig aus dem Sitz kommt.*)

Hingegen bringen diejenigen Bewegungen der Widersetzlichkeit, welche von der Nierenparthie und der Hinterhand ausgehen, den Reiter sehr leicht aus dem Sitz. Von wirklichem Steigen kann man erst sprechen, wenn das Pferd mit den Hinterbeinen fest fusst und sich dabei kerzengrade aufrichtet. Diese Widersetzlichkeit, welche zum Ueberschlagen des Pferdes führen kann, ist die gefährlichste.

In meiner Jugend habe ich, wenn ein Pferd stieg, wohl mit meinen beiden Armen den Pferdehals umfasst, dabei meinen Kopf nach rechts haltend; der Pferdekopf befand sich in Folge dessen an meiner linken Schulter. Ich habe aber seither das Unvortheil-

welchem das Pferd sich zurückhält und zusammenziehen will, um sich auf die Hinterhand zu setzen. — Gerade in diesem Augenblick stossen beide Sporen — wenn sie energisch kommen — das Pferd vor. Das wird zwar eine gewisse Verwirrung anrichten, aber was schadet das!: Hat man doch die Hinterhand daran verhindert, festen Fuss zu fassen!

Lässt man den von mir soeben bezeichneten Augenblick verstreichen, dann ist dieser Spornangriff gefährlich, weil er dem Steigen und der Pointe noch grösseren Vorschub leistet.

J. Fillis.

*) Bei der Pointe muss der Oberkörper des Reiters sich nach vornüber legen, die Schenkel liegen fest an, die tiefe Hand giebt die Zügel nach (siehe Tafel XXXII). Man sieht zwar auf dem Bilde, dass die Zügel, rechtsseitig leicht anstehen: Das geschah aber, weil ich gerade in den Rechtsgalopp auf drei Beinen — überzugehen versuchte. — Bemerke man wohl, dass der linke Trensenzügel völlig lose ist. J. Fillis.

hafte dieser Stellung erkannt: Zunächst ist man zu weit nach vorn auf seinem Halse, wenn das Pferd mit der Vorhand wieder zur Erde kommt. Und mehr noch; da man genöthigt war, mit der Hand nachzugeben, oder vielmehr, die Zügel ganz nachzulassen, ist das Pferd in diesem Augenblick so gut wie sich selbst überlassen und kann Einen, – ganz nach seinem Belieben – entweder über die Ohren werfen, indem es fest hinten ausschlägt, oder kann Einen mit dem Kopf in's Gesicht oder vor die Brust schlagen, wenn es diesen zu ungestüm erhebt.

Das beste Mittel, Unfälle, welche beim Steigen eintreten können, zu vermeiden, ist das folgende, aus sehr grosser, praktischer Erfahrung gewonnene: Man theile die Zügel*) und erfasse mit der vollen linken Hand einen Theil der Mähne etwa in der Mitte des Halses. Hebt sich das Pferd, so krümme man den linken Arm stark, indem man den Oberkörper nach vorn legt; fällt es mit der Vorhand wieder zur Erde zurück, so strecke man diesen Arm aber steif aus, indem man den Oberkörper wieder aufrichtet. Erneutes Steigen – erneute Krümmung des Arms – Oberkörper nach vorn; erneutes Heruntergehen der Vorhand – erneute Armstreckung – Oberkörper zurück; und so fort, bis das Pferd zu steigen aufhört. Von dem Augenblick an, wo man entschlossen ist, das steigende Pferd nicht vorzutreiben, kann man durch obiges Verfahren das Steigen endlos ohne Schwierigkeit aushalten. Schlägt das Pferd hintenaus, so dient Ihnen der steife Arm als Stütze *(arc-boutant)*; wenn es dabei auch noch kurz kehrt macht *(tête-à-queue)*, so hat

*) Findet man Widerstand, soll man die Zügel immer theilen.
J. Fillis.

man an dem Arm ebenfalls eine Stütze, welche Einen im Sattel erhält und verhindert, sich an den Zügeln festzuhalten: in der Regel die Ursache der Unfälle!

Dieses ist, glaube ich, die beste Haltung, um, während des Steigens, im Sattel zu bleiben, – oder vielmehr – die am Wenigsten schlechte; denn die Haltung des Reiters ist in diesem Falle niemals schön.

Ich selbst bin in dieser Beziehung besonders begünstigt worden; Ich habe eine sehr grosse Zahl von Steigern geritten, und keiner von diesen hat sich mit mir überschlagen.

Zum Ueberfluss will ich noch hinzufügen, dass ich an solche Pferde nicht glaube, die sich freiwillig gern überschlügen. Meines Dafürhaltens verlieren sie einfach das Gleichgewicht.

Die Sache geht gewöhnlich so vor sich: das Pferd, welches sich mit Ungestüm hebt, wirft dabei auch den Oberkörper des Reiters nach rückwärts; dieses Ausdemsitzkommen allein schon, genügt, um das Thier rücküber zu werfen.

Das auf den Hinterbeinen stehende Pferd ist einer im Gleichgewicht stehenden Nadel an der Waage vergleichbar: die geringste Bewegung des Reiteroberkörpers – sei es nach vorwärts oder rückwärts – zieht das Pferd nach einer oder der anderen Richtung unwiderstehlich mit fort.

Desgleichen muss das Pferd nach vorn zurückfallen, wenn der Reiter – sich auf den Pferdehals legend – mit seinem ganzen Körpergewicht auf die Schultern drückt.

Ich habe schon gesagt, dass ich nicht an Pferde glaube, welche sich freiwillig überschlagen. Ich meine vielmehr, dass das Pferd sich absichtlich nicht über-

schlägt, und sich dieses Mittels auch nicht zu seiner Vertheidigung bedient. Der Selbsterhaltungstrieb allein genügt, um es daran zu verhindern. Das aber gebe ich zu, dass stumpfsinnige, störrische oder kollerige Pferde sich sehr wohl von selbst überschlagen, wie sie auch manchmal mit dem Kopf gegen die Wand rennen.

Damit haben wir uns hier aber nicht zu beschäftigen: derartige Thiere, welche einem Leiden verfallen sind, welches der Verrücktheit des Menschen entspricht, sind zu jedem Gebrauch untauglich.[1]

Ich habe indessen auch selbst Pferde dressirt, oder von anderen Stallmeistern dressiren sehen, welche – so zu sagen – von einer Art Koller *(vertigo)* erfasst wurden. Das waren aber nur gewaltthätige, zu Zornesausbrüchen geneigte Pferde, deren Augen blutunterliefen bei dem geringsten Widerstande; mit einem Wort: sie erschienen nur kollerig. Mit solchen wird man bedingungsweise aber fertig, d. h. wenn man alle Eigenschaften eines Stallmeisters, eines guten Reiters besitzt, unter anderen diejenige, in welche alle anderen einbegriffen sind, nämlich: kein Feigling zu sein!

Einige, nur in gewissem Grade störrische Pferde, können aber auch dressirt werden.

„Gaulois“, ein prächtiges hannöversches Pferd, stand in dem Ruf, störrisch zu sein: ich habe daraus ein ausgezeichnetes Schulpferd gemacht, welches ich mehrere Jahre hindurch geritten habe. Es ist allerdings richtig, dass „Gaulois“ – wie viele andere für störrisch gehaltene Pferde – dies nur in der Vertheidigung zeigte.

Etwas, was mich am meisten überrascht, ist, dass von allen Autoren, welche über die Reitkunst geschrieben, nur Wenige über die Kämpfe geschrieben haben, welche man immer – mehr oder weniger – mit den Pferden zu

bestehen hat. Nach Ansicht von Vielen unter ihnen müsste der Stallmeister auf Rosen gebettet sein, und sobald dieser nur ihre Lehrmethode befolgen wollte, wäre der Gehorsam jedes Pferdes gesichert.

Warum dieses Schweigen? Glauben sie, den Leser zu erschrecken, oder wollen sie glauben machen, dass es keine Kämpfe giebt? Ich weiss es nicht; aber auf alle Fälle scheint es mir wünschenswerth, die ganze Wahrheit zu sagen und auf alle Möglichkeiten vorzubereiten, welche während der Dressur sich zeigen können; so zwar, dass man nicht überrascht ist, wenn das Thier sich allen Anforderungen nicht unmittelbar willig unterwirft.

Ich habe eine grosse Anzahl guter Stallmeister bei der Arbeit gesehen, alle hatten Kämpfe zu bestehen; Baucher mehr als die Anderen, weil er mehr forderte als sie.

Das wahre Stallmeistertalent gipfelt darin, durch Sichanpassen (dem Pferde v. Z. O.) *[assouplissement]* und durch eine vernünftige Lehrmethode so weit zu gelangen, dass man Herr seines Pferdes wird, selbst – und sogar besonders – im Kampf; denn man darf nicht vergessen: das Pferd kämpft immer – mehr oder weniger offenbar – gegen seinen Reiter in dem Maasse, als die Unterweisung unvollständig geblieben ist.

Aber man dringt nicht durch bis zu diesem guten Resultat, ohne vorher diese mehr oder weniger heftigen Kämpfe durchgemacht zu haben. Diejenigen, welche keine Erfahrung in diesen kleinen Reibereien haben, von deren Ausgang die Unterwerfung des Pferdes und dadurch die ganze zukünftige Dressur abhängt, beginnen damit, den Widerstand zuerst herauszufordern und wagen dann nicht mehr, ihn weiter zu

bekämpfen. In diesem Falle hat dann das Pferd recht schnell verstehen gelernt, dass nun es Herr über den Reiter geworden ist. Es wird daher, so oft es ihm gefällt, den Widerstand erneuern, welcher ihm so gute Dienste geleistet hat, und Dank welcher es sicher ist, das letzte Wort zu haben: Die Dressur ist unheilbar geschädigt.

Mein Verfahren ist ganz anders: Sobald das Pferd nur Miene macht, sich zu widersetzen, fasse ich es sogleich fest aber vernünftig an.*) Hiermit ist nicht etwa gemeint, das Pferd mit dem Sporn zu kitzeln: Das hiesse den Widerstand zu unterhalten, ihn verschlimmern. Der Angriff soll, im Gegentheil, in diesem Augenblick eher grob sein, um dem Thier alsbald begreiflich zu machen, dass seine Willenskraft einer noch überlegeneren Kraft weichen muss. Es muss schon ausgesprochen werden: Die Schwierigkeit liegt eben darin, dass man den Wunsch hat, das Pferd nachdrücklichst anzufassen.

Sehr wenig Leute entchliessen sich hierzu, und dennoch liegt gerade nur hierin die Sicherheit; denn das Pferd – erstaunt über die Grobheit des Angriffs – wird sich unterwerfen, während es – vom Sporn leicht gekitzelt – seinen Widerstand vermehren und sehr schnell seinem Reiter überlegen sein wird.

Es dürfte aber sehr klar sein, dass der Angriff, wenn er auch kräftig ist, dennoch möglichst nicht weniger vernünftig sein muss; d. h. er muss so ausgeführt werden, dass er dem Widerstande entgegen-

*) Wenn man das widersetzliche Pferd anfasst, legt man den Oberkörper zurück und hält die Hände tief. — Die Hände heben, hiesse, den Schwerpunkt erheben und das Herunterfallen sicher herbeiführen.

tritt, indem er ihn mit dem Gegentheil beantwortet.*) Aber ich wiederhole es; Es ist die Spannkraft, es ist die bedeutendere Energie des Reiters, woran Alles gelegen ist! Was mich betrifft, so ist es mir – bin ich erst im Kampf begriffen – höchst gleichgültig, ob ich die seitliche oder die diagonale Reiterei betreibe; es macht mir ebenfalls spottwenig aus, dass ich die Verwirrung noch vermehre; mein hohes Ziel ist, dass ich Herr bleiben muss, und dass das Pferd inne wird, jeder Widerstand sei überflüssig! Um zu diesem äusserst wichtigen Resultat zu gelangen, zögere ich – sollte das Pferd sich selbst darauf beschränken, einen Widerstand nur anzudeuten, nur zu markiren – nicht einen Augenblick, die grösste Verwirrung anzurichten, den Widerstand geradezu herauszufordern, um recht zu behalten. Das ist jenes grosse Geheimniss der Dressur, um die absolute Unterwerfung des Pferdes zu erlangen. So lange ein Pferd sich nicht hat vertheidigen müssen, ist dessen Dressur noch nicht als abgeschlossen anzusehen; denn dann sind noch Kämpfe in Sicht. Das Endziel der Dressur ist: den Willen des Thieres vollständig zu brechen. So lange ein Reiter zögert, Kämpfe herauszufordern, von welchen er fühlt, dass sie noch bevorstehen, dass sie unvermeidlich sind, so lange kann von einer vollkommenen Dressur nicht die Rede sein.

Man muss übrigens im Allgemeinen sagen, dass

*) Dem Pferde Widerstand leisten, heisst, das Gegentheil von dem zu thun, was es will. — Man gelangt dahin sehr einfach, indem man seine Hülfen derart bemisst, dass z. B. die Vorhand der Hinterhand, — oder die Hinterhand der Vorhand immer entgegenwirkt; d. h. die eine nach der einen Seite vorbringen und dadurch die andere nach der entgegengesetzten herumwerfen.

J. Fillis.

das feine Gefühl *(tact)* des Reiters darauf beruht, dass er, während des ganzen Verlaufs der Dressur, den Widerstand vorausfühlt, der sich vorbereitet, ihn voraussieht und ihm begegnet, bevor er sich völlig entwickeln kann.

Das ist um so nothwendiger, als selbst die ausgesprochene Widersetzlichkeit des Pferdes sich nicht etwa immer in der Form heftiger oder maassloser Bewegungen äussert. Es kommt im Verlauf der Dressur beständig vor, dass das Pferd – um die Annahme des Verlangten zu verweigern – sich vermittelst des kurz vorher Erlernten – dagegen widersetzt. Das ist immer wieder die alte Geschichte aller Unterrichtsstunden! Während der ganzen Dressur äussern sich die Widersetzlichkeiten abwechselnd, bald rechts, bald links; und wenn man, Dank der Beharrlichkeit, die Nachgiebigkeit auf einer Seite erreicht hat, ist man erstaunt, das Pferd sich dessen als Vertheidigungsmittel bedienen zu sehen, was man ihm kurz zuvor mit so vieler Mühe beigebracht hat, und dasjenige nicht annehmen zu sehen, was es Tags vorher ganz willig machte. In diesem Falle muss man die Arbeit wieder von vorn anfangen, bis der Gehorsam auf beiden Seiten gleichmässig, gut hergestellt ist. Es giebt z. B. Pferde, denen der Linksgalopp Schwierigkeit bereitet, aber sobald sie hierin befestigt sind, würde man erleben, dass das Pferd bei jeder Gelegenheit links galoppirt und sich sogar weigern wird, rechts zu galoppiren. Dann muss man wieder zum Rechtsgalopp diejenige Arbeit beginnen, welche zuvor zum Linksgalopp nöthig war; und so dann abwechselnd beide Galopps, aber denjenigen in grösserer Mehrzahl, welcher die bedeutendere Schwierigkeit bietet. So

wird man fortfahren, bis der Gehorsam auf beiden Seiten vollkommen ist.

Wenn ein Pferd sich immer auf ein und derselben Seite widersetzt, so kann man sicher sein, dass das eine Schmerzensäusserung, oder die Folge eines mangelhaften Körperbaus ist.

Später, wenn die Dressur weiter vorgeschritten, wird man sehen, dass das Pferd sich gegen die Ausführung der „Passage“ oder des „Piaffirens“ — z. B. mit dem „Spanischen Tritt“ widersetzen wird. Jedenfalls wird es vermittelst einer Arbeit, die weniger Kraftanstrengung erfordert, sich einer solchen, welche mehr Kraft erheischt, zu entziehen versuchen. Die kleinen Ränke des Pferdes sind endlos; Sache des Stallmeisters ist es, ihnen durch den Einfluss (die Macht) des Tacts, der Kunst und der Energie entgegenzuwirken.

VIII.

Der Schritt
(Le pas).

Es ist durchaus nothwendig, dass das Pferd einen guten geräumigen Schritt hat, regelmässig und frei. Man erreicht ihn, wenn man dem Kopfe und Halse völlige Freiheit lässt. Ist das Pferd träge oder schlaff, muss man es antreiben durch Anlegen der Schenkel; ist es hitzig, ungeduldig oder unruhig, muss man es streicheln und ihm gut zureden.

Jede Zakkelei des Pferdes unterdrücke man sofort; es dürfen keinerlei verworrene Begriffe darüber aufkommen, was Schritt, und was kleiner Trab ist. Diese beiden Gangarten sind unbedingt auseinander zu halten. Das Zakkeln, welches häufig vorkommt, ist sehr schwer zu

beseitigen, sobald es zur Gewohnheit geworden ist. Es unterdrückt den langen Schritt und Nichts ist für den Reiter nervenangreifender und ermüdender.

Sobald das Pferd in die Hand gestellt ist, wird sein Schritt gezwungenermaassen kürzer. Indem sich Kopl und Hals aufrichten müssen, und die Stellung des ersteren sich der Senkrechten nähert, lässt das Pferd sich (naturgemäss) weniger auseinander, richtet es sich mehr auf. Ebenso ist es im Trabe und Galopp. Das zusammengestellte Pferd ist schöner, aber es gewinnt weniger Boden.

IX.
Anhalten und Stillstehen
(Arrêt et stationnement).

Man muss unbedingt sein Pferd anhalten können, wenn man es will. Im Allgemeinen soll sich das Anhalten nach und nach vollziehen; nicht plötzlich! Aber es kann sich so plötzlich vollziehen, ja, es vollzieht sich oft wirklich so, und zwar in denjenigen Fällen, wo ein unerwarteter Halt unvermeidlich ist; gleichgültig aus welcher Gangart.

Die Hülfe ist immer dieselbe: Hebender Anzug nach rückwärts mit beiden Trensenzügeln gleichmässig, um das Gewicht wieder mehr auf die Hinterhand zu verlegen; gleichzeitig ein Druck mit beiden Schenkeln, um die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt zu bringen; und so schliesslich die Aufnahme des Pferdes auf dem Kandarengebiss. Das nennt man eine Parade „zwischen Schenkel und Zügel“.

Ich kann nicht sagen, dass diese drei Hülfen unbedingt gleichzeitige sein müssen; sie folgen sich wohl sicherlich, eine der anderen, aber so dicht hinterein-

ander, dass die Zeit, welche sie trennt, unmerklich ist. Sie hängen – so zu sagen – zusammen und müssen doch in der von mir angegebenen Reihenfolge ausgeführt werden. Ginge z. B. der Schenkeldruck dem Trensenzügelanzuge – wenn auch nur um ganz wenig – voraus, so würde die sich daraus ergebende Wirkung das Gegentheil von Demjenigen sein, was man bezweckt; d. h. das Pferd würde vorwärts getrieben.

Gerade diese Art, das Pferd anzuhalten, ist die beste, die einzige, welche man anwenden sollte. So vollführt sich das Anhalten thatsächlich ohne Erschütterung, ist für den Reiter nicht schwierig und schont das Pferd in Nieren und Sprungelenken; so wirkt es nur angenehm weich, weil die Sprung- und Fesselgelenke sich biegen können. Das Pferd macht, um in dieser Weise anzuhalten – dabei mit allen Körpertheilen gleichzeitig einwirkend – nirgends eine besondere Anstrengung und behält die ganze Schwungkraft seiner Nierenparthie, welche nachgiebt und sich dadurch leicht abwölbt. Hielte man das Pferd ohne Zuhülfenahme der Schenkel und ausschliesslich mit der Hand an, so würde die Vorhand sich dagegenstemmen, um dem von hinten empfangenen Schwung widerstehen zu können, dadurch würde ferner die Hinterhand – und zwar durch Gegenstoss – weit über die Senkrechte zurückgetrieben und von der Mitte des Schwerpunkts sich entfernen. Dadurch steifen sich dann die Nieren und wölben sich auf *(elles deviennent convexes).*

Die hieraus entstehende Erschütterung ist für den Reiter peinlich; sie ist oft selbst gefährlich durch ihre Gewalt; endlich ist sie sehr schlecht für das Pferd, weil sie ihm bereitet: Schmerz im Maul, in Schultern, Nieren und Köthen.

Eine Parade – so plötzlich sie auch sei – muss weich *(molleux)* sein; ist sie das nicht, dann ist sie eben schlecht ausgeführt.

Die Ausführung ist in allen Gangarten ein und dieselbe: wohlverstanden; je schneller die Gangart war, desto schwieriger ist das Haltmachen, und desto mehr muss der Reiter sich hintenüberlegen.

Das Pferd soll nicht nur so plötzlich, als man will, anhalten, sondern soll auch stillstehen, so lange, als man will und wo es auch sei. Das Stillstehen ist von einem unruhigen, nervösen und empfindlichen Pferde ziemlich schwer zu erreichen. Man muss ein solches beruhigen und vertraut machen, um es nach und nach daran zu gewöhnen, sich nicht durch das, was um ihn her vorgeht, beeinflussen zu lassen.

Schon, wenn man mit seinem Pferde allein in der Reitbahn ist, beginne man mit der Gewöhnung; man streichele es, man rede ihm gut zu. Jedesmal, wenn es vortreten, oder zur Seite ausweichen will, bringe man es auf seinen Platz zurück, ohne ihm jemals auch nur einen Schritt, eine einzige unerlaubte Bewegung – wohin es auch sei – zu gestatten. Wenn man dem Pferde das durchgehen liesse, läge gar kein Grund vor, warum der ersten, unerlaubten Bewegung nicht eine zweite folgen sollte; und so fort. Ich wiederhole: nur durch Streicheln mit der Hand, durch beruhigendes Zureden, macht man das Pferd vertraut und gewöhnt es daran, stillzustehen.

So lange es in einem geschlossenen Raum allein ist, lässt sich das Pferd solches ziemlich gern gefallen. Um es aber auch daran zu gewöhnen, dass es auf der belebteren Strasse still stehen bleibt, lässt man zunächst noch andere Pferde in die Bahn kommen und dort umher-

reiten. Hat man erreicht, dass das Pferd auch hierbei still stehen bleibt, wiederholt man die Uebung im Freien, wählt dazu zunächst einen einsamen Ort und nähert sich dann erst nach und nach einem belebteren Orte. Wir haben schon gesagt, dass bei Pferden Alles Gewohnheitssache ist; es handelt sich mithin auch nur darum, ihm die Gewohnheit des Stillstehens inmitten des Strassengeräusches und Getreibes beizubringen und ihm begreiflich zu machen, dass dieses Stillstehen ihm Liebkosungen einträgt. Alles in Allem, kann man durch eine grosse Milde, durch ruhige Behandlung und durch stufenweis-gesteigerten Hinweis schliesslich das Pferd dahin bringen, stillzustehen, so lange man wünscht, wo immer es auch sei.

X.

Wendungen (Directions-Veränderungen)

(Changement de direction).

Jede Directions-Veränderung soll zu Anfang im Schritt gelehrt werden.

Um nach Rechts zu wenden, führt man auch seine rechte Hand dorthin, indem man gleichzeitig einen leichten Trensenanzug nach r e c h t s macht, n i c h t zu sich heran, denn dadurch würde man das Pferd anhalten.

Man wird bemerken, dass sich unwillkürlich ein Verhalten des Pferdes beim Wenden zeigt. Während des Wendens schränkt man unwillkürlich die Freiheit beider Schultern ein, was wieder die Bewegung derart beeinträchtigt, dass, wenn man z. B. rechts wendet, das rechte Vorderbein nur etwa die Hälfte der Länge eines gewöhnlichen Schrittes macht.

Dieses unwillkürliche Verhalten vorn zwingt auch die Kruppe (obgleich sie den Abschwung nach vorn bereits begonnen hat), von ihrer bisherigen Bahn abzulenken, weil sie nicht vorwärts kann. Wenn man aber in dem Augenblick, in welchem das Thier mit Kopf und Hals unter der Einwirkung des rechten Zügels – folgt – mit der Hand (den Zügeln v. Z. O.), die Schenkel unterstützend, nachgiebt, so zwingt man dadurch das rechte Vorderbein, auszuschreiten, wie zu einem gewöhnlichen Schritt, vermeidet in Folge dessen das Verhalten der Vorhand und nöthigt die Hinterhand, den Schultern direct zu folgen.

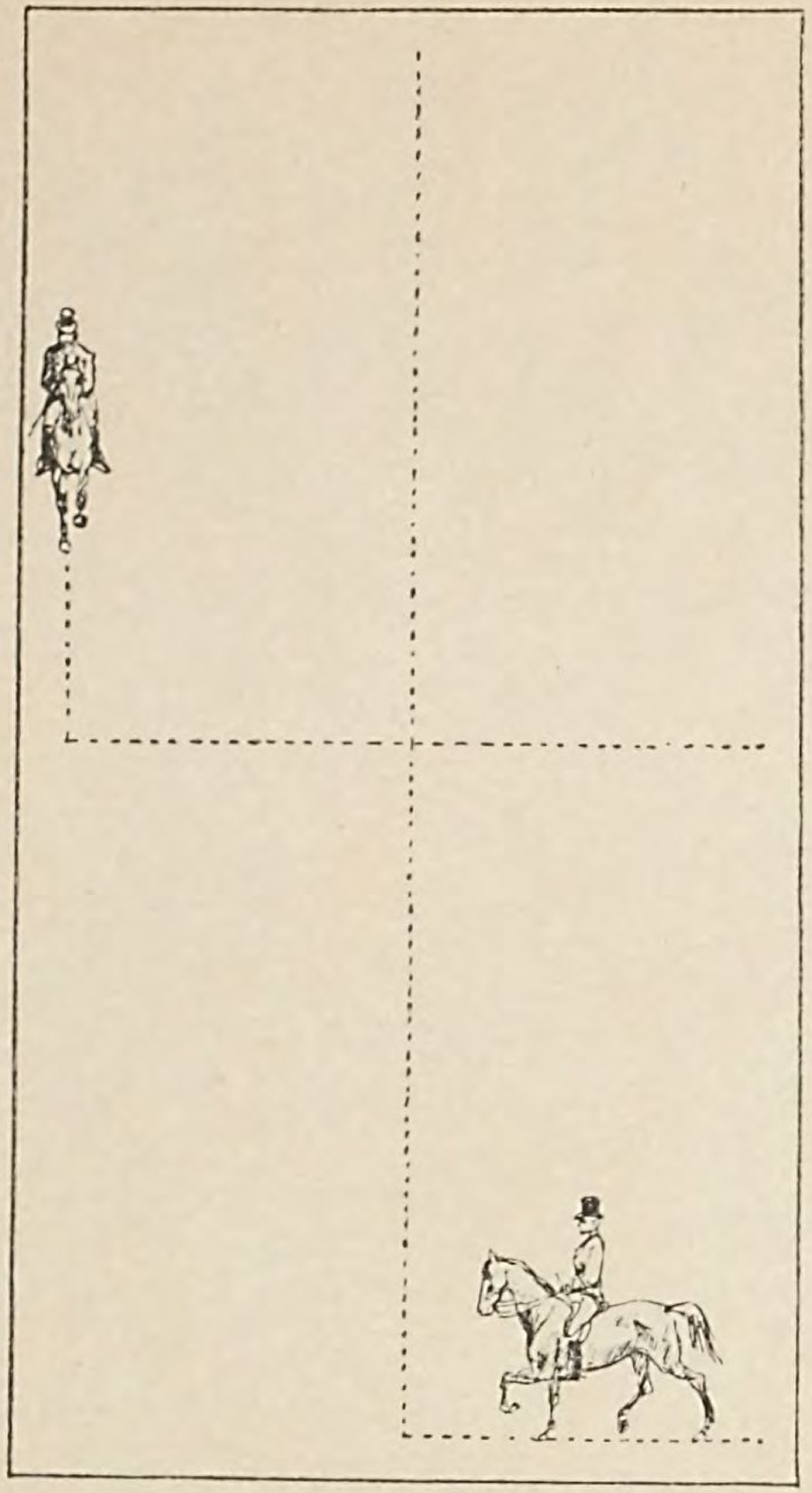
Der Reiter wird also die Kruppe geradeaus halten müssen, wenn sie während der Wendung ausfallen wollte; und das ist leicht; denn er fühlt, nach welcher Seite hin das Hintertheil solches thun will und weiss daher, mit welchem Schenkel er vorherrschend einzuwirken hat. Aber vorausbestimmen zu wollen, welchen der beiden Schenkel er gebrauchen muss, hiesse sich der grossen Gefahr einer Irrung aussetzen, weil man nicht wissen bann, nach welcher Seite hin das Ausfallen der Kruppe sich vollziehen wird.

Man hat viel und lange über die Frage gestritten, ob – in der Wendung – der innere oder der äussere Schenkel vermehrt wirken müsse. Die alte Schule empfiehlt die vermehrte Wirkung des inneren Schenkels, indem sie behauptete, der Wendung so am Besten zu zu Hülfe zu kommen. Baucher hingegen versichert, dass man den äusseren Schenkel vorherrschend gebrauchen müsse, um zu verhindern, dass sich die Hinterhand nach aussen werfen könne.

Die Baucher'sche Ausführung hat die Oberhand behalten. Und wirklich, die alte Schule war falsch:

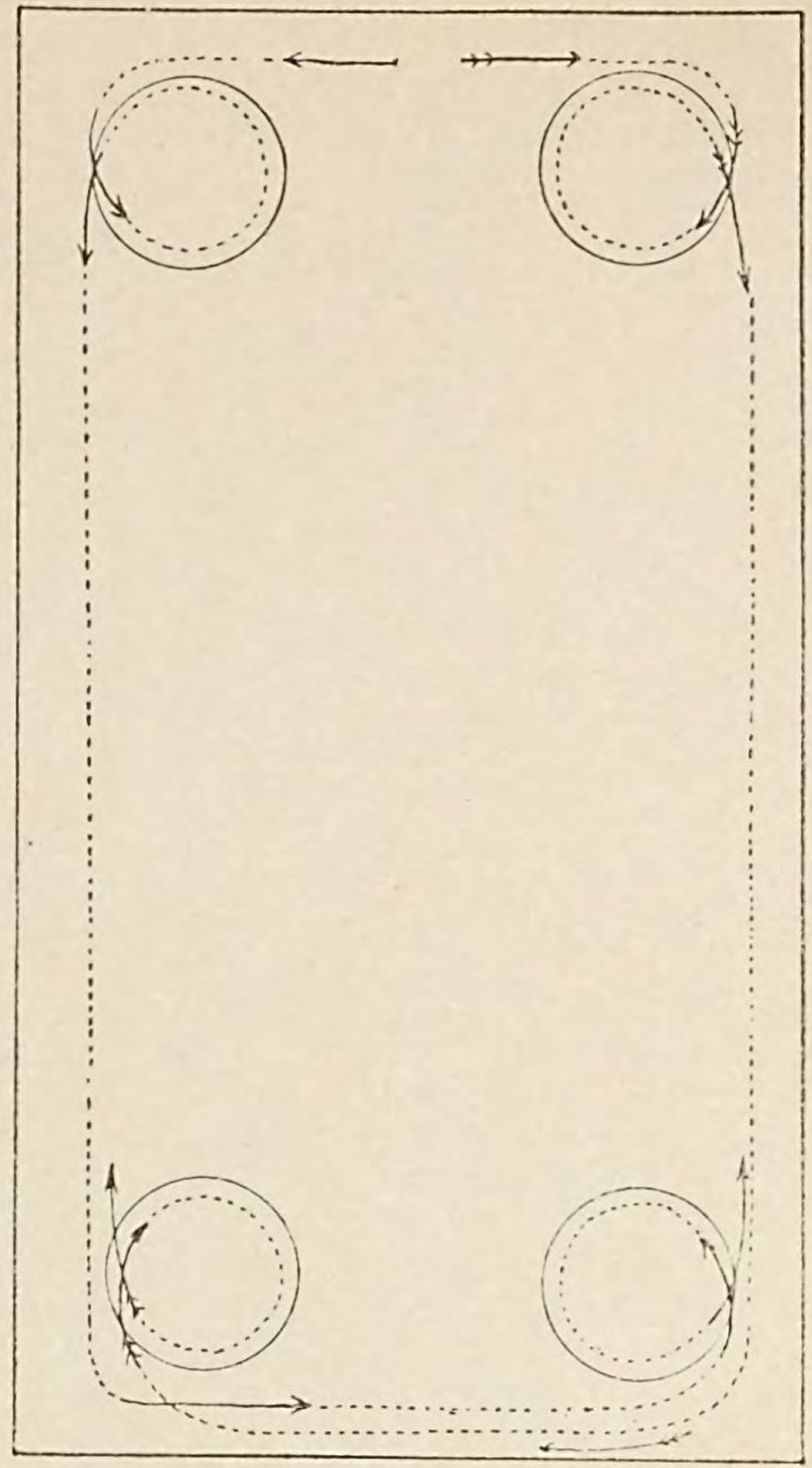
Planche XII

Fig. 1



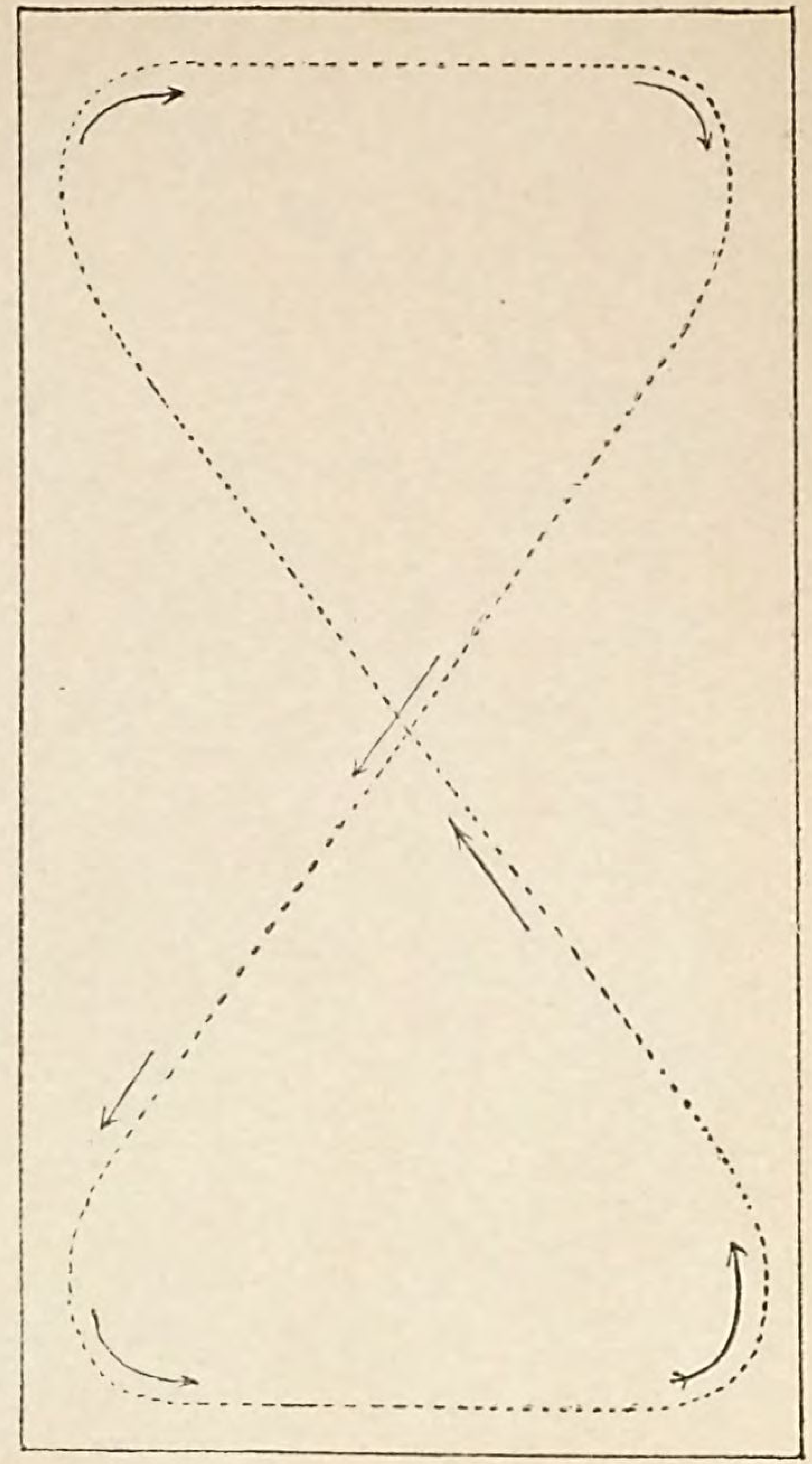
Doubler

Fig. 2



Volte

Fig. 3



Changement de main en diagonale

Man sagte: „Zur Rechtswendung führen Sie die Schultern des Pferdes durch Rechtsanzug des Trensenzügels nach rechts und treiben mit dem rechten Schenkel das Hintertheil nach links“. Das wäre ja die einseitliche *(latérale)* Reitkunst in vollster Schönheit! Man hatte nicht überlegt, dass es sich beim Wenden nicht nur um die Schultern handelt, sondern um das ganze Pferd, welches gerade bleiben soll.

Ist dies die Aufgabe, dann ist deren Lösung leicht:

Zuerst muss man beide Schenkel gleich stark gebrauchen; sodann, wenn das Pferd mit den Hinterbeinen ausfallen will, unterstützt man es (mit dem Schenkel v. Z. O.) auf derjenigen Seite, wohin die Kruppe ausfallen will, um es zu zwingen, gerade zu bleiben. Die Hinterhand soll eben in die Fussstapfen der Vorhand treten und nicht davon abirren. Das Pferd soll mit dem Hintertheil immer in der Schulteraxe bleiben. Es ist Sache des Reiters sich darüber klar zu sein, ob ein mehr oder weniger kräftiger Druck des einen oder des anderen Schenkels angezeigt ist, je nachdem sich das Pferd nach einer oder der anderen Seite wirft,

Man kann immer annehmen, dass bei der Rechtswendung die Hinterhand eher geneigt ist, nach links auszufallen, wie auch, dass das Pferd dieselbe gewöhnlich nach rechts wirft, wenn man die Linkswendung ausführt. Man muss also – Ausnahmen vorbehalten – denjenigen Schenkel vorherrschend gebrauchen, welcher der Wendungsseite gegenüberliegt.

Jedenfalls darf bei den Wendungen die Hülfe desjenigen Schenkels, welcher die Kruppe verwahren soll, der Zügelhülfe niemals vorausgehen, sondern im Gegentheil, sie muss der letzteren unmittelbar folgen.

Sonst würde ja die Kruppe zuerst nach innen ausweichen, und würde so zunächst dem Kopf und Halse und dann der Schulter bei Ausführung der Wendung hinderlich sein. Ausserdem würde das, -- mit Kruppe und Schulter bogenförmig zusammengeschraubte Pferd sich dafür entscheiden, die Zügelhülfe überhaupt nicht anzunehmen. Es ist endlich nicht selten, Pferden zu begegnen, die – sei es von Natur, sei es aus Angewohnheit – verquer durch die Wendung gehen. Hierbei nehmen sie immer das Hintertheil scharf nach derselben Seite. Wenn sie (die Pferde, v. Z. O.) dies z. B. bei der Rechtswendung – also nach innen -- thun, dann ist man gezwungen, den rechten Schenkel, d. h. den inneren, kräftiger zu gebrauchen. Wenn aber dasselbe Pferd in der Linkswendung fortgesetzt die Rechtsstellung des Hintertheils beibehält, so ist es immer noch der rechte – jetzt der answendige – Schenkel, der wirkt. Man sieht also, dass man bei ein- und demselben Pferde genöthigt sein kann, bald den inneren, bald den äusseren Schenkel anzuwenden.

Um das Pferd so weit zu bringen, Wendung mit Leichtigkeit auszuführen und um ihm die wünschenswerthe Beweglichkeit zu geben, lässt man es in der Reitbahn verschiedene Uebungen ausführen, als da sind: Doublers, Volten *(voltes)*, Halbe-Volten *(demi-voltes)* und Handwechsel (*changements de main).*

Das „*doubler*“ ist eine gerade Linie, welche man mitten durch die Bahn zurücklegt, sei es in der Breite oder in der Länge derselben; von irgend einem beliebigen Punkt der Wand abwendend. Ist man an der entgegengesetzten Wand angekommen, so wendet man und bleibt im Gange immer auf derselben Hand. (Tafel XII, Fig. 1.)

Planche XIII

Demi-volte

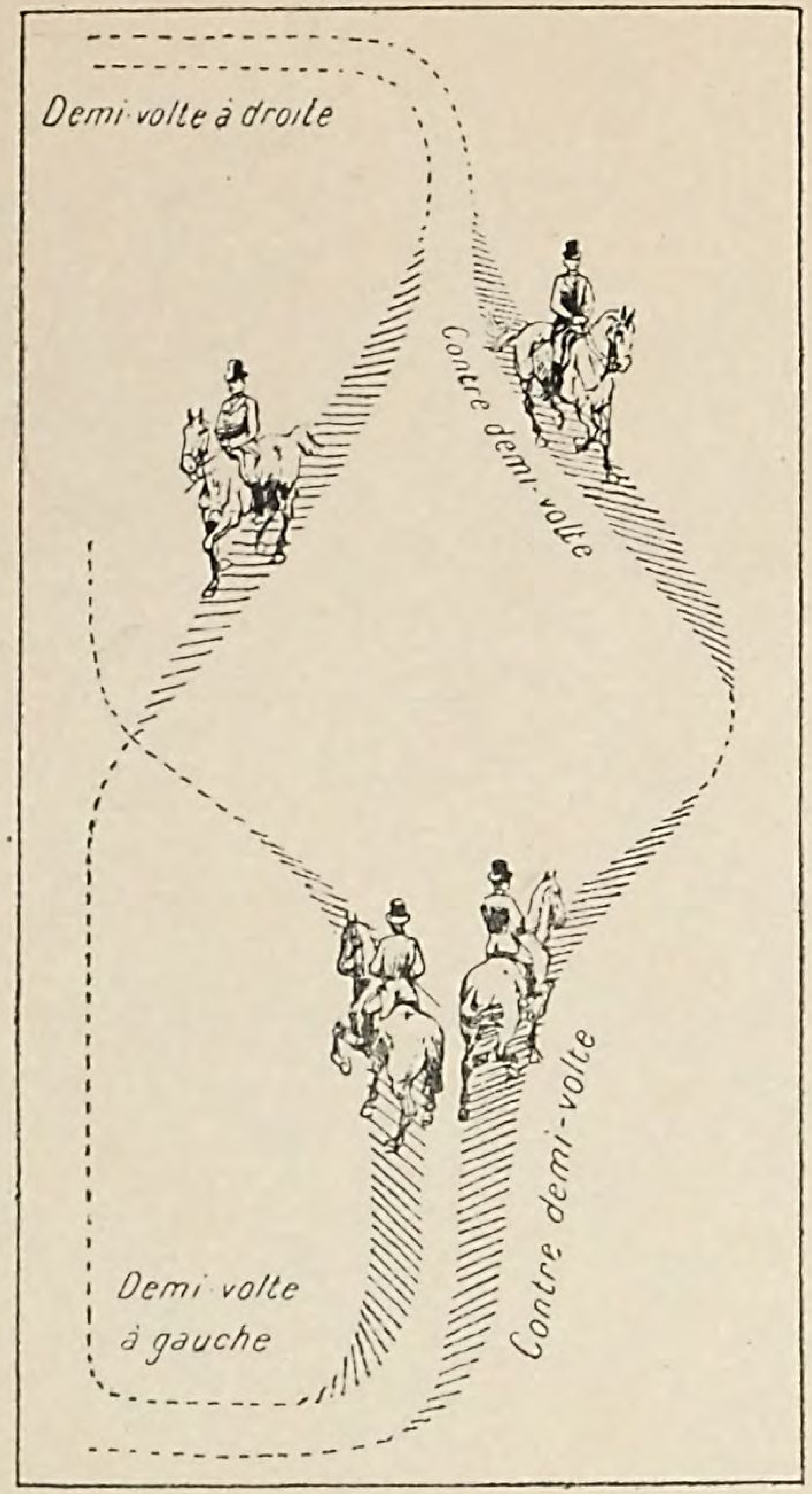


Fig. 1

Changement de main renversé.

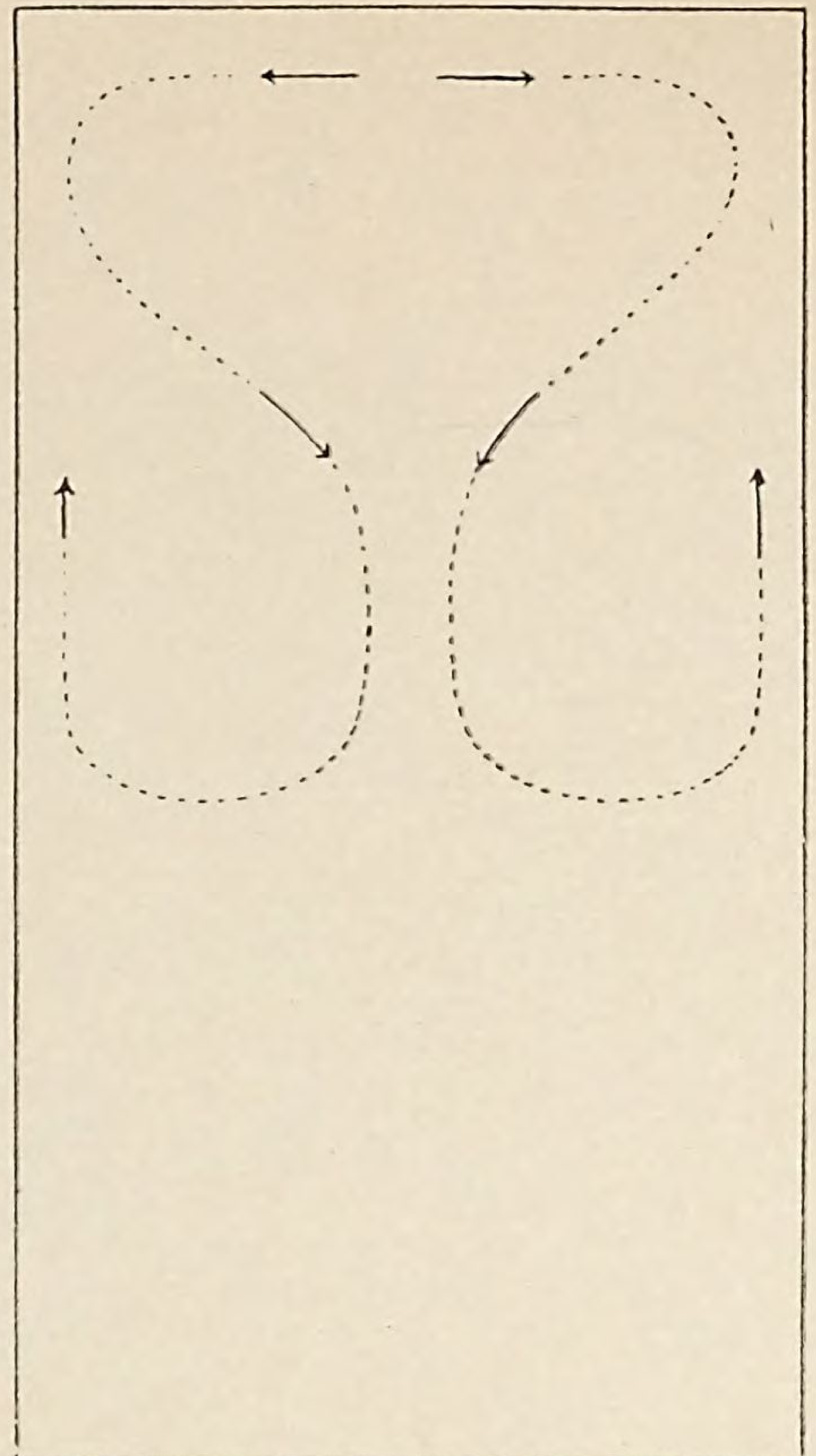


Fig. 2

Contre changement de main

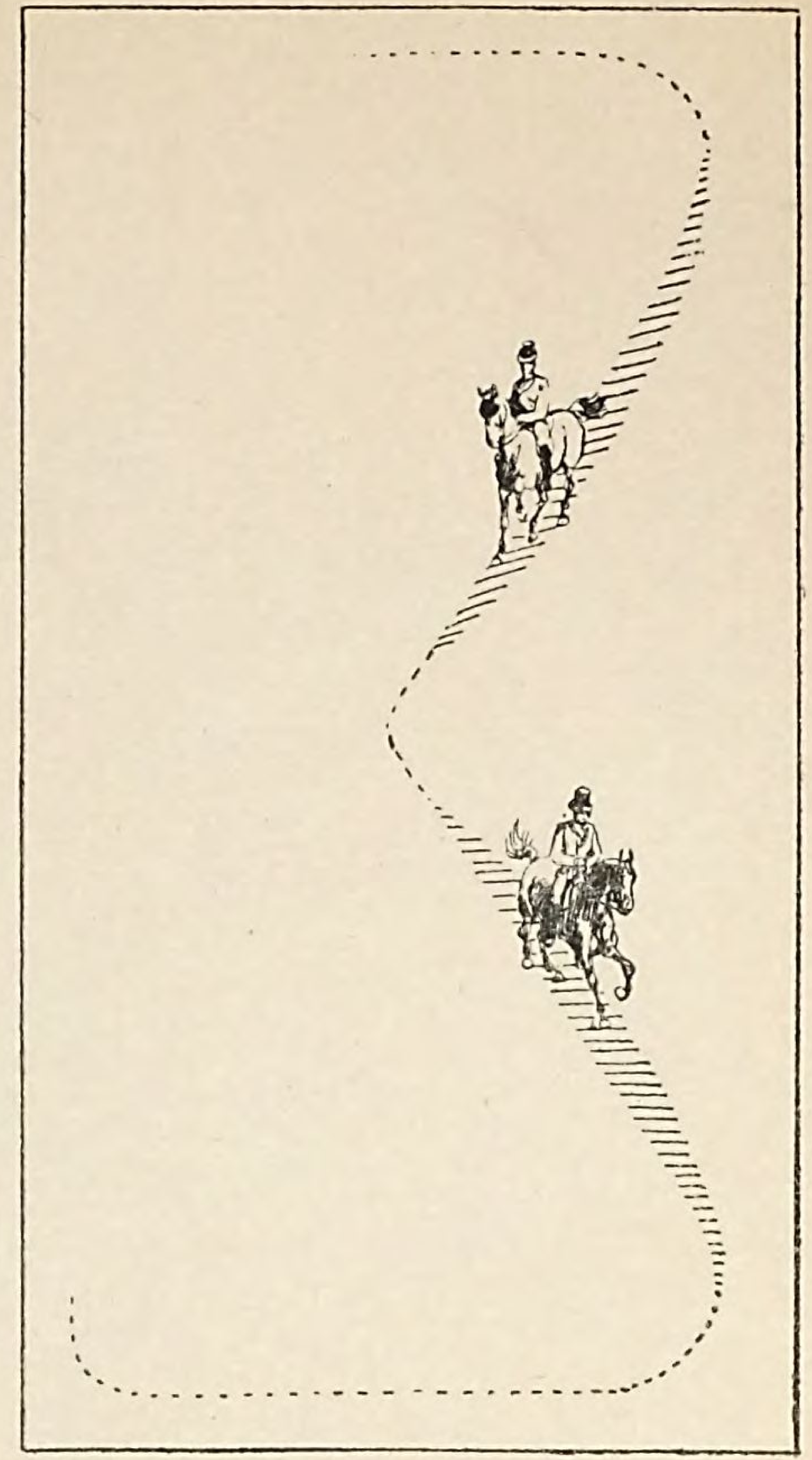


Fig. 3

Die Volte *(volte)**) ist eine Kreislinie, welche man um einen beliebigen Punkt beschreibt. Zu Anfang aber thut man gut, dieselbe in der Ecke anzulegen sowie man auf die lange Seite der Bahn kommt. Das Pferd, welches immer dazu neigt, den Zirkel grösser (als beabsichtigt v. Z. O.) zu machen, findet sich schneller eingerahmt in der sich ihm entgegenstellenden Ecke. (Tafel XII, Fig. 2.)

Die Halbe-Volte *(demi-volte)* beginnt man in der Mitte einer der kurzen Seiten. Weil sie aber darauf hinausläuft, auf zwei Hufschlägen geritten zu werden, sollte man sie nicht früher vom Pferde verlangen, als bis man ihm die Arbeit auf zwei Hufschlägen gelehrt hat, was wir weiter unten auseinandersetzen. (Tafel XII, Fig. 1.)**)

In welcher Gangart die Halbe-Volte auch geritten wird, immer sollen die Schultern zuerst von der Wand abwenden und dort auch zuerst wieder ankommen, d. h. das Pferd soll immer schräg zur Wand gestellt bleiben.

Die Halbe-Volte wird sehr häufig in einer höchst

*) Der Herr Verfasser nennt es „Volte", wenn die Kreislinie an der Wand ausgeführt wird; nennt diese aber „Zirkel", wenn sie inmitten der Bahn liegt. Der Herr Verfasser schreibt für die Volte absichtlich keine bestimmte Grösse vor, weil das bei einem undressirten Pferd (welches doch auch schon Volten lernen muss) nicht zu erreichen wäre.

**) Wir beginnen die Halbe-Volte nicht nur von der Mitte der kurzen Seite aus, sondern von überall, geben ihr auch einen bestimmteren Umfang resp. Durchmesser, kehren schon auf der Voltentangente zum neuen Hufschlag zurück und verlangen nicht — wenigstens nicht zu Anfang — zwei Hufschläge, die der Herr Verfasser bei jeder Halben-Volte für unerlässlich zu halten scheint. v. Z. O.

mangelhaften Weise ausgeführt und Nichts ist seltener, als eine gutgerittene Halbe-Volte.

Bei den Wendungen kommt es oft vor, dass der Reiter sich des äusseren Schenkels zu stark bedient, oder dass das Pferd sein Hintertheil ohnedies zu scharf nach innen stellt, oder einfach darin gewohnheitsgemäss handelt. Um hier helfend einzugreifen, muss man an der gewöhnten Stelle wie zur Halben-Volte abwenden, dabei aber fortfahren, geradeaus zu reiten, und recht Acht geben, dass das Pferd auch wirklich in dieser Richtung bleibt. Wenn das nicht ausreichen sollte, muss man das Pferd gewissermaassen überlisten *(tromper)*, indem man die Halbe-Volte gerade nach der entgegengesetzten Seite ausführt. Das nenne ich die Contre-Halbe-Volte. (Tafel XIII, Fig. 1 B.)

Man wendet z. B. wie zur Halben-Volte rechts ab, aber – inmitten der Bahn angekommen – beendiget man diese Halbe-Volte nach links auf zwei Hufschlägen. Das Pferd, welches erwartete, das Hintertheil nach rechts stellen zu sollen, sieht sich nun — und zwar unter der kräftigen Einwirkung des rechten Schenkels (welcher bisher der innere Schenkel war, jetzt aber bei dieser Art der Bewegung [Anforderung] der äussere geworden ist) — genöthigt, dasselbe nach links zu bringen. Es giebt gar keine Uebung, welche geeigneter wäre, das Pferd immer gerade und immer aufmerksam zu erhalten; denn, reitet man abwechselnd Halbe-Volten und Contre-Halbe-Volten, so ist ein gewohnheitsmässiges Sichgehenlassen nicht möglich.

Es giebt drei Arten von Handwechseln; die einfachste, oder: Handwechsel auf der Diagonale *(changement de main en diagonale)* besteht darin, die Reitbahn auf der grossen Diagonale zu durch-

queren, indem man von der Wand abwendet, wenn man auf die lange Seite kommt. (Tafel XII, Fig. 3.) *)

Um die zweite auszuführen, oder: Handwechsel vom Mittelpunkt der Halben Bahn aus *(changement de main renversé)* – wendet man, wie bei der vorausgehenden Art, aus einer Ecke der Bahn (immer, wenn man auf die lange Seite kommt, beginnend) ab, kehrt aber, in der Mitte der halben Bahen angekommen, vermittelst eines halben Kreises nach der Wand der langen Seite, welche man verlassen hatte, zurück und geht nun – wohlverstanden – auf die linke Hand, wenn man auf der rechten war, und vice versa. (Tafel XIII, Fig. 2.)

Der Contre-Handwechsel *(le contre changement de main)* ist der verwickeltste. Sobald man auf die lange Seite tritt, wendet man – (nun auf zwei Hufschlägen reitend) – ab und kehrt — in der Mitte der Bahn angekommen, immer weiter auf zwei Hufschlägen — nach dem anderen Ende der langen Seite, von welcher man ausging, zurück.

Im Galopp erfordert diese Bewegung zwei Beinwechsel *(changements de pied)*: den ersten in der Mitte der Bahn, den zweiten an der Wand. Wenn der Reiter auf der rechten Hand ist, wie in Figur 3 der Tafel XIII, fängt er mit dem Rechtsgalopp an; inmitten der Bahn angekommen, wechselt er das Bein und geht im Linksgalopp bis zur Wand, wo er wieder auf das rechte Bein zurückwechselt. Man beachte, dass beim

*) Wollte man von der kurzen Seite aus den Handwechsel vornehmen, so würde man zwar die Bahn von einer Ecke zur anderen durchqueren, aber ein Handwechsel würde dadurch nicht erreicht. J. Fillis. (Warum nicht? v. Z. O.)

„Contre-Handwechsel" ein Uebergehen auf die andere Hand nicht stattfindet.

Man beschreibe auch Zirkel und Achten inmitten der Bahn: das ist die beste Arbeit, um alle Körpertheile des Pferdes geschmeidig zu machen, und auch das sicherste Mittel, den Reiter zu veranlassen, sich seiner beiden Schenkel zu rechter Zeit zu bedienen.

Man gewöhne sich nicht an, sein Pferd immer geradeaus und beständig längs der Wände zu halten, weil die Kruppe da nur nach einer Seite hin ausweichen könnte. Ich selbst arbeite meine Pferde oft einen Meter von der Wand entfernt haltend; in einer grossen Reitbahn – gar zwei Meter.

Beachten wir ausserdem noch, dass das Pferd während der ganzen Dressurzeit versucht, sich so wenig wie möglich auf gerader Linie zu halten: – Es fühlt sehr gut, dass, wenn es sein Hintertheil verquer stellen, es sich der Versammlung entziehen kann, welche aber gerade darauf beruht, die Hinterhand unter den Mittelpunkt der Pferdeaxe zu schieben.

Die Arbeit auf der 8-Linie in allen drei Gangarten und einen Meter von der Wand entfernt, ist am meisten geeignet, das Pferd wendig zu machen. Dazu muss man solches aber mit der grössten Genauigkeit ausführen: Leichte Stellung von Kopf und Hals nach innen, kräftigen äusseren Schenkel, aber Gegenhalten des inneren. Indem man das Pferd schon im Schritt daran gewöhnt, mit Leichtigkeit die Diagonale zu wechseln, bereitet man es auf diese Weise vortheilhaft auf das Angaloppiren und auf das Beinwechseln vor. In der Mitte der Bahn angekommen, macht man zwei bis drei Tritte seitwärts und reitet dann mit derjenigen Stellung *(position)* weiter, welche durch die neu

anzunehmende Diagonale vorgezeichnet ist. Man muss recht Acht geben (besonders im Galopp), sein Pferd geradeaus zu halten; denn bei dieser Arbeit, welche Behutsamkeit erfordert, hat das Pferd immer die Neigung, das Hintertheil nach innen zu werfen, um dem äusseren Sporen zu entgehen, welcher ja früher dazu gedient hatte, es zu dressiren, und dessen Stich es folglich voraussieht. Daher auch – wie ich schon empfohlen habe – die Nothwendigkeit, mit dem inneren Schenkel entgegen zu wirken. Man hat übrigens auch niemals den nöthigen Schwung (von hinten), wenn man das Pferd nicht mit b e i d e n Schenkeln gewissermaassen umfasst.

XI.

Das seitliche Abbiegen
(Flexions latérales).

Ich habe bisher den Directions-(Richtungs-)Wechsel (die Wendungen) nur andeutungsweise behandelt. Ebenso wie die erste Unterweisung darin bestand, mein Pferd vorwärts gehen zu lassen, ebenso fordere ich jetzt von ihm zuerst nichts Anderes, als zu wenden und derjenigen Richtung zu folgen, welche ich ihm gegeben habe. In allen Stücken gehe ich vom Einfachen zum Vielseitigen über. Wenn das Pferd ohne Widerstand und gleich auf die erste Andeutung zum Dircetionswechsel hin, welche ich ihm abverlange, gehorcht, stelle ich ihm eine neue Aufgabe. Es handelt sich jetzt darum, das P f e r d a l s G a n z e s (immer das Gleichgewicht und die Ungezwungenheit bewahrend) von der Stelle zu bringen. Die seitliche Biegung ist hierzu die beste Vorbereitung.

Um z. B. die seitliche Biegung nach rechts*) auszuführen, stellt man sich an die linke Schulter des Pferdes und erfasst (genau ebenso, wie bei der Biegung auf gerader Linie) mit der linken Hand die Trensen-, mit der rechten die Kandarenzügel. Sodann stellt man Kopf und Hals wie zur directen Biegung geradeaus und veranlasst das Pferd dazu, die Kinnbacken loszulassen. Thut es das und ist es richtig in der directen Biegung gestellt, so nimmt man nun – ganz vorsichtig – den Kopf mit der linken Hand durch leichte Anzüge der Trense (diese hoch und vorziehend, um das Zusammenfallen der Vorhand zu vermeiden) nach rechts.**) Gleichzeitig zieht die rechte Hand – auch ganz vorsichtig – die Kandarenzügel nach hinten und in der Weise nach rechts, dass hauptsächlich der rechte Zügel***) ansteht; das geschieht so lange, bis die seitliche Stellung des Halses am Genick vollständig bewirkt ist; beide Kandarenzügel müssen aber gleichmässig einwirken, um die Maulthätigkeit†) (ganz so

*) Man wolle beachten, dass ich hier die Arbeit zu Fuss wieder aufnehme. Ich verrichte in ein- und derselben Stunde immer die Arbeit zu Fuss und zu Pferde. J. Fillis.

**) Siehe Tafel XIV — Handstellung — Fig. 1. Vorbereitung zur seitlichen Biegung — Maul geschlossen. Fig. 2 seitliche Biegung — thätiges Maul, spielendes Gebiss. J. Fillis.

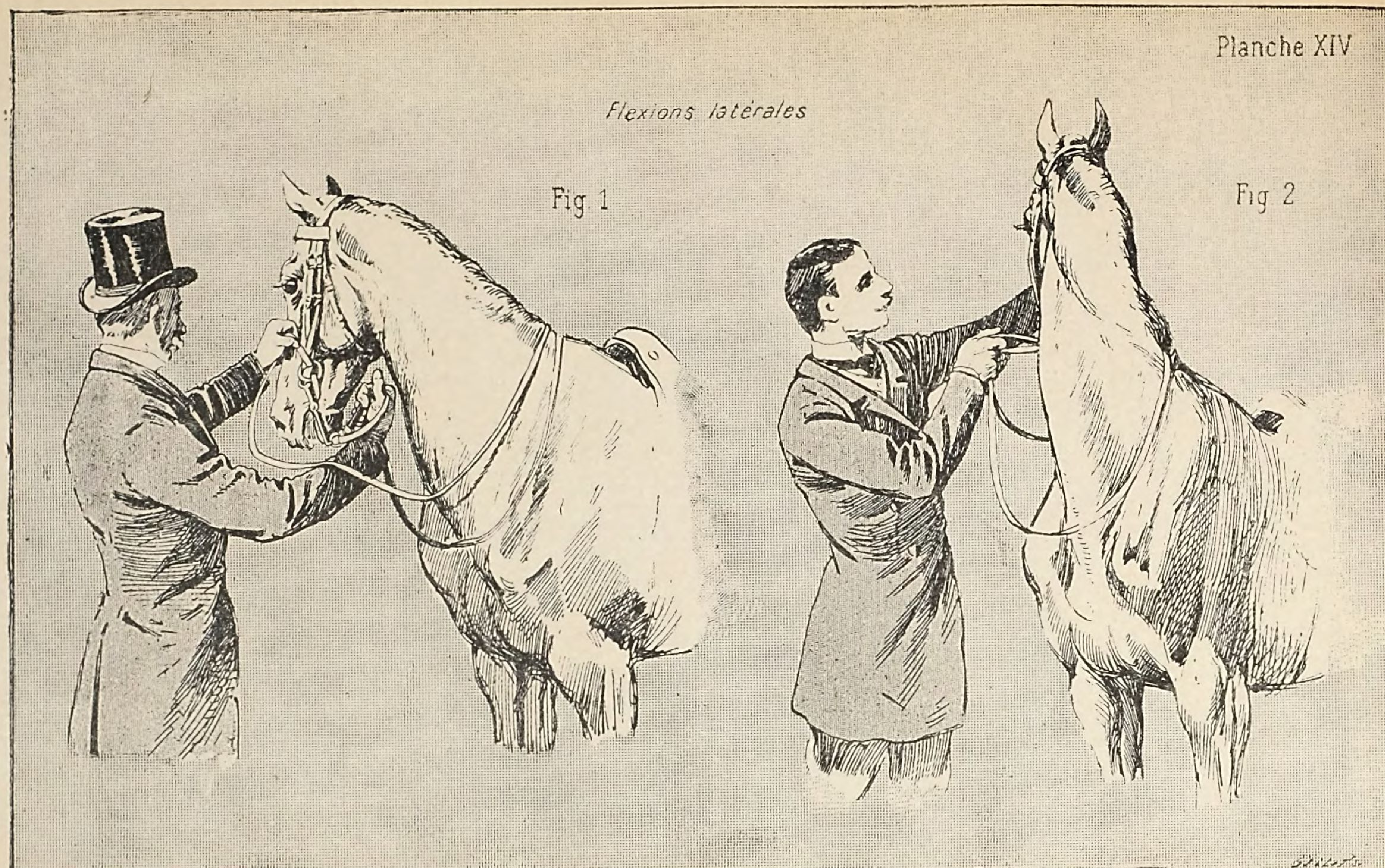
***) Der linke Kandarenzügel steht indess nur leicht an. Würde der rechte Zügel allein wirken, so zöge er die Nase mit vor und der Kopf wäre dann nicht mehr in der Senkrechten.

Man beachte, dass ich hier in der ersten Unterrichtsstunde beim Direktionswechsel gleichzeitig zu Zweierlei anrege. Bisher hatte ich den rechten Zügel nur zum Zweck des Rechtswendens gegeben: jetzt beginne ich damit, dem Pferde beizubringen, dass es zweien, gleichzeitigen Anforderungen folgt, welche in demselben Sinne wirken: der linke Trensenzügel schiebt, der rechte Kandarenzügel zieht; beide von links nach rechts. J. Fillis.

†) Siehe Tafel XIV, Fig. 1 u. 2.

Planche XIV

Flexions latérales



wie bei der directen Biegung) hervorzubringen und zu unterhalten.

Zu Anfang muss man sich schon mit dem scheinbaren Gehorsam begnügen.

Wenn das Pferd den Kopf nur ganz wenig nach rechts nimmt und dabei das Maul aufmacht, so ist das Alles, was man zunächst verlangen soll. Man muss diese Arbeit sehr oft wieder von vorn anfangen und – jedes Mal etwas mehr – versuchen, ernstliche Fortschritte in dieser Geschmeidigkeitsübung zu machen. Man wird schliesslich sicher richtige Biegung erzielen, wenn man nur keine Gewalt anwendet und sich mit einem ganz kleinen Fortschritt in jeder Unterrichtsstunde begnügt.

In der Reitkunst erreicht man gerade viel, wenn man in jeder Stunde nur wenig verlangt. Nur Geduld und keine Gewaltmaassregel! Sonst – anstatt schnell zum Ziel zu gelangen – wird man gerade zum gegentheiligen Resultat kommen.

Wenn die seitliche Biegung vollkommen erreicht, so ist die Stellung dieselbe, als in der directen Biegung, ausgenommen, dass der obere, im Genick – wie bisher – von vorn nach hinten gebogene Hals nun ausserdem noch zur Seite von links nach rechts gestellt ist; so also, – (natürlich immer nur im Genick) – dass die obere Kopffläche in der seitlichen Stellung zu dieser selben oberen Kopffläche des geradeaus gestellten Pferdes senkrecht steht, nur jetzt nach der Seite zeigt, wohin die Biegung stattfindet.*) Im Uebrigen verbleibt Hals

*) Wir drücken uns kürzer aus: Die Ohren bleiben gleich hoch in der Wagerechten, gleichgültig, ob der Pferdekopf geradeaus oder rechts oder links gestellt ist, vorausgesetzt, dass das Pferd die Ohren still hält. v. Z. O.

und Kopf in derselben Höhe, wie bei der directen Stellung, d. h. die Nase in gleicher Höhe mit der oberen Schulterparthie, der Kopf in der Senkrechten, oder vielmehr etwas vor derselben.*) (Tafel XV, Fig. 2.)

Man sieht, dass diese Art des Abbiegens durchaus verschieden ist von derjenigen auf gerader Linie. Es giebt nur eine Art, wie man sich Rechenschaft davon ablegen kann, was das einseitliche Abbiegen denn eigentlich bezweckt, d. h. zu untersuchen, welches Resultat man denn eigentlich damit zu erzielen – sich vorgenommen hat.

*) Bei einseitlichem Abbiegen muss man sich vor dem Verlegen des Gleichgewichts in Acht nehmen. Das Pferd neigt thatsächlich ganz naturgemäss dazu, durch Gegendruck mit der äusseren Schulter – der Wirkung des Abbiegens entgegenzutreten und das ganze Körpergewicht der Vorhand auf das linke Vorderbein zu übertragen, wenn man es nach rechts hin abbiegt. Das ist so lange unvermeidlich, als die Thätigkeit des Mauls fehlt; sobald dieses aber nachgiebt, wird dadurch — und durch das Mitgehen von Kopf und Hals — das Gewicht wieder gleichmässig auf beide Vorderbeine vertheilt. Liesse man dem Pferde zur Gewohnheit werden, sich dabei auf die äussere Schulter zu werfen, so wäre das Gleichgewicht gestört und damit die ungezwungene Haltung. In den Wendungen, sowie in den Gängen auf zwei Hufschlägen (Seitengängen v. Z. O.) würde die äussere Schulter immer zurückbleiben. Die grösste Schwierigkeit liegt bei diesen Bewegungen also darin, besonders diese Schulter in Gang zu erhalten. Darum muss man suchen, ihr Erleichterung zu verschaffen dadurch, dass man sie nur wenig krümmt, während — im Gegensatz hierzu — der innere Trensenzügel das Gewicht auf die innere Schulter (welche den kleineren Weg zu machen hat) dadurch überträgt, dass er die Last mit jedem Tritt — dahin mitnimmt. Hierdurch wird man auch in den Stand gesetzt, in den Seitengängen einen sehr grossen Schwung zu erzielen. Eine zu scharfe Biegung würde diesen Schwung aufheben, da sie die äussere Schulter überlastet. Auf den ersten Blick wundert man sich immer, zu bemerken, dass die Rechtsbiegung die linke Schulter überlastet, jedoch ist das gerade die natürliche Folge der Anstrengung des Pferdes, um der Anforderung entgegen zu wirken, welche man von ihm verlangt. J. Fillis.

Planche XV

Fig. 1

Flexion vicieuse

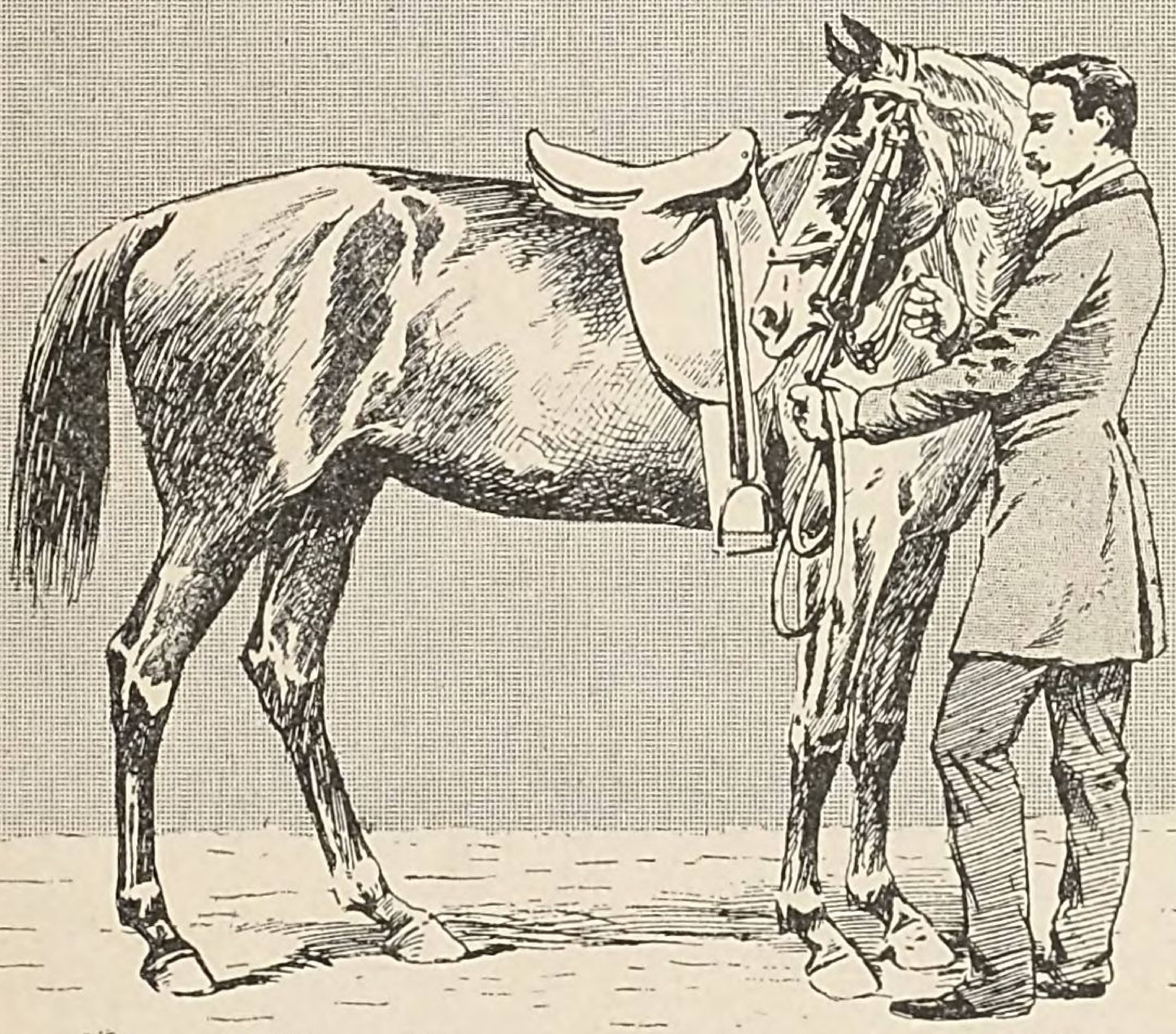
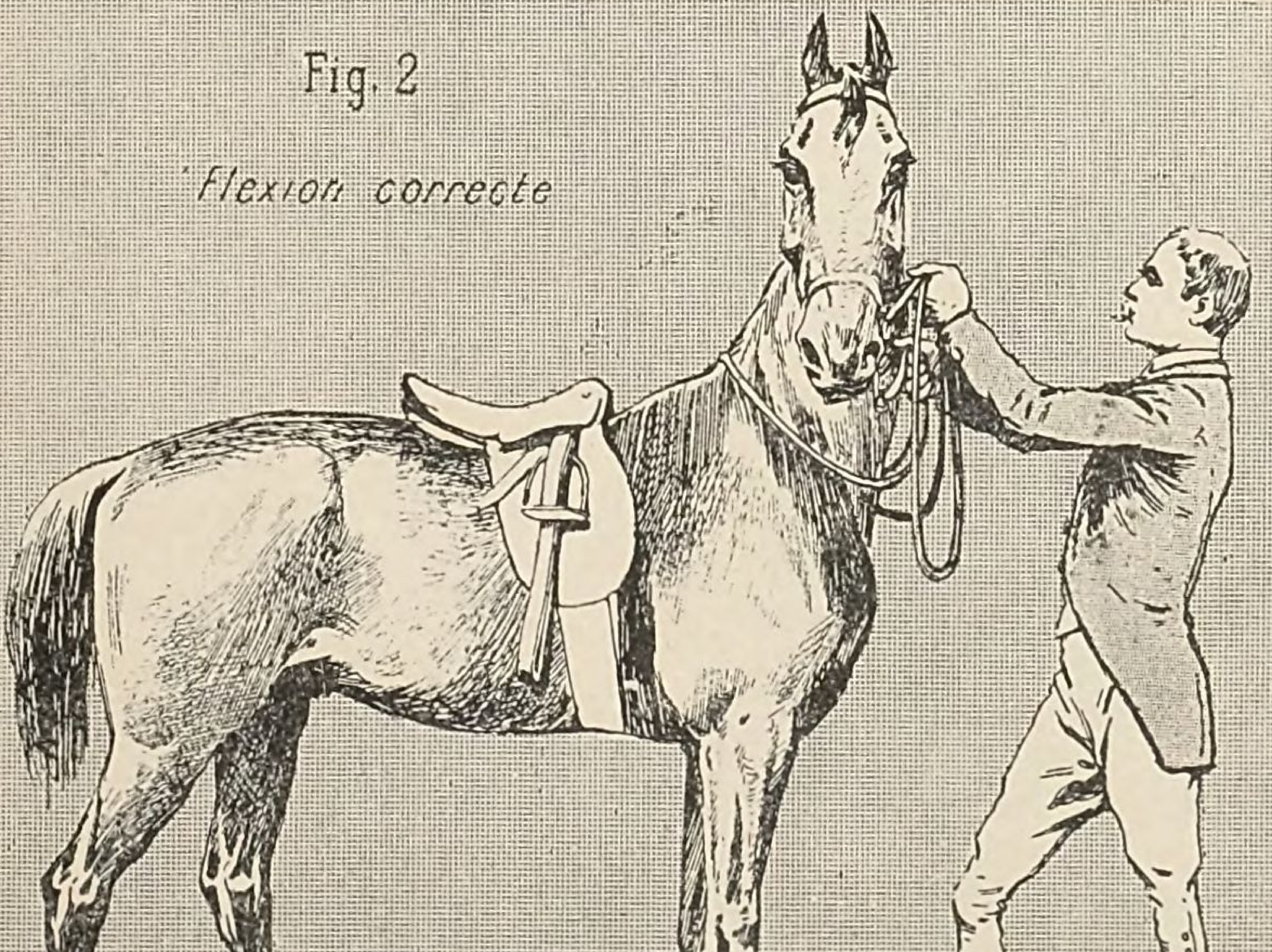


Fig. 2

Flexion correcte



Das seitliche Abbiegen hat also zum Zweck:

1. Das Gleichgewicht der directen Biegung durch Aufrichtung von Kopf und Hals auch während der Wendung aufrecht zu erhalten;

2. der ganzen Vorhand auch während der Wendung festen Halt zu geben, sie harmonischer in sich zu verbinden und aus den einzelnen Parthieen ein geschlossenes Ganze zu bilden, fest und biegsam zugleich, gleich kunstgerecht in den Wendungen und auf gerader Linie.

Bei den Wendungen sind es natürlich die Schultern, welche Terrain gewinnen, während die Hinterhand für den Abschwung sorgt. Der Reiter hat keine directe Einwirkung auf die Schulter: er wirkt nur ein auf das Maul, durch's Maul auf den Hals und erst durch diesen auf die Schultern. Indem die seitliche Biegung alle Körpertheile des Pferdes in sich befestigt und harmonisch zusammenstellt, macht sie letztere unabhängig von einander und gestattet dem Reiter (dadurch erst v. Z. O.) auf die gesammte Vorhand wirksam einzugreifen. Ohne diese Biegung sind wir wieder auf dem Standpunkt angekommen, welchen ich vorstehend schon einmal mit –„Angelruthe am dünnen Ende erfasst“– bezeichnete, d. h. schwerer, ungelenker Kopf (weil er zu weit ab bleibt von der Mitte des Schwerpunkts) am Ende eines zu losen Halses. Die Zügelthätigkeit — anstatt der Last die einzuschlagende seitliche Richtung zu geben — beschränkt sich dann darauf, lediglich den Kopf gegen die Vorhand zu treiben, welche um so sicherer stillstehen bleiben wird, wenn das Pferd vorher auch noch auf die Schultern geritten war.

3. Durch die Maulthätigkeit die Nachgiebigkeit bei der Wendung aufrecht zu erhalten.

Bei allen Bewegungen ist es der Schwung von hinten, welcher aus dem Pferde ein Ganzes macht, ist es die Hinterhand, welche – indem sie sich unter den Schwerpunkt schiebt – mit der Vorhand in enge Verbindung tritt.*) Wenn dieser ganze Schwung glatt durchgeht bis zu den beigezäumten und thätigen Kinnladen,**) welche mit der ganzen Vorhand derartig verbunden sind, dass die Biegsamkeit***) des Hebelarmes von den Schultern bis zum Maul – immer zunimmt – so werden die Hände mit der allergrössten Leichtigkeit†) den Schenkeln einen Theil des Schwunges zurückgeben, welchen sie von ihnen empfangen haben, und das ebensowohl bei den Wendungen, als beim Geradeausreiten. In dieser Weise macht man aus dem Pferde ein geschlossenes Ganze, energisch und har-

*) Es giebt Viele, die sagen, man müsse umgekehrt die Vorhand an die Hinterhand anfügen (also von vorn nach hinten zusammenstellen v. Z. O.). Das ist eine Abgeschmacktheit; es ist eben die Hinterhand, welche sich im Schwunge auf die Vorhand wirft, und zwar unter Berücksichtigung dessen, dass Alles in guter Haltung bleibt, indem sie der Gewalt des Abschwunges, welche von den Sprunggelenken ausgeht, Grenzen zieht oder sie regelt. J. Fillis.

**) Wenn das Maul nicht nachgiebt, giebt überhaupt Nichts nach: Das Pferd geht wie ein geschlossenes, ungelenkes Stück durch die Wendung; wendet wie ein Boot.

***) Von einseitlichem Abbiegen kann man wirklich nur sprechen, wenn man das Genick biegt. Die Kinnladen sind genau so gestellt, wie bei der directen Biegung.

†) Bei seitlicher, wie bei directer Biegung handelt es sich darum, die Hebelwirkung so abzumessen, dass man mit geringer Anstrengung die grösste Actionsfreiheit erzielt.

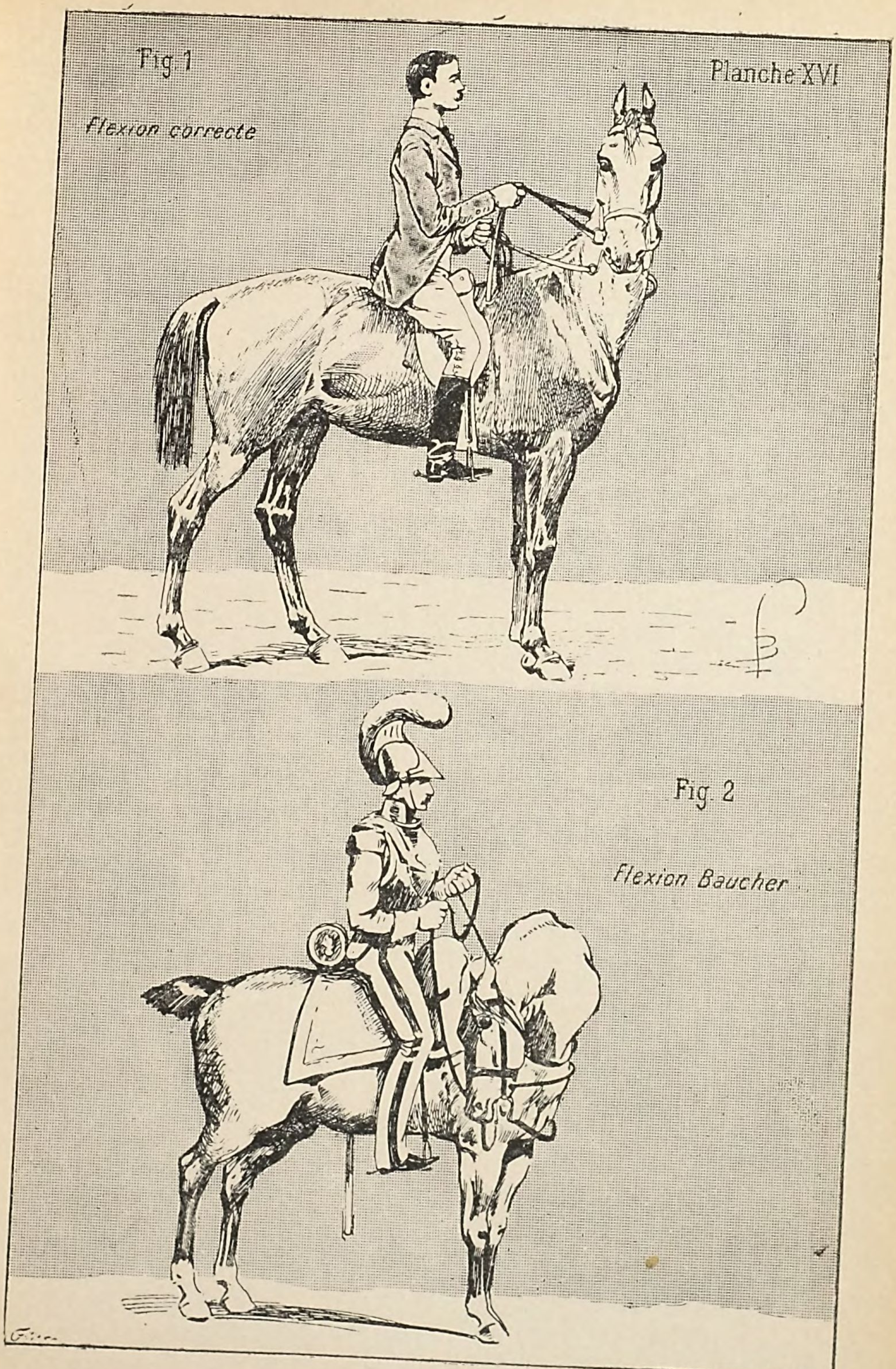


Planche XVI

Fig. 1

Flexion correcte

Fig. 2

Flexion Baucher

monisch zugleich durch das gute Gleichgewicht aller Hebel, und durch den in den Wendungen wohl geregelten Gebrauch aller Kräfte. In dieser Weise wird man Durchlässigkeit erzielen und so wird man fortfahren, „das Pferd in der Hand zu behalten“.

Das ist seitliche Biegung für mich, und das ist ihr Zweck. Man sieht, dass ich in der Lage bin, auch hierbei, wie bei der direkten Biegung, meine praktische Ausführung in allen Punkten zu rechtfertigen.

Unglücklicherweise führt die grössere Mehrzahl aller Derjenigen, welche sich mit Abbiegen beschäftigen, dieses auf gut Glück aus, ohne auch nur ernstlich zu versuchen, das Endziel zu erkennen, welches zu erreichen, sie sich doch vorgenommen haben müssen.

Man muss sagen, dass auch Baucher sich nicht besser (als Andere) Rechenschaft abgelegt hat von der Technik, weder der seitlichen, noch der Biegung auf gerader Linie. Oder vielmehr, er hat logischer Weise bei den seitlichen Biegungen die Fehler der direkten Biegung wiederbegangen; ist doch diese die Vorbereitung für jene.

Diese fehlerhafte Biegung, von denen bevorzugt, welche sich ihm (Baucher) anschliessen, macht sich am Widerrüst anstatt im Genick bemerkbar. An dieser Stelle eben (gerade so, wie bei der direkten Biegung) stossen wir aber auf die Klippe des Herabsinkens von Kopf und Hals, welche eine sonst nützliche Uebung in eine schädliche verwandelt. Kopf und Hals stehen tief, die Halsbiegung vollzieht sich am Widerrüst, anstatt am Genick, und der Kopf des Pferdes zeigt dem Beschauer – anstatt der Vorderansicht – sein Profil.

Vergleicht man Figur 1 (fehlerhafte Biegung) mit Figur 2 (richtige Biegung) der Tafel XV, so wird man

auf den ersten Blick die Vortheile der seitlichen Biegung verstehen, so wie ich sie beschreibe, und die Uebelstände derjenigen Biegung begreifen, welche gemeinhin zur Anwendung kommt.

Um dieses, mein kritisches Urtheil zu vervollständigen, brauche ich hier nur wieder auf alles Dasjenige zu verweisen, was ich s. Z. über die falsche direkte Biegung und ihre schlimmen Folgen gesagt habe.

Wie kann man darüber erstaunt sein, dass den Biegungen zum Vorwurf gemacht wird; sie machten den Kopf mit Hals zu lose, d. h. zu beweglich ausser jeder Verbindung mit dem ganzen übrigen Körper des Pferdes! Das ist ja gerade die Folge der seitlichen Biegung am W i d e r r ü s t, während hingegen die seitliche G e n i c k biegung gerade den Hals fest zusammenstellt und die ganze Vorhand so vereinigt, dass das g e s a m m t e Pferd a u f e i n m a l in Bewegung gesetzt werden kann, ein – wie schon gesagt – (schlechterdings unumgängliches) Resultat, weil dem Reiter keine direkte Einwirkung auf die Schultern zu Gebote steht!

Tiefer Kopf, ganz ausser Verbindung mit dem übrigen Körper zufolge des zu beweglichen (losen) Halses, welcher allein nachgiebt, ohne die Sehultern mitzunehmen, und welcher dem Pferde erlaubt, jeder gewollten Bewegung des Halses mit einer anderen Bewegung der Schultern im entgegengesetzten Sinne zu begegnen, woraus wieder die Unmöglichkeit folgt, der Vorhand die einzuschlagende Richtung vorzuschreiben: — — D a s ist das traurige Resultat der seitlichen Biegung am Widerrüst und des daraus entstehenden Herabsinkens von Kopf und Hals!

Im Gegensatz zur direkten Biegung, welche ich nur (zu Fuss oder zu Pferde) im schwunghaften Gange

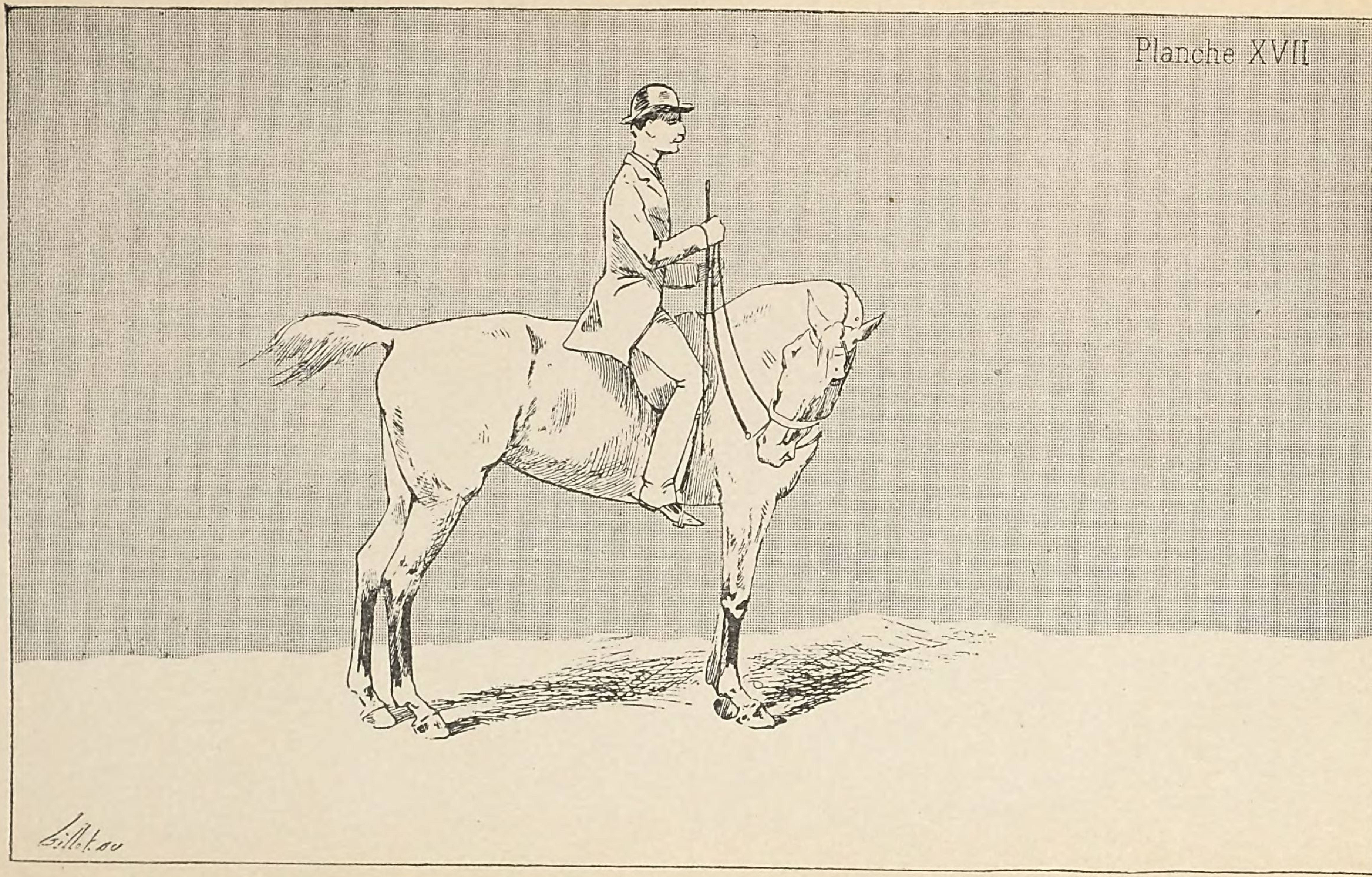


Planche XVII

ausführe, kann man die seitliche Biegung zu Anfang auch wohl zu Fuss im Halten machen lassen, wegen der Schwierigkeit, die Hinterhand dabei in Gang zu setzen. Zu Pferde aber unternehme ich die seitliche Biegung niemals anders, als im Vorwärtsreiten. Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, – einmal zu Pferde – von ihm niemals etwas zu verlangen, als im schwunghaften Gange. Dadurch habe ich verhütet, meine Schulpferde unnatürlich zusammenzuschrauben. Das ist aber auch die gewöhnliche Klippe bei derjenigen Arbeit, welche man als „Hohe Schule" bezeichnet.*)

Bei der Arbeit zu Pferde vollzieht sich die seitliche Biegung technisch ebenso, wie bei der Arbeit zu Fuss. Um den Kopf nebst oberen Hals nach rechts abzubiegen, wirken beide Hände nach rechts: der linke, anstehende Trensenzügel erhält dabei — nach rechts, und zwar auf den oberen Hals wirkend — den Kopf hoch und schiebt ihn von links nach rechts, während der rechte Kandarenzügel – nur leicht anstehend –. die letztere Kopfbewegung zur Entscheidung und das Loslassen der Kinnladen hervorbringt. (Tafel XVI, Fig. 1.)

Da es die erste Sorge des Reiters sein muss, das Pferd in dieser scharfen Rechtsstellung zu erhalten, muss er gleichzeitig auch noch mit beiden (mit dem auswendigen etwas stärker) Schenkeln thätig sein, um das Pferd am Zügel zu erhalten. Beide Schenkel

*) Ich habe schon gesagt, dass eine hohe Aufrichtung nur durch den Schwung von hinten erreicht wird, und dass, wenn ich diese von meinen Pferden fordere, das so geschieht, indem ich sie bei jeder Arbeit energisch vortreibe. Und, in der That: Je grösser der Schwung ist, desto mehr schiebt sich die Hinterhand unter den Schwerpunkt und desto mehr sieht sich die Vorhand aufgerichtet.

gleichzeitig gebraucht, stellen die vortreibende Kraft dar; wirkt hingegen ein Schenkel vorwiegend über den anderen, so wird dadurch die Richtung angegeben. Niemals sollte ein Schenkel ohne den anderen gebraucht werden; denn die gleichzeitig wirkenden Schenkel geben Schwung; das Vorwiegen des einen über den anderen Schenkel giebt die Richtung. Da die Einwirkung der Hand verhältnissmäsig viel bedeutender ist, als diejenige der Schenkel, so muss sie ausserordentlich leicht bleiben.

Der Grundirrthum Baucher's bezüglich der seitlichen Biegnng zeigt sich natürlich zu Pferde in demselben Grade, wie zu Fuss: Man vergleiche die Figur 2 der Tafel XVI, welche ich von Baucher entlehnte, mit der Figur 1, welche die richtige Abbiegung darstellt.

Die Tafel XVII, einem neueren Werke entlehnt, zeigt – was die Stellung des Pferdes anlangt – deutlich, dass Diejenigen, welche sich heutzutage mit der seitlichen Biegung befassen, keinen Begriff haben, weder von ihrem Mechanismus noch von ihrem Zweck.

Die seitliche Biegung – zu Fuss oder aufgesessen vollführt -- ist, so wie ich sie beschrieben habe, eine Geschmeidigkeitsübung. Diese Arbeit ist von einer ganz ausserordentlichen Wichtigkeit. Von dem Indiehandstellen und von den Biegungen hängen unbedingt ab: das Gleichgewicht, die Zwanglosigkeit und Beweglichkeit; und so lange ich das Pferd nicht daran gewöhnt habe, ist es mir unmöglich, weitere Ansprüche zu erheben. Es ist sogar ganz besonders wichtig, die seitliche Biegung bis zur Vollkommenheit durchzuführen, um die äusserste Nachgiebigkeit des Pferdes zu erzielen.

Wenn man aber die seitliche Biegung bei anderweitiger Arbeit (als Direktionsveränderungen – Wen-

dungen – Seitengänge u. s. w.) verlangt, wird man sich mit einer ganz geringen seitlichen Stellung des Kopfes nebst oberen Halses*) begnügen müssen, welcher jedoch – ebenso wie der Kopf – immer richtig gestellt bleiben muss. Ist es doch verständlich, dass eine zu scharf ausgesprochene Stellung den Schwung von hinten dadurch aufhalten würde, dass sie das ganze Gewicht auf die äussere Schulter brächte.

Die Geschmeidigkeitsübung, welche wir mit dem Namen „seitliche Biegung" bezeichnen, ist nicht weniger nothwendig in dem Sinne, als sie darin besteht, viel zu verlangen, wenn man auch nur ganz wenig haben will.

Bei nachstehender Arbeit indess, muss man sich bewusst sein, dass es genügt, wenig Stellung zu verlangen, vorausgesetzt, dass Kopf und Hals richtig gestellt sind, und dass das Pferd die Kinnladen loslässt.

XII.

Wendungen (Drehungen) um Kruppe und Schultern auf der Vor- und Hinterhand

(Rotations de la croupe et des épaules).

Sobald ich nach und nach erreicht habe: 1. dass mein Pferd der Peitschenhülfe willig nachgiebt; 2. dass es mit nicht geringerer Leichtigkeit die einseitigen Biegungen ausführt, handelt es sich jetzt für mich darum, diese beiden Bewegungen in eine einzige zu vereinigen.

Ich habe dem Pferde zu allererst gelehrt, der Peitschenhülfe von links nach rechts nachzugeben, indem ich es mit dem linken Trensenzügel (welcher ihm den

*) So lange die Maulthätigkeit vorhanden, ist auch die Nachgiebigkeit da, und die geringfügigste Andeutung genügt zur Wendung.

Kopf nach links stellt, um die Kruppe nach rechts zu bringen) darin unterstützte. Das ist, was man „einseitliche Hülfen“ *(effets latéraux)* nennt (Tafel 18, Fig. 1), weil beide Hülfen sich auf ein und derselben Seite bemerkbar machen. (Rechter Zügel, Peitsche von rechts.) Hat das Pferd diese angenommen, so erlange ich nach und nach, dass es schon nachgiebt, während ich ihm den Kopf noch ganz geradeaus stelle. (Tafel 18, Fig. 2.) Das nennt man „directe Hülfen“ *(effets directs).* Nun soll es aber den „diagonalen Hülfen“ willig folgen, d. h. der Peitschenhülfe von links und der Kopfstellung nach rechts. (Tafel 19.)*) Ohne mich der Trense zu bedienen (deren Enden ich jedoch in der linken Hand behalte) erfasse ich zu dem Zweck mit der linken Hand den linken Kandarenzügel**) ganz dicht am Maul, während die rechte Hand in Brusthöhe gleichzeitig die Peitsche und den über den Widerrüst hinweglaufenden rechten Kandarenzügel ergreift. (Tafel 19.) Das Pferd befindet sich nun also in der directen Biegung. Sodann mache ich den Anfang mit der rechtsseitlichen Biegung, indem ich den Kopf des Pferdes durch kleine Anzüge des Kandarengebisses von unten nach oben aufrichte und ihn rechts

*) Ich habe schon früher auseinandergesetzt, dass die einseitliche nichts anderes als die Vorbereitung für die diagonale Reitkunst sei, welches doch die ausschlaggebende ist und allein dahin führt, eine Gesammtwirkung zu erzielen. Alle Welt versteht, dass auch der Reiter diagonal einwirken soll, aus dem einfachen Grunde, weil die Bewegungen des Pferdes diagonale sind.
J. Fillis.

**) Um die Thätigkeit der Zügel anschaulicher zu machen, habe ich in der Figur der Tafel 19 die Trensenzügel in Fortfall gebracht.

Ich erinnere daran, dass das äusserste Ende der Trensenzügel in die hohle Hand zu nehmen ist. (Siehe die beiden Figuren der Tafel 18.) J. Fillis.

Planche XVIII

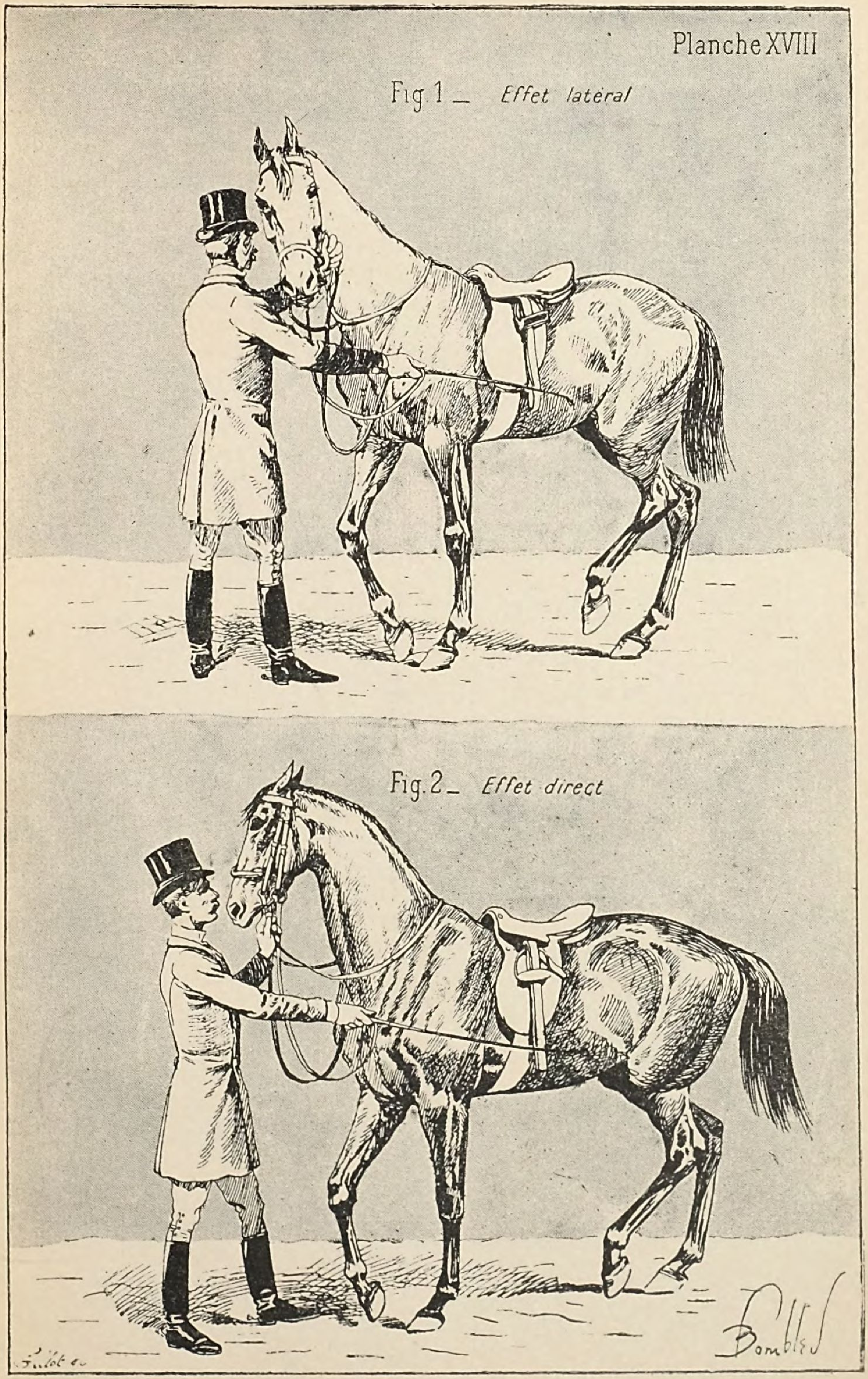


Fig. 1 — *Effet latéral*

Fig. 2 — *Effet direct*

stelle; zugleich lasse ich die Kruppe vermittelst der Peitsche von links nach rechts nachgeben. Schliesslich steigere ich alle diese Hülfen, bis Hals, Kopf und Maul ebenso wie die Kruppe bis zur Vollkommenheit nachgeben. Auf diese Weise gelange ich dahin, dass das Pferd sich während der vollständigen seitlichen Biegung um seine eigenen Schultern als Achse – dreht. *(Faire pivoter).* Ich bediene mich absichtlich dieses Wortes „pivoter“, obgleich es meiner Auffassung nur unvollkommen Ausdruck giebt, welches aber die Art und Weise, wie Baucher die Wendung ausgeführt wissen wollte, klar legt. Nach seiner Methode soll bei Drehung der Kruppe die Vorhand thatsächlich stehen bleiben und als Drehpunkt dienen. Ich finde, dass das ein Fehler ist. Während der Dressur-Periode überhaupt sollte kein Körpertheil des Pferdes jemals unthätig bleiben, weil solche Unthätigkeit oft zum Widerstandsmittel ausartet. Was ich verlange, ist keine absolute Drehung um einen bestimmten, festen Punkt, es ist vielmehr ein sehr eingeschränkter Zirkel, welchen die Vorhand um diesen festen Punkt beschreibt, während die Hinterhand wieder die erstere umkreist.

Wohlverstanden: Ich gehe nicht unvermittelt, plötzlich von den seitlichen zu den directen, und von diesen zu den diagonalen Hülfen über. Im Gegentheil: Ich mache die Uebergänge von einer zur anderen behutsam, damit das Pferd weiss, was ich von ihm verlange, keinerlei Ueberraschung empfindet und nicht verwirrt wird. Die Anwendung der seitlichen Hülfen zeigte uns den Weg zur Ausführung der Bewegung durch die directen Hülfen. Desgleichen sind diese nur der Uebergang zur Ausführung der Bewegung durch die diagonalen Hülfen. Diese Arbeit würde nutzlos

sein, wenn sie den alleinigen Zweck verfolgte, das Pferd zur Nachgiebigkeit auf die Peitschenhülfe zu veranlassen; die grosse Wichtigkeit derselben liegt vielmehr darin, das Pferd – ohne es zu erschrecken – zunächst auf den Schenkelgehorsam, sodann – nach und nach – auf die Sporen vorzubereiten.

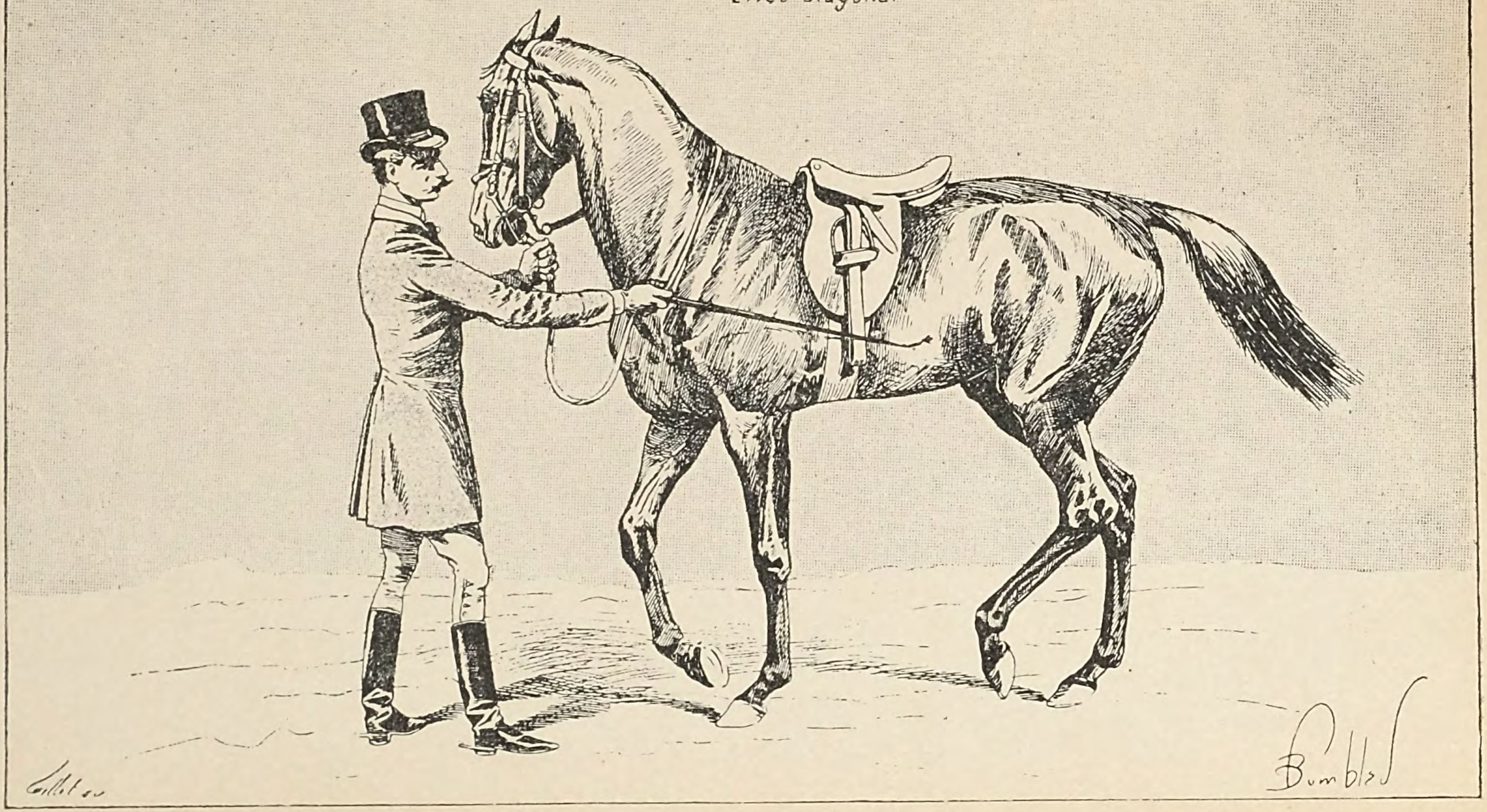
Gehen wir jetzt zur Arbeit unter dem Reiter über, welche ich wiederum – ebenso wie bei der Arbeit zu Fuss – zur Anwendung bringe, und zwar in derselben Reihenfolge, d. h. von den einseitlichen zu den directen, von den directen zu den diagonalen Hülfen.

Wenn ich, inmitten der Reitbahn haltend, die Drehung der Kruppe (Unsere Wendung auf der Stelle und Vorhand v. Z. O.) ausführen lassen will *(Pirouette renversée)* und zwar von links nach rechts, bringe ich meinen linken Hacken an das Pferd. Das undressirte Pferd weiss zunächst nicht, was ich verlange, und wird seine erste Bewegung die sein, sich gegen meinen Schenkel zu legen. Dies ist der Augenblick, in welchem ich die Vortheile der vorausgegangenen Arbeit geniesse: Ich lasse meine Peitsche auf der Linken ganz leicht wirken, und zwar meinem Hacken so nahe als möglich, und vermeide vor allem, damit zu weit nach hinten zu kommen: denn das würde fast unvermeidlich zum Hintenausschlagen mit einem oder gar mit beiden Hinterbeinen führen. Gleichzeitig bediene ich mich unterstützend des linken Trensenzügels, um die Kruppe nach rechts zu bringen. Ich versichere, dass sich kein Pferd widersetzt, wenn man hübsch sachte verfährt.

Je nach dem Grade des Widerstandes (welcher anfangs übrigens häufig ist), gebrauche ich den linken Trensenzügel mehr oder weniger stark. Ist er bedeutend, so ziehe ich damit auch den Kopf ein wenig mehr

Planche XIX

Effet diagonal



nach links und lasse Hacken und Peitsche dabei weiter wirken. Da diese drei Hülfen von ein und derselben Seite her wirken, ist das Pferd gezwungen, zu gehorchen.

So bald es auch nur einen Tritt nach rechts gemacht hat, halte ich an und belobe das Pferd, sodann lasse ich es in ungezwungener Haltung in der Bahn umhergehen, um ihm zu erlauben, sich Rechenschaft davon zu geben, was es soeben gemacht hat. Letzeres empfehle ich ganz besonders. Man muss das Pferd los und in Ruhe lassen, sobald es gehorcht hat. Das ist eine Erkenntlichkeit, und man braucht nicht zu fürchten, diese beiden Wohlthaten unnöthig vergeudet zu haben. Die Arbeitsunterbrechung und die Liebkosungen sind die einzigen Mittel, welche dem Pferde zum Verständniss bringen, dass es recht gethan hat. Man ist während der Dressur doch oft genug gezwungen, seine Zuflucht zu Strafen zu nehmen, als dass man nicht gern jede Gelegenheit ergreifen sollte, das Pferd zu beloben, sobald das kleinste Anzeichen von Gehorsam sich uns darbietet; je mehr man sein Pferd anerkennend hätschelt, desto seltener ist man gezwungen, auf Strafen zurückzugreifen.*)

Kurzum, man giebt, wie gesagt, dem Pferde dadurch, dass es während einiger Augenblicke unbehelligt umhergehen kann, die Zeit, diejenigen Bewegungen, welche es soeben ausgeführt hat, und diejenigen Hülfen, welche es dazu veranlasst haben, wirklich zu begreifen.

*) Es ist die grösste Kunst, zu rechter Zeit zu loben und zu strafen, deshalb muss man den Augenblick des Nachgebens oder Widerstandes unmittelbar erfassen. Hier erscheint es an der Zeit, den fundamentalen Grundsatz der Dressur in Erinnerung zu bringen: Die Liebkosung soll der Nachgiebigkeit ebenso unmittelbar folgen, als die Strafe dem Fehler. J. Fillis.

Anscheinend giebt das Pferd nur körperlich nach, in Wirklichkeit aber ist es sein Scharfsinn, oder – um mich deutlicher auszudrücken – sein Gedächtniss, an welches wir uns wenden. Das Gedächtniss ist es also, welches man anregen muss, und darum lasse ich dem Pferde die nöthige Zeit, damit sich das Vorgefallene seinem Gedächtnisse besser einprägen kann.

Hat das Pferd eine Weile seinen Weg in der Bahn unbehindert zurückgelegt, so beginne ich – ohne dabei die Seite zu wechseln – dieselbe Uebung wohl 20 — 30 Mal von Neuem, bis es gehorcht, sobald ich meinen Hacken ihm nur nähere. Dann unterwerfe ich das Pferd der gleichen Arbeit mit dem rechten Schenkel.

Wenn das Pferd beiden Schenkeln abwechselnd und unterschiedlos weicht, lege ich stumpfe Sporen an, um es an ein etwas ernsteres Ding, als die Hacken es sein können, zu gewöhnen. Dann verstärke ich von Tag zu Tag den Schenkeldruck und vermindere die Peitschenhülfen, mit welchen ich nach und nach vollständig aufhöre.*) Später dann komme ich zum gewöhnlichen, nicht zu scharfen Sporn.

Ich habe mich übrigens der Peitsche zu keinem anderen Zweck bedient, als um dem Gedächtniss des Pferdes zu Hülfe zu kommen und um es dadurch zum Sporngehorsam – ohne Furcht davor – zu führen. Denn: – vergessen wir es nicht – die Wirkung, welche der Spornstich zu Anfang auf ein rohes Pferd hervor-

*) Ich habe oben erwähnt, dass ich — zu Pferde — die Reitpeitsche bei Seite lasse; ich nehme sie erst wieder, um vom Pferde den Schenkelgehorsam zu fordern und um die erste Streckung der Beine im spanischen Tritt zu erlangen. In beiden Fällen dauert der Gebrauch der Peitsche aber nur zwei bis drei Unterrichtsstunden.
J. Fillis.

bringt, ist genau wie derjenige eines Fliegenstichs. Und was macht das Pferd, wenn eine Fliege es in der Flanke sticht? Zuerst versucht es, sie mit seinem Schweif zu verjagen. Gelingt ihm das nicht, so schlägt es danach mit dem Hinterbein derjenigen Seite, auf welcher es den Stich empfindet; wird die Fliege auch dadurch noch nicht verscheucht, so sucht sich das Pferd irgend einen festen Gegenstand, eine Mauer, einen Baum, oder dergleichen, gegen welche es sich lehnt oder legt, um das Insect, den Urheber seiner Qual, zu zerdrücken. Wie kann man also verlangen, dass des Pferdes erste Bewegung, wenn man ihm den ersten Spornstich versetzt, nicht die sein sollte, danach zu schlagen, oder zu versuchen, sich gegen die Mauer zu lehnen.

Man sieht also, dass es ein grober Fehler ist, sich des schärferen Sporns zu bedienen, bevor man nicht das Pferd durch den aufeinanderfolgenden Gebrauch von Peitsche, Schenkel, Hacken und stumpfem Sporn daran gewöhnt hat.

Wenn man ein Pferd, welches weder dazu vorbereitet, noch daran gewöhnt ist, spornirt, so begreift es nicht und folgt nicht. Man wiederholt die Spornhülfe, man besteht darauf: aber das Pferd, im Unklaren darüber, was man von ihm will, nimmt nur den Schmerz wahr: da folgt es natürlich seinem Instinct und widersetzt sich. Je häufiger der Spornstich, desto energischer sind – zuerst der Widerstand, dann die Widersetzlichkeit. Ist das Pferd unempfindlich – schlaff, dann legt es sich wohl gegen den Stich, ist es aber lebendig, kräftig, dann setzt es sich sofort heftig zur Wehr. Die ganze Dressur ist in jeder Beziehung verfehlt: ein Pferd wird widerspenstig, das andere wird

wie närrisch, schon wenn man den Schenkel blos nähert. Anstatt etwas gelehrt zu haben, hat man die Erziehung verpfuscht. Bei der Dressur ist es mit allem so: die grosse Schwierigkeit liegt darin, dem Pferde verständlich zu machen, was es unserem Willen nach thun soll. Da man sich einzig und allein an das gute Gedächtniss*) des Pferdes halten kann, so dürfen auch die angewandten Mittel nur einfache und immer nur die gleichen sein.

In der Reitkunst ist der Sporn nur ein Hülfsmittel: Das soll das Pferd zu verstehen lernen; nur bei Widersetzlichkeiten – und auch davon soll das Pferd sich Rechenschaft geben – wird der Sporn ein Strafmittel.**) Viele Leute, welche nur oberflächliche Kenntniss von der Reitkunst haben, bilden sich ein, dass es – anstatt den Sporn dicht hinter den Gurten zu gebrauchen – viel wirksamer sei, wenn der Unterschenkel – von dem fest anliegenden Kniee als Stützpunkt aus – von vorn nach hinten den Sporn in die Flanke des Pferdes stiesse. Nichts wäre fehlerhafter, als

*) Aus demselben Grunde habe ich schon früher gesagt, sollte man sich hüten, von dem Pferde in ein und derselben Unterrichtsstunde zwei oder mehrere verschiedene Dinge zu fordern, welche es verwechseln könnte. Seine Auffassungsgabe ist nur sehr langsam, deshalb muss man sich hüten, es confus zu machen.
J. Fillis.

**) Es kommt häufig vor, dass das Pferd sich gegen den Sporn wirft, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite: in diesem Fall soll der Sporn in wirksamer Weise strafen: Dazu stelle ich mein Pferd in die Bahn und zwinge es durch kräftige Hacken- und Spornstiche mit der Kruppe augenblicklich auf der rebellischen Seite nachzugeben. Hat das Pferd sodann zwei oder drei Wendungen um die Schulter (*Pirouettes*) vollführt, höre ich auf damit und beginne die alte Arbeit wieder an derselben Stelle, wo ich sie unterbrochen hatte. Sollte das Pferd sich nochmals widersetzen, so fange ich wieder damit an, bis es endgiltig nachgiebt.
J. Fillis.

ein solches Anfassen, wobei der Sporn einen ziemlich weiten Weg auf der Flanke zurückzulegen hat. Auf diese Weise käme man dahin, das Thier zu kitzeln und Widersetzlichkeiten erst recht hervorzurufen, ohne mit dem nöthigen Nachdruck einzugreifen, das Pferd vortreiben, und ohne den Widerstand brechen zu können. Je mehr man sich von dem Platz hinter den Gurten entfernt, desto näher kommt man demjenigen, wo das Pferd am kitzlichsten ist. Es ist Thatsache, dass die Pferde dicht hinter den Gurten garnicht, dass sie aber alle in den Flanken kitzlich sind.

Ueberdies kann der Unterschenkel nicht an seiner Stelle bleiben, weil er hin und her geht. Das Resultat davon ist, dass der Sporn ganz unvermittelt – wie ein Schlag – wirkt, anstatt vorbereitet zu sein durch einen richtig angepassten Schenkeldruck.

Schliesslich kann man gar keine Abstufungen hin einlegen in den Sporngebrauch, als solchen, welcher leicht, bestimmt oder grob sein muss, mit der genauen Maassgabe, dass er demjenigen Grad des Widerstandes entspricht, welchen das Pferd den Schenkeln des Reiters entgegensetzt.

Beim Sporngebrauch dicht hinter den Gurten, befindet sich das Knie ein wenig nach aussen gestellt, und zwar so, dass – Fussspitzen und Sporn in einer Richtung – letzterer wie eine Degenspitze treffen kann. Also keine Kratzwunden, keine Risse mehr, keine unbestimmten und schlagenden Spornhülfen mehr, sondern ein Stich, welcher gerade und sicher trifft.

Diejenigen, welche glauben, dass durch ein leicht nach aussen gestelltes Knie der feste Sitz des Reiters beeinträchtigt sei, mögen erfahren, dass die Stelle der bedeutenden Einwirkung des Reiters auf das Pferd –

in der oberhalb der Wade liegenden Unterschenkelparthie ihren Sitz hat, an der inneren Seite der Kniekehle. Daher ist – gerade im Gegentheil – diese Stellung des Unterschenkels während des Sporngebens hinter dem Gurt eine der vortheilhaftesten für den festen Sitz des Reiters.*) Wenn der Reiter sich mit den Knieen zu sehr festklemmt, so zieht er dadurch unwillkürlich auch den Oberschenkel nach oben und hebt sich so ganz von selbst aus dem Sattel, ohne es zu wollen. – Hält man sich aber mit der vorderen Fläche der inneren Kniekehle, so hat man im Gegentheil einen ausgezeichneten Schluss vom Gesäss bis zum Hacken. Andererseits kann man sein Pferd nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung feinfühlich arbeiten, dass die Hacken sich niemals vom Pferde entfernen. Mit einwärts gedrehtem Knie und Fuss sind die Hacken zu weit ab und können deshalb nur ruckweise wirken. Darum: Ohne allmäligen Uebergang, ohne Abstufungen im Sporngebrauch giebt es keine Reitkunst.

Wenn das Pferd den Schenkelhülfen mit Leichtigkeit nachgiebt, lasse ich die Zügel abwechselnd und allmälig in Wirkung treten. Es handelt sich schliesslich darum, dem Pferde eine Kopfstellung nach derjenigen Seite hin zu geben, nach welcher ich es wende. Gleichwohl muss das Wechseln der Kopfstellung sich so unmerklich vollziehen, dass das Pferd es kaum gewahr wird.

Zu Anfang weicht es meinem Schenkel nur dann,

*) Weil alle Anfänger und schlechten Reiter ganz instinktiv diese Stellung annehmen, um möglichst fest zitzen zu bleiben, kann man ihnen auch keine Sporen geben. Uebrigens nimmt bei Widersetzlichkeit des Pferdes ebenso jeder Reiter diese Stellung instinktmässig an. J. Fillis.

wenn ich gleichzeitig den Zügel der selben Seite vermehrt wirken lasse – „einseitliche Hülfen“. Gleich darauf benutze ich zur Erzielung der Kopfstellung den Zügel weniger, damit das Pferd dem Schenkel allein gehorchen lernt; dann lasse ich beide Zügel gleichmässig anstehen, um den Kopf geradeaus zu stellen – „directe Hülfen“. Und schliesslich gelange ich nach und nach dahin, den (dem einen Schenkel) entgegengesetzten Zügel vorherrschend wirken zu lassen. Damit sind wir dann zu den „diagonalen Hülfen“ gelangt.

Die Reihenfolge wird auch hier die gleiche sein müssen, wie früher, als man bei der Arbeit zu Fuss diese Bewegung ausführen liess mit alleiniger Zuhülfenahme der Peitsche; d. h., das Pferd wird schliesslich dahin gebracht, – während der Drehung der Kruppe von links nach rechts – die Nase rechts zu stellen und umgekehrt. In der Arbeit zu Pferde verlange ich hierbei keine ganz vollkommene, seitliche Biegung: eine sehr geringe Kopfstellung nach derselben Seite, nach welcher man die Wendung ausführt, ist genügend.*) Ist dieses Resultat erzielt, so lehre ich dem Pferde die Drehung der Schultern um das Hintertheil als Drehpunkt.**) Das ist die „einfache Pirouette“. *(Pirouette simple.)*

*) Wenn das Pferd den Schenkelhülfen in aller Bequemlichkeit nachgiebt, ist es gut, sie abwechselnd anzuwenden, aber nur andeutungsweise und zum Zweck der willigen Kruppendrehung. Es genügt, dass das Pferd einen oder zwei Tritte macht. Auf diese Weise gelangt der Reiter dahin, die Hinterhand zwischen den Schenkeln hin und her treten zu lassen und diese Thätigkeit der Hinterbeine richtig zu bemessen. Dies ist der Anfang des „Reitergefühls“ *(„Tact équestre“)*. J. Fillis.

**) Diese Arbeit lässt sich nicht gut anders als zu Pferde machen, weil es nöthig ist, das Hintertheil festzuhalten und dabei das Pferd doch vorzutreiben. J. Fillis. (Unsere Wendung auf der Stelle und Hinterhand. v. Z. O.)

Es ist thatsächlich nicht ausreichend, die Hanken geschmeidig zu machen, man muss ausserdem auch den Schultern die grösstmöglichste Beweglichkeit geben. Diese Beweglichkeit ist eine unerlässliche Eigenschaft, welchen Gebrauch man vom Pferde auch machen will.

Wir haben – im Gegensatz zu Maul und Hanken – keine directe Einwirkung auf die Schultern. Um diese in Bewegung zu setzen, geht ihnen der Schwung von der Hinterhand zu, welche ihrerseits durch die Unterschenkel des Reiters dazu angeregt wird; die Richtung giebt ihnen das Maul an, welches von den Zügeln geleitet wird.

Aus Nachstehendem wolle man ersehen, wie man verfahren muss, damit die Pirouette der Schultern um die Hinterhand als Drehpunkt *(pirouette simple)* von links nach rechts zur Ausführung kommt.

Inmitten der Bahn stillhaltend, bringe ich beide Hände nach rechts und nehme Schenkelschluss, um einem Zurücktreten des Pferdes vorzubeugen; der linke Schenkel liegt etwas fester hinter dem Gurt, sodass das Pferd das Hintertheil nicht nach links werfen kann. Meine Trensenzügel wirken in Uebereinstimmung mit meinen Schenkeln: Der rechte Zügel zieht leicht nach rechts, aber nicht nach hinten, und der linke Zügel schiebt die Schulter nach rechts. Der Gebrauch des linken Zügels hat noch eine andere Bestimmung: Wenn das Pferd, nachdem es mit den Schultern nach rechts getreten ist, das Hintertheil nach links hin ausfallen lassen wollte, so würde ein leichter Anzug dieses Zügels dem Schenkel augenblicklich behülflich sein können, um die Kruppe auf ihrer Stelle festzuhalten, und zwar dadurch, dass er den Kopf mehr oder weniger nach

links hin stellt, je nach dem Grade der Abweichung des Hintertheils nach dieser Seite.

Anfangs muss man lieber einen grossen, als einen kleinen Zirkel beschreiben, welch' letzterer ja eben eine wirkliche Pirouette darstellen würde. Dadurch behält man das Pferd am Zügel, und wird es Einem viel leichter, dem Zurückkriechen vorzubeugen, was man – ich kann es nicht oft genug sagen – immer und um jeden Preis vermeiden muss.

Schon darum muss man das Hinter-den-Zügel-Kriechen um jeden Preis verhüten, weil die einfachen Pirouettes *(simples)* (Schultern um Kruppe herum) und die anderen Pirouettes *(Renversée)* (Kruppe um Schultern herum) – (welches ausgezeichnete Uebungen sind, wenn Reiter und Pferd in ihrer Ausbildung weit genug vorgeschritten) – nicht gefahrlos sind, wenn man sie im ersten Stadium der Dressur lehrt.

Blieben bei der *Pirouette renversée* die Schultern unthätig auf der Stelle, so wäre das ein grosser Fehler.

Bliebe bei der gewöhnlichen Pirouette *(simple)* die Hinterhand still auf der Stelle stehen, so wäre das ein ebenso grosser Fehler. Und lässt man das Pferd vorwärts gehen, so haben wir überhaupt keine Pirouette mehr.

Jede Bewegung, welche zu Anfang der Dressur irgend einen Körpertheil des Pferdes in Unthätigkeit liesse, wäre fehlerhaft; denn das vor allem zu erreichende, grosse Ziel ist, dass das Pferd als Ganzes sich uns hingiebt. Anstatt Pirouettes ist es vorzuziehen, Volten auf zwei Hufschlägen zu reiten. Dabei kann man das Pferd immer worwärts in die Hand treiben; weiss man doch, dass die Volte nichts Anderes ist, als eine Pirouette auf grossem Zirkel.

In der *Volte renversée* ist es die Kruppe, welche den grossen Kreis beschreibt; macht das Pferd wider den Willen des Reiters den Zirkel dabei zu gross, so kriecht es zurück. In der *Volte ordinaire* – sind es die Schultern, welche den grossen Kreis beschreiben, und macht dabei das Pferd den Zirkel zu klein, so ist es ebenfalls zurükgekrochen. Um diesen Fehler zu vermeiden, nehme man das Pferd zwischen beide Schenkel, verlange man nur Gesammtbewegungen von ihm und treibe es immer vorwärts.

XIII.
Der Schulschritt
(Pas d'école).

Sobald das Pferd im Schritt gut in die Hand gestellt ist, kann man ihm das, was man unter „Schulschritt" versteht, lehren. Das ist der versammeltere, höhere und tactmässigere Tritt, als der gewöhnliche. Obgleich die Beine in derselben Weise zur Erde kommen, wie im Trabe, so ist es doch kein Trab. Trabritte, mit denen man nur wenig Terrain gewinnt, das ist der Schulschritt.

Um den Schulschritt zu erzielen, muss man viel Schenkel und eine bescheidene Hand anwenden, d. h. sehr viele Gesammtwirkungen dieser beiden Hülfen*) und – indem man den Schritt verkürzt – möglichst wenig Terrain durchschreiten.

Zu grosse Schritte geben den Beweis, dass das Pferd die hohe Versammlung noch nicht angefangen hat, und ohne das giebt es keinen tactmässigen Tritt.

*) Ich verstehe darunter die Gesammthülfe, welche das „Indiehandstellen" herbeiführt, das ist: Vortreiben des Pferdes von den Schenkeln an die Hand und theilweises Zurücknehmen von der Hand zum Schenkel. J. Fillis.

Der Schulschritt ist eine ausgezeichnete, gymnastische Uebung; in dieser wird das Pferd durch die Verbindung beider Reiterhülfen zur vollsten Thätigkeit aller seiner Mittel bestimmt; diese Uebung macht es geschmeidig, giebt ihm ein gefälliges Aussehen, macht es geschickt und setzt es – mit einem Wort – in ein vollendetes Gleichgewicht; sie bereitet es zu allen künstlichen Gängen vor, und besonders zum „Rassembler“, welches durch sich selbst zum „Passagiren“ und zum „Piafiren“ führt.

Ich lehre dem Pferde, in diesem Schulschritt selbst alle Wendungen zu machen, jedoch erst dann, wenn es letztere im gewöhnlichen Schritt mit Leichtigkeit ausführt.

XIV.
Das Zurücktreten (Rückwärtsrichten)
(Reculer).

Um ein Pferd bei der Arbeit zu Fuss zurücktreten zu lassen, nimmt man ihm gewöhnlich den Kopf so hoch als möglich, indem man es zurückstösst: Das ist ein grosser Fehler.

Ganz das Gegentheil muss man machen. Denn, wenn man den Kopf hoch nimmt und zu gleicher Zeit das Pferd nach rückwärts stösst, so überlastet man die Hinterhand, welche gerade entlastet werden sollte, um die Rückwärtsbewegung ausführen zu können.

Gerade die Hinterhand soll sich zuerst in Bewegung setzen. Wenn man dieselbe aber überlastet, so können sich die Hinterbeine vom Boden nicht frei machen, und sollte man auch nur kurze Zeit im Zurückstossen beharren, so schraubt man das Pferd dadurch zusammen und zwingt es unwillkürlich dazu, sich zu bäumen.

Zum Zurücktreten muss man – im Gegentheil – das Gewicht mehr auf die Schultern bringen.

Um das zu erreichen, nehme ich dem Pferde durch kleine Trensenanzüge von oben nach unten*) den Kopf ein wenig herunter.

Dazu stelle ich mich dem Pferde genau gegenüber, erfasse dann mit jeder Hand einen Trensenzügel in der Nähe des Pferdemaules und drücke es nach rückwärts.

Es ist kaum nöthig, besonders darauf hinzuweisen, dass gerade in dieser Stellung das Zurücktreten sehr erleichtert wird; dadurch, dass das Pferd auf der Vorhand ruht, sind die Nieren und Sprunggelenke unbehindert, die Hinterbeine – anstatt rückwärts zu schleifen – werden (ebenso wie die Vorderbeine) mit Leichtigkeit gehoben, und – wenn man nur auf die Trense nach rückwärts drückt – kann sich das Pferd gar nicht gegenstemmen.

Nach den ersten beiden Schritten rückwärts, soll man sich schon zufrieden stellen, das Pferd streicheln und wieder vortreten lassen; dann oft wieder von vorn damit anfangen. Das ist mehr werth, als das Zurücktreten zu lange auszudehnen. Thut man das, so ermüdet man zunächst das Pferd, welches, – da es sich in den Nieren und Sprunggelenken noch nicht losgelassen hat – dieser ihm ganz neuen Arbeit Steifigkeit entgegensetzt; sodann übt man das Gedächtniss des Pferdes um so weniger, je mehr man das Rückwärtstreten andauern lässt; denn man hält das Pferd ja nicht wieder an, um es zu streicheln und ihm verständlich

*) Das ist die einzige Arbeit, wobei ich die Schultern ein wenig belaste und — wohl gemerkt — nur zum Zurücktreten.
J. Fillis.

zu machen, das es recht gethan hat. Und schliesslich kann man sich überzeugt halten, dass jede Arbeit, welche das Thier ermüdet, ihm verleidet wird, wenn es nicht schrittweise dahin gebracht und durch allmälig gesteigerte Biegsamkeits-Uebungen vorbereitet ist.

Ich verlange niemals mehr, als zehn bis zwölf Schritte rückwärts; dann lasse ich das Pferd – indem ich es aber ununterbrochen in der Hand behalte – ebenso viele Schritte vorwärts treten. Desgleichen lasse ich diese ganze Bewegung niemals öfter als drei bis vier Mal hintereinander ausführen.

Es ist selten, dass man das Zurücktreten nicht erreichte durch dieses Mittel, welches mit jener Behutsamkeit angewandt werden muss, die in allen Fällen anzuempfehlen, ich nicht aufhören werde.

Indessen kommt es auch bisweilen vor, dass das Pferd – sei es aus Eigensinn, sei es aus Schmerzempfindung – das Rückwärtstreten verweigert. Ich habe Pferde gesehen, welche allen bekannten Hülfsmitteln widerstanden, – die gewaltsamen nicht ausgenommen, – mit welchen man allerdings unglücklicherweise immer in eine ähnlich üble Lage kommt.

In diesem Falle stelle ich mich gerade vor das Pferd, erfasse mit jeder Hand einen Trensenzügel nahe dem Maul, und trete ihm, indem ich es zurückstosse, einfach auf die Vorderhufe. Ich habe noch kein Pferd angetroffen, welches hierbei nicht nachgegeben hätte.

Wenn das Pferd ohne Steifigkeit, mit tiefer Kopfstellung zurücktritt, lasse ich mir angelegen sein, es dieselbe Bewegung mit mehr und mehr erhobenem Kopfe machen zu lassen. Dazu stelle ich mich an die Schulter des Pferdes und zäume es während des Zurücktretens bei. Ich befleissige mich natürlich,

ein recht freies Zurücktreten zu erreichen, wobei das Pferd allerdings immer am Zügel bleiben muss.

Tritt das Pferd zu schnell zurück, um sich der Stellung (Beizäumung) zu entziehen, ziehe ich mit der Trense nach vorn, um das schnelle Zurücktreten zu mässigen. So entsteht dann das normale Zurücktreten, wozu die vorausgehende Arbeit nur die Vorbereitung bildete. Es versteht sich von selbst, dass ich nicht nöthig habe, den Pferdekopf herabzunehmen, noch dem Pferde auf die Hüfe zu treten, wenn ich dasselbe bereit finde, unter richtiger, directer Biegung ohne Weiteres zurückzutreten. Das Herunternehmen des Pferdekopfes ist eben nur von Nutzen, um das Zurückkriechen hinter den Zügel zu vermeiden. Dieses müsste ich doch wenigstens schon kommen sehen, um zu solchen Mitteln zu greifen.

Erst, wenn das Pferd an der Hand willig und in directer Biegung zurücktritt, beginne ich zu Pferde damit, von ihm dieselbe Arbeit zu fordern.

Zu Pferde wirke ich nicht mit Gewalt auf die Vorhand ein. Es ist geradezu gefährlich, gewaltsame Anzüge zu machen; denn dadurch wirft man das Gewicht zu sehr auf die Hinterhand und führt – beinahe gezwungenermaassen – das Zurückkriechen und schliesslich Bäumen herbei. Zu Pferde fange ich deshalh das Zurücktreten auch niemals früher an, bevor ich nicht sicher bin, dass das Pferd beim Anlegen der Schenkel frei vorzutreten beabsichtigt; denn nur so kann ich die Hinterhand nach meinem Belieben in Bewegung setzen, und gerade diese ist es, durch welche ich das Zurücktreten einleiten muss. Nur ganz leicht bediene ich mich der Kandarenzügel zu dem Versuch, das Pferd zur Beizäumung zu veranlassen, nachdem

ich es vorher angehalten habe. Dann nehme ich meinen linken Hacken heran. Das Pferd – schon ziemlich schenkelgehorsam – wird sogleich das linke Hinterbein heben, als wolle es einen Schritt zur Seite machen; denn es hat doch bereits gelernt, dem Sporn nachzugeben. In diesem Augenblick nun mache ich mit dem rechten Trensenzügel einen leichten Anzug von vorn nach hinten, nicht etwa seitwärts, wodurch der Kopf des Pferdes ja eine abweichende Stellung bekommen würde. Der linke Hinterfuss, welcher nun schon in der Luft ist, wird sich also nothwendigerweise hinter das rechte Hinterbein in dem Augenblicke stellen müssen, in welchem der rechte Trensenzügel die rechte Schulter zurückweichen lässt. Dann nehme ich meinen rechten Hacken heran. In dem Augenblicke, in welchem das Pferd hierauf eingeht, d. h. also, wenn es das rechte Hinterbein erhebt, um einen Schritt seitwärts zu machen – diesen Moment nehme ich wahr, um mit dem linken Trensenzügel einen Anzug von vorn nach hinten zu geben. Die Folge hiervon wird sein, dass das rechte Hinterbein sich nothwendigerweise hinter das linke stellen muss, und zwar in jenem Augenblick, in welchem der linke Trensenzügel die linke Schulter zurücknimmt. In dieser Weise habe ich dann zwei Tritte rückwärts vollführt. Ich stelle mich damit zufrieden und beeile mich, mein Pferd zu liebkosen, um ihm zu zeigen, dass es richtig gehandelt hat.

Hat man zwei Tritte erreicht, so ist alles Andere Kinderspiel. Indem man dem Pferde öfter zwei, dann vielleicht vier Tritte rückwärts abfordert, wird es mit Leichtigkeit zum Zurücktreten gebracht.

Beim Beginn der Uebung zum Zurücktreten gebrauche ich die Sporen nicht, um das Pferd nicht zu

erregen, es sei denn, dass es sehr gelassen und wenig empfindlich gegen meine Schenkelhülfe wäre.

Ich habe soeben die Art und Weise beschrieben, wie man sich zu Anfang benehmen soll, um das Zurücktreten zu erreichen. Hieraus soll man aber nicht etwa den Schluss ziehen, mit derartigen wechselnden Schenkelhülfen immer fortfahren zu dürfen: das würde thatsächlich ein Hin- und Herschwanken des Pferdes von rechts nach links (oder umgekehrt v. Z. O.) herbeiführen, und das würde ein Fehler sein; denn während des Zurücktretens soll das Pferd ebenso auf der geraden Linie bleiben, wie beim Vorwärtsgehen. Wenn das Pferd begriffen und seine ersten Rückwärtstritte ohne Zwang ausgeführt hat, muss man sich beider Zügel und beider Schenkel bedienen. Damit wird das Zurücktreten dann richtig, und sollten die Hinterbeine dennoch die Neigung zeigen, von der geraden Linie abzuweichen, so sind sie leicht dadurch davon abzuhalten, dass man den Schenkel an derjenigen Seite etwas stärker wirken lässt, nach welcher die Kruppe ausfallen will.

Wenn ich sage, dass ich mich des einen oder des anderen Zügels oder Schenkels bediene, so will ich damit nur ausdrücken, dass der Zügel oder Schenkel dort wirken soll, wo ich vermehrte Thätigkeit erzielen will. Bei aller und jeder Arbeit sollen die Zügel nur leicht anstehen, ebenso wie die Schenkel immer leicht anliegen müssen. Hände und Schenkel müssen sich ununterbrochen gegenseitig unterstützen.

Gewiss kann ein Pferd auch ohne Anwendung der diagonalen Hülfen (Zügel- einerseits, Schenkelhülfe andererseits v. Z. O.) zurücktreten, gewiss kann ein Reiter, welcher keine meiner soeben entwickelten Grundsätze befolgt, ein Pferd dazu zwingen, aber niemals wird er dann

dahin gelangen, sein Pferd dabei am Zügel *(dans la main)*, dessen Kopf so hoch zu haben, als ginge es vorwärts; niemals würden die Hinterbeine sich dabei eben so hoch von der Erde erheben, wie die Vorderbeine, und vor allem: die Hinterbeine würden über die Senkrechte (vom Sitzbein zur Hacke an der Hintersehne entlang gezogen gedacht) nicht hinaustreten.*) Halte man sich also wohl davon überzeugt, dass bei den Rückwärtsbewegungen alle diese meine Vorschriften unerlässlich sind.

XV.
Das Beizäumen
(Le ramener),
Die leichte Versammlung (das Indiehandstellen)
(La mise en main),
Die hohe Versammlung, der Reitertact
(Le rassembler, Le tact équestre).

Bevor wir weiter gehen, lassen Sie uns die bisher erzielten Resultate noch einmal kurz zusammenfassen: Das Pferd schreitet beim Anlegen der Schenkel ganz frei vorwärts, stellt sich richtig in den Kinnladen auf gerader Linie und seitlich, bleibt schön in der Hand, folgt jedem Schenkeldruck sofort, vollführt mit Leichtigkeit die Wendungen auf Vor- und Hinterhand und geht schliesslich im Vorwärtsschreiten auf alle Directionsveränderungen willig ein.

Nicht zu vergessen, dass ich während der ganzen Zeit, in welcher ich mein Pferd den verschiedenartigsten Durchlässigkeitsübungen bei der Arbeit zu Fuss unter-

*) Wenn diese Bedingung nicht erfüllt wird, so haben wir eben das Zurückkriechen hinter den Zügel. J. Fillis.

worfen habe, abwechselnd nebenher immer dieselbe Arbeit **zu Pferde** habe thun lassen, dabei aber in den Gesammtwirkungen nur darnach trachtend, dass die zu Fuss erzielten Resultate befestigt und verbessert wurden.

Was die Arbeit der Biegungen und des Indiehandstellens – zu Pferde natürlich – anlangt, so muss ich zu bedenken geben, dass es leichter ist, den Schwung zu benutzen, als ihn herzustellen. Ich verstehe darunter, dass ich, wenn ich im Schritt bin, zweierlei zu thun habe:

1. Mir den Schwung mit den Schenkeln zu verschaffen und dann erst

2. das Pferd in die directe oder seitliche Stellung hineinzutreiben.

Befinde ich mich hingegen am Schluss eines Trabs oder Galopps, so bin ich ja schon in völliger Abschwungsthätigkeit und muss durch die richtige Finger-(Faust-)haltung (zur directen und seitlichen Stellung) nur bestrebt sein, dass mein Pferd in der Haltung bleibt, indem ich die Schenkel herannehme. Hierbei ist die Gefahr des Zurück- und Hinterdenzügel-Kriechens gleich Null, und gerade dies ist der Augenblick, in welchem das Pferd sehr gern an die Hand herangeht.*)

*) Es ist dies auch eine ausgezeichnete Uebung, dass man — wenn das Pferd den diagonalen Hülfen widersteht — den Trab oder Galopp mit scharfer, seitlicher Stellung mit kräftigem, entgegengesetztem Schenkel — in dem Augenblick beendet, in welchem die Hinterbeine zu starkem Abschwung ausholen. Was die directe Biegung anlangt, so macht sich diese auf ganz natürliche Weise, wenn man zum Anhalten den richtigen Zeitpunkt wählt, d. h., wenn das Pferd sich im Abschwung befindet zwischen Schenkel und Hand — (beide Schenkel heran). J. Fillis.

Ich komme jetzt zum „Beizäumen", zum „Indiehandstellen" (leichten Versammeln) und zur „hohen Versammlung".

Eigentlich gehört – während die ersten beiden Uebungen zur Campagnereiterei rechnen – die „hohe Versammlung" ausschliesslich der hohen Schule an. Man wird wohl verzeihen, wenn ich schon von jetzt ab die hohe „Versammlung" behandele, welche die beiden anderen Uebungen in sich schliesst, von denen zunächst das „Beizäumen" und dann das "Indiehandstellen" jedoch nur der Anfang sind.

Das Wort „beizäumen", welches Baucher entlehnt st, bedeutet in Wirklichkeit nichts Anderes, als „Biegung auf grader Linie" (*Flexion directe)*.

Das „Beizäumen" ist der Anfang des „Indiehandstellens": Dasjenige Pferd, welches aufgerichtet ist, den Kopf fast senkrecht trägt, welches sein Gebiss annimmt und es auch wieder unter dem Fingerspiel des Reiters loslässt, – ist beigezäumt. Aber damit ist es noch nicht durchlässig, weil noch der Schwung fehlt. Die erziehlte Wirkung ist zur Zeit noch lokalisirt im Maul und oberen Halse: sie ist doch nur theilweise vorhanden und das allgemeine Gleichgewicht ist noch unvollkommen. Dies ist allerdings der Weg zum vollkommenen Gleichgewicht, es ist die erste Staffel dazu, während das „Indiehandstellen" die zweite, und die „hohe Versammlung" die letzte ist.

Ich muss gestehen, dass ich diesen Ausdruck nur aus Achtung vor dem Ansehen Baucher's beibehalten habe, welcher auf der Stelle arbeitend – das Beizäumen vornahm. während ich die directe Biegung nur in der Vorwärtsbewegung zu erreichen suche, welche mir das „Indiehandstellen" ohne Weiteres einbringt.

Ich unterdrücke deshalb in meinem Wortschatz den Ausdruck „beizäumen“, welcher – hier eine Thätigkeit von vorn nach hinten bezeichnend – geradezu im Widerspruch zu meiner ganzen Reiterei steht.*) Ich kann die directe Biegung (Beizäumung) nur so verstehen, dass der Zügelhülfe die vortreibenden, sie unterstützenden und vervollkommnenden Schenkelhülfen vorausgehen.

Ebenso, wie die Hand „nachgeben“ und „annehmen“ soll, so sollen auch die Schenkel gleichzeitig mit dieser nehmen und geben: d. h., – wie gesagt – gleichzeitig und ausserdem in Uebereinstimmung.

So kommt dann Einklang in die Bewegungen.

Wenn die Hände dann noch immer weiter nachgeben, wenn die Schenkel ihre vortreibende Wirkung fortsetzen, so kommt das Pferd dadurch, dass der von den Schenkeln hervorgebrachte Schwung von der Hand nicht aufgenommen wird – vor den Zügel. Macht aber die Hand ihre Anzüge, ohne dass die Schenkel ihr den Schwung zur Empfangnahme zuführen, so überzäumt sich entweder das Pferd, oder setzt gar das Maul auf die Brust, weil die Sprunggelenke bis über die Senkrechte hinaus zurückgeschleudert sind.

Der Begriff von „Annehmen und Nachgeben“, – so wie ich ihn bei Besprechung der directen Beizäumung erklärt habe – lässt sich also eben so gut auf

*) Ein kaltblütiges Pferd, welches sich nicht an die Hand stellt, welches auf die Schenkelhülfe nur mangelhaft eingeht, könnte man wohl als „beigezäumt“ betrachten, wenn der ganze Hals schon vom Widerrüst an, nach Baucher's Art, nach unten sich abwölbte, aber niemals kann diese Art der Beizäumung zum Gleichgewicht führen, im Gegentheil, sie zerstört dasselbe. Niemals wird diese Art der Beizäumung das „Indiehandstellen“ herbeiführen. J. Fillis.

die Thätigkeit der Schenkel, als auf diejenige der Hände anwenden. Hände und Schenkel sollen immer – und zwar im Hinblick auf das zu erzielende Resultat – in ausgesprochener Uebereinstimmung bleiben. Durch diese Verbindung der wechselseitigen Hülfe von Schenkel und Hand, welche gemeinschaftlich wirken, nähert man sich dem „Indiehandstellen" zunächst, und erreicht es dann bald vollständig.

Das „Indiehandstellen" (eine vortreffliche Bezeichnung aus der alten Schule) ist abhängig vom Gleichgewicht im Schwung, welches erzielt und erhalten wird durch die von der Schenkelthätigkeit hervorgebrachte und von der Hinterhand zur Vorhand getriebene directe Beizäumung.

Hier sind wir denn nun inmitten der Bedingungen für die höhere Reitkunst angelangt. Die unter den Schwerpunkt gebrachte Hinterhand treibt das Gleichgewicht förmlich vor sich her und behält es durch die Aufrichtung des Halses bei.*) Der ganze Schwung der Masse (von Reiter und Pferd v. Z. O.) endigt am Gebiss, d. h. an dem einen Ende des Hebelarms, (dessen Beweglichkeit – von vorn nach hinten, und von hinten nach vorn sich kreuzend – nicht aufhört), von wo ihrerseits die Hand des Reiters wieder der Hinterhand so viel davon zurückgiebt, als zur Erhaltung des Gleichgewichts nothwendig ist.**) Durch einen neuen Abschwung treibt dann die Hinterhand die Masse aber-

*) Die Hinterhand unter dem Schwerpunkt ist gleichbedeutend mit: „Hinterhand tief!" und als Folge hiervon: „Vorhand hoch!" J. Fillis.

**) Der grössere Theil des Schwunges hat natürlich darin seine Verwendung gefunden, dass das Pferd überhaupt vorwärts kommt. J. Fillis.

mals vor, und so fort. So ist das Pferd nun wirklich in der Hand.*) Ich füge noch hinzu, dass nach meinem Geschmack das Pferd zugleich auch „auf die Hand“ gehen müsste.

Ein Pferd ist „auf der Hand“, wenn es – immer beigezäumt – von Zeit zu Zeit mit dem Gebiss Fühlung nimmt, um so in fortwährender Verbindung mit der Hand

*) Es ist der Glaube verbreitet, dass ein Pferd, welches mit den Zähnen ein knackendes Geräusch hervorbringt, als ob es Nüsse knackte, *(casse la noisette)* gut in der Hand wäre; das ist ein Irrthum.

Ein Pferd, von welchem man glauben könnte, es knacke Nüsse, ist ein solches, welches fortwährend mit den Zähnen ein knackendes Geräusch hören lässt, gleichgültig dabei, in welcher Stellung; gewöhnlich geschieht es aber in der Aufrichtung. So ein Pferd ist zwar „leicht“ in der Hand, das ist wahr, aber, „in der Hand“ ist es nicht; dazu müsste es dem Fingerspiel des Reiters gehorchen. Das ist aber nur möglich, wenn es das Gebiss loslässt. Also überlässt sich ein Pferd, welches derartig mit den Zähnen knackt, einer natürlichen zwar, aber fehlerhaften Angewohnheit, ohne dabei jemals das Gebiss loszulassen. Richtig ist es allerdings, dass die Maulthätigkeit welche durch diese üble Angewohnheit hervorgebracht wird, den Beweis für losgelassene Kinnladen liefert. Das Pferd ist dabei auch immer „leicht“ in der Hand. Wie kann man aber behaupten, dass ein Pferd, welches mit den Zähnen knackt, überhaupt in gutem Gleichgewicht wäre! Für jeden Dienst der Campagnereiterei ist so ein Pferd ausreichend feinfühlig im Maul, wenn man aber von ihm die hohe Schule verlangt, so ist es unerlässlich, dass das Pferd sein Gebiss annimmt und jedesmal wieder loslässt, wenn der Reiter es fordert, d. h., wenn er es sich „in die Hand“ stellt. Deshalb muss man das Pferd diese schlechte Angewohnheit unbedingt ablegen lassen durch gesteigertes Abbiegen bis zur völligen Besserung, so wird man nach und nach zum Loslassen des Gebisses kommen und wird sich das Pferd in die Hand stellen.

Ich bitte, dass man seinem Gedächtnisse folgenden wichtigen Unterschied einprägt: „Knackt“ es, so verfügt das Pferd über sein inneres Maul, ist es aber in der Hand, so steht das innere Maul zur Verfügung des Reiters. J. Fillis.

des Reiters zu bleiben,*) kurz ein Pferd „geht auf die Hand an", wenn der durch die Schenkel vermittelte Schwung die Sprunggelenke mit aller Entschiedenheit unter den Schwerpunkt bringt und so das Pferd frischweg auf das Gebiss treibt. Das ist aber nur bei dem Höhepunkt *(maximum)* des Indiehandgestelltseins möglich, und das ist eben die „hohe Versammelung" *(le rassembler)*. Die Zügel dürfen uur leicht anstehen, um den Schwung von hinten nach vorn durchzulassen, müssen aber auch wieder genügend angespannt sein, um die Verbindung zwischen Gebiss und Hand aufrecht und das Gefühl festzuhalten, dass man, wenn der freie Schwung von hinten auf die Hand kommt, von diesem so viel entgegennehmen kann, als man haben will *(à son gré)*.

Da das Pferd hierbei nothwendigerweise hoch aufgerichtet ist, und da das Pferd hierbei hoch mit den Beinen herauskommt, so kann man wohl mit Fug und Recht sagen: „Das Pferd geht auf die Hand an"! *(remonte sur la main)*.

Jetzt wird man auch verstehen, was es heisst, wenn man sagt: Das Pferd sei „zwischen Schenkel und Zügel", denn die Schenkel und Hände sind es ja, welche ununterbrochen sich gegenseitig den Schwung zutreiben, auf diese Weise das Gfeichgewicht erhalten und dabei doch immer nach vorwärts Terrain gewinnen lassen.

*) Dasjenige Pferd, welches in die Hand stösst, ist nicht „auf der Hand", sondern „vor der Hand". Wenn das Pferd, welches „auf der Hand ist", — versucht, in die Hand zu stossen, und vor die Hand zu kommen, — so hält Baucher an, stellt das Pferd wieder zusammen und reitet dann erst weiter.

Ich hingegen treibe das Pferd mit energischem Schenkeldruck — selbst auf die Gefahr hin, Verwirrung anzurichten — vorwärts und erreiche, dass es durch den Schwung von hinten wieder in die Hand getrieben wird. J. Fillis.

Das Schulpferd ist aber völlig „zwischen Hand und Schenkel eingeschlossen“ (*renfermé)*, das Reitpferd hingegen „vor den Schenkeln“ und „auf der Hand“ in dem Sinne, dass es – bei freien Gängen – sich einen leichten Stützpunkt auf dem Gebiss nehmen muss.

Dasjenige Pferd, welches auf die Schenkelhülfe nicht vorwärts kommt, ist „hinter den Schenkeln“: Sein Gewicht ruht zu sehr auf der Hinterhand; mit anderen Worten: Es ist in sich zusammengekrochen *(il est acculé)*.

Es sind nicht alle Pferde im Stande, die „hohe Versammlung“ herzugeben oder zu ertragen; (ein Ausdruck für die höchste Anforderung des „Indiehandstellens“) aber alle Pferde können durch ein gutes Gleichgewicht in die Hand gestellt werden, und alle müssen dem unterworfen und daran gewöhnt werden, gleichgültig zu welchem Dienst man sie bestimmt hat.

Das Reitpferd, Jagdpferd, das Soldatenpferd und selbst das Wagenpferd gewinnen nur durch das „Indiehandstellen“ eine gute Haltung, d. h. ein gerades und horizontales Gleichgewicht.*)

Man glaubt, das der Hauptzweck des „Indiehandstellens“ der wäre, dem Pferde ein stattliches Aussehen zu geben: Zweifellos erhöht es dessen Werth, aber das ist des „Indiehandstellens“ geringerer Vorzug. Der Hauptzweck vielmehr ist das durch „In-

*) Unter geradem, „horizentalem“ Gleichgewicht verstehe ich ein solches, wie es gewöhnliche Reitpferde annehmen, dasselbe liegt zwischen dem Gleichgewicht des Rennpferdes, welches auf der Vorhand geht, und zwischen dem Gleichgewicht des Schulpferdes, welches sich mehr auf der Hinterhand trägt.

J. Fillis.

diehandstellen“ hervorgebrachte Gleichgewicht, welches dem Pferde Gewandheit d. h., diejenige Leichtigkeit giebt, in allen Gangarten jede beabsichtigte Bewegung ohne Anstrengung und Ermüdung sofort auszuführen. Ausserdem sichert dieses Gleichgewicht dem Pferde eine lange, körperliche Frische trotz mühseliger Arbeit; denn jedem Körpertheil des Pferdes wird nur derjenige Kraftaufwand zugetheilt, welcher ihm naturgemäss zukommt. In dieser Weise vermeidet man den vorzeitigen Verbrauch des Pferdes; denn keines seiner Organe wird überlastet oder übermässig angestrengt.

Wenn das Soldatenpferd gleich bei Beginn der Dressur in ausreichender Weisse nachgiebig und biegsam gemacht wäre, wenn der Kavallerist, welcher es reitet, den richtigen Begriff von dem reitermässigen Gleichgewicht hätte und verstünde, davon im richtigen Augenblick Gebrauch zu machen, würde die Kavallerie dadurch in ihrer äusserlichen Erscheinung, in ihrer Dauerhaftigkeit und an innerem Werth nur gewinnen. Der Reiter würde zu sich und seinem Pferde Vertrauen haben, würde ungezwungener, geschickter und umsichtiger sein. Das Pferd aber würde länger aushalten und ausdauern; ihm selbst und dem Staatshaushalt würde Erleichterung verschafft werden.

Man soll aber durchaus nicht glauben, dass das „Indiehandstellen“ unausgesetzt und ununterbrochen in Anwendung kommen müsste. Man soll mir nicht nachsagen, dass ich etwa die Anforderung stellte, man müsse beim Spazierenreiten, im Jagdfelde, auf dem Marsch oder in der Attaque sein Pferd während der ganzen Zeit zusammengestellt lassen. Weit entfernt davon! Ich bin vielmehr ein entschiedener Feind von langer andauernder Zusammenstellung und noch mehr von

einer ununterbrochenen. Ich behaupte nur, dass man es verstehen und in seiner Gewalt haben muss, sein Pferd bei allen Gelegenheiten, in allen Gangarten sich in die Hand stellen zu können, dass man dies aber nur von Zeit zu Zeit und in gewissen Fällen thun darf. Das ist allerdings in schwierigen Momenten durchaus nöthig, z. B. wenn man Widersetzlichkeit von Seiten des Pferdes zu gewärtigen hat, oder besonders, wenn dasselbe aus Müdigkeit, aus Schlaffheit oder aus irgend einem anderen Grunde sich gehen lässt, anstösst und aus dem Gleichgewicht kommt. Die leichte Versammlung stellt unvermeidlich das Gleichgewicht wieder her. Das gerade ist ihr grosser Nutzen, ihre – in jeder Beziehung – wohlthätige Wirkung.

In dieser Weise, wie gesagt, können alle Pferde leicht zusammengestellt werden, aber nur wenige sind so vollkommen gebaut, dass man sie der „hohen Versammlung“ aussetzen dürfte.

Was versteht man denn eigentlich unter „hoher Versammlung“ *(rassembler)*? Das ist der höchste Grad der Zusammenstellung, das ist das vollkommene Gleichgewicht des Pferdes im Gange, in allen seinen Bewegungen. Das ist die vollkommenste Zusammenstellung eines gut durchgebogenen Pferdes: selbst die Rippen, Rückenwirbel, Hanken und Sprunggelenke sind biegsam; die letzteren treiben das ganze Pferd mit grosser Kraft vorwärts; die freigemachten Schultern sind unbehindert und greifen weit aus; der Hals ist hoch aufgerichtet, und im Maul giebt das Pferd dem Fingerspiel mit Leichtigkeit nach; alle Körpertheile des Pferdes – in Thätigkeit gesetzt und willenskräftig *(entreprenantes)* – beeifern sich, ein energisches, harmonisches und ungezwungenes Ganze zu bilden. Das Gleich-

gewicht ist zugleich so vollkommen und so verlegbar *(instable)*, dass der Reiter deutlich fühlt, wie er – schon auf die leiseste Andeutung seines Willens hin – sein Pferd völlig beherrscht. Beide schweben sozusagen in der Luft, sind bereit, davon zu fliegen.

Wie gelangt man aber dahin, die Zusammenstellung derartig zu vervollkommnen, so geläutert – bis auf den Standpunkt dieses idealen Gleichgewichts zu bringen? Wenn man die Handgriffe zur leichten Versammlung, und wenn man die vortreibende und die zurückgebende Kräfteentfaltung von den Schenkeln zu den Händen, und von den Händen zu den Schenkeln – richtig verstanden hat – wird man sich erinnern, dass die Hand von dem erhaltenen Schwung so viel durchlässt, als zum Vorwärtskommen des ganzen Pferdes nothwendig ist, und nur so viel an die Hinterhand zurückgiebt, als diese zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts braucht. Dies ist aber nur durch eine sehr geschickte Fingerfertigkeit, durch ein unaufhörliches Fingerspiel zu erreichen und demjenigen auf dem Klavier zu vergleichen, was Feinheit und Schnelligkeit anbetrifft. Wie stellt sich nun das Verhältniss der Kraftmenge dar, welche die Hand nach vorwärts durchlässt, und welche sie zurückhält? Das ist eben die Frage! Darin besteht eben der Reitertact, mit einer absoluten Genauigkeit bei jedem Tritt durch richtige Berechnung der Hülfen die Kraftmenge derartig zu bemessen, dass im Höhepunkt des Abschwungs die Hinterhand von der hingegebenen Kraft nur gerade so viel zurückerhält, als sie zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts braucht. Halten die Finger mit unzureichender Entschiedenheit *(pas assez de décision)* gegen, so wird der Schwerpunkt ein wenig zu weit nach vorn verrückt, und das Pferd ist versucht,

über die richtige Anlehnung an die Hand *(au delà de la main)* hinauszugehen. Halten indess die Finger mit zu viel Kraft gegen, so ist der Schwerpunkt ein wenig zu weit nach hinten verlegt, und die Hinterhand wird zu niedrig *(le hauches sont trop assises)* und die Sprunggelenke entfernen sich zu weit vom Schwerpunkt. In beiden Fällen ist von hoher Versammlung keine Rede mehr. Die Finger müssen eben mit absoluter Genauigkeit die Vertheilung des Schwungs vornehmen.*) Und diese schwierige Aufgabe stellt sich uns mit jedem Tritt entgegen, welcher natürlich weder mit dem vorangegangenen, noch mit dem nachfolgenden identisch ist. Das ist eben die Feinheit alles Feinen der Reitkunst. Dennoch gelangt man durch gründliche Arbeit

*) Für denjenigen Reiter, welcher sein Pferd gut fühlt, d. h. dann fühlt, wenn die vollkommene hohe Versammlung erzielt ist, ist die Uebereinstimmung, die Verbindung zwischen Reiter und Pferd derartig, dass die Kraft des Abschwungs und die gesammten Hülfen des Reiters sich fortpflanzen und von einem zum anderen sich übertragen ohne Stockung *(transition)* oder Unterbrechung.

Der Abschwung und die Reiterhülfen, die in ihrer Gesammtwirkung einen förmlichen Kreislauf beschreiben vom Reiter zum Pferde, und vom Pferde zum Reiter zurück — sind wie ein Gummiball: der Sporn nimmt, so zu sagen, diesen Gummiball bei den Hinterfesseln des Pferdes auf und erhebt ihn bis zum Hacken des Reiters, von dort — durch den Sitz des Reiters hindurch — steigt er weiter auf zum Widerrüst, folgt dem obern Halskamme bis zum höchsten Punkt, gelangt zum Genick und fällt ins Pferdemaul, wo die Hände ihn auffangen, und — indem sie ihn auf der unteren Halsseite fortrollen lassen, — zu seinem Ausgangspunkt zurückführen, wo er von den Schenkeln wiederum aufgenommen wird. Ein solcher Kreislauf *(circouit)* ist es doch für den Ball, so lange man das Pferd in der hohen Versammlung erhält. Jedoch müsste man — damit dieser Vergleich auch wirklich zutreffend ist — eigentlich sagen: ein grosser Ballon ist's, der — von den Schenkeln abgeschnellt — zum Pferdemaul gelangt, und ein Kügelchen ist's das von dort zurückkommt. J. Fillis.

und Beharrlichkeit dahin, eine Zusammenstellung des Pferdes zu erreichen, welche sich der „hohen Versammlung“ nähert, oder – hin und wieder – selbst schon eine solche ist. Eine solche hohe Versammlung durch einen geschickten Gebrauch der Finger aber ununterbrochen aufrecht zu erhalten, das ist nur sehr wenigen Reitern gegeben.*)

Reite ich selbst doch schon fünfzig Jahre und bin doch erst seit zehn Jahren im Stande, eine richtige „hohe Versammlung“ beim Pferde zu erreichen. Zwar ist es wahr, das ich lange Zeit hindurch nach den in einelnen Fällen genauen Lehren Baucher's arbeitete, aber Thatsache bleibt es doch, dass ich während

*) Es ist ganz unmöglich, eine richtige, „hohe Versammlung“ zu erreichen und beizubehalten, wenn das Pferd während der ganzen Dressur nicht unaufhörlich auf gerader Linie gehalten wird.

Wenn man nicht erreicht, das Thier mit seinem ganzen Körper *(tout l'ensemble)* auf dieser geraden Linie zu erhalten, welche oben am Genick beginnt und am Schweif endigt — so kann und wird sich das Pferd dieser hohen Versammlung entziehen. Welcher Körpertheil des Pferdes auch von der Geraden abweichen mag — gleichgültig, ob es die Hanken, Schultern oder das Pferdemaul sind, die — anstatt auf gerader Linie nachzugeben — seitlich ausweichen: das Resultat davon wird sein, dass dem Schwunge entgegengearbeitet wird, und ohne vollen Abschwung giebt es eben keine hohe Versammlung.

Der Reitertact wird erst dann offenkundig, wenn man fühlen gelernt hat, ob das Pferd sich auf gerader Linie hält. Sobald sich die geringste Abweichung von der Geraden bemerklich macht, werfen die Schenkel sich die Hinterhand gegenseitig zu, während die Zügelhülfen (welche doch mit den Schenkelhülfen eins sind) die Vorhand wieder geradeausstellen. Dies ist der wahre Augenblick, in welchem der Reiter (durch die mehr oder minder feine Wahrnehmung der sich folgenden Stellungen der Vor- und Hinterhand, bis das Pferd wirklich auf gerader Linie ist) sein Pferd wirklich fühlen und die Bedeutung des Reitertacts erkennen kann.

J. Fillis.

langer Jahre stets gefühlt habe, wie mir die wirklich hohe Versammlung – sei es nach vorn oder nach hinten – durch die falsche Lage des Schwerpunkts entging. Es bedurfte einzig und allein noch der Verfeinerung meines Reitertacts, und in Folge dessen meiner Hülfen, um zu der vollkommensten hohen Versammlung zu gelangen, und um diese auch im höchsten Schwunge festzuhalten.

Aber damit ist's noch nicht genug: es sollte wohl eigentlich nur Bewegungen auf gerader Linie geben, aber es giebt noch seitliche und drehende Bewegungen. Bei solchen tritt dann immer ein Schenkel mehr als der andere in Wirkung, und unter diesen Umständen ist der Schwung, der zum Gebiss gelangt, nicht mehr gleichmässig auf beide Hände vertheilt: z. B. kann dadurch der rechte Schenkel mehr den Schwung nach der linken Hand abgeben, und umgekehrt. Es ist doch – um z. B. das Gleichgewicht auch bei der Wendung nach links aufrecht zu erhalten – nothwendig, dass die linke Hand (dabei immer im Einklang mit der rechten Hand) dem Schwerpunkt eine grössere Menge Kraft zurückgeben muss, welche um so schwieriger zu bemessen ist, als dieser selben Hand unter Aufrechterhaltung der hohen Versammlung auch die Aufgabe zufällt, eine Wendung (nach links) einzuleiten und zu regeln.*)

Wenn man jetzt auch noch bedenkt, dass bei jeder Arbeit in der Reitkunst das Pferd entweder vorwärts

*) Die Schwierigkeit ist so gross, dass selbst Baucher eingesteht, wie ihm die Durchlässigkeit (*légèreté*) des Schwunges [Lesen Sie das „*Rassemblér*"!] bei den Wendungen verloren gegangen sei. Der Fehler lag weniger am Reiter, als an der schlechten Stellung des Halses, welche ich schon angedeutet habe. J. Fillis.

geht, oder sich verhält und beständig versucht, nach rechts oder nach links mit den Hanken oder Schultern auszuweichen, so sieht man, dass es sich – um das vollkommene Gleichgewicht auch in der Bewegung festzuhalten – um nichts Geringeres handelt, als diejenigen Bewegungen, welche das Pferd ausführt, und diejenigen, welche es vorbereitet, gleichzeitig wahrnehmen zu müssen, um sie in Einklang zu bringen durch Gleichzeitigkeit der Hülfen, und um so das erstrebte, ideale Gleichgewicht daraus hervorgehen zu lassen.

Ich sagte soeben bezüglich der hohen Versammlung in der Bewegung auf gerader Linie: „Das ist die Feinheit alles Feinen der Reitkunst!" Ja, die unaufhörliche hohe Versammlung nicht nur während der seitlich-ausweichenden und drehenden Bewegungen des Pferdes, sondern die hohe Versammlung in allen Bewegungen, (in welcher Verbindung sie sich auch zeigen mögen) – das ist die äusserste Kunstfertigkeit! *(raffinement)*. Das ist der Vollbesitz des Idealen!

Dann sind in der That zwei Lebewesen (Reiter und Pferd v. Z. O.) in völliger Uebereinstimmung. Der Reiter ist förmlich in seinem Pferde so ganz aufgegangen, die Wahrnehmung der Eindrücke, welche das Pferd empfindet, gelangt so unmittelbar und so überraschend schnell bis zum Gehirn des Reiters, jede Thätigkeit desselben entspricht so sicher und genau der übereinstimmenden Thätigkeit des Pferdes, – dass dieses darauf rechnet – entgegenkommt und sich augenblicklich damit in Uebereinstimmung setzt. Von da ab hat das Pferd in Wirklichkeit nur Reflexbewegungen*) *(que de actions réflexes)*: es giebt nur noch ein Gehirn: das des

*) Das ist die Nerventhätigkeit ohne Gehirnthätigkeit.
J. Fillis.

Reiters. Ich hatte also wohl recht, zu behaupten, dass dieses das erträumte Ideal wäre.

Wie man aber zu diesem feinen Gefühl gelangt, zu dieser Feinfühligkeit des Empfindens, zu dieser ebenso verfeinerten, als schnellen Erkenntniss aller jener, vom Pferde gerade ausgeführten Dinge *(actuels)* (mit all' ihren feinen Unterschieden), welche die nachfolgende Wirkung vorbereiten sollen – alles das kann in einem Buche nicht zum Ausdruck kommen. Dazu gehört practische Erfahrung, Arbeit, und vor allem – natürliche Anlage, und ausserdem, dass der Reiter Passion für's Pferd hat.

Im Gesäss und in den Schenkeln muss der Reiter mit einer unfehlbaren Sicherheit alles das fühlen, was unter ihm vorgeht: ob die Sprunggelenke mehr oder weniger schnell unter den Schwerpunkt geschoben werden *(chassent)*, oder ob sie zurückbleiben, welches Bein sich hebt, und wie hoch, ob die Kruppe sich anschickt *(prépare)*, auszuweichen und dergleichen mehr. Vermittelst Hand und Schenkel (unterstützt durch den Blick) soll der Reiter die Thätigkeit, und besonders die Absichten des Maules, Kopfes, Halses und der Schultern – fühlen. Weil gerade die Vorhand es ist, welche die vom Pferde beabsichtigte Bewegung zuerst veranlasst *(engage)*, kann man sagen, dass die Hand fühlen soll, was das Pferd denkt.*)

*) Die Arbeit der hohen Schule bringt natürlich — was das Gefühl anlangt — grössere verwickelte Zustände in den Hülfen mit sich, auf Grund der Genauigkeit, welche sie erheischt.

Dasjenige, was für den Reiter am schwersten wahrnehmbar, ist, der sogenannte „Elsternsprung“ *(saut de pie)*, welcher darin besteht, dass das Pferd, um sich zu schonen, die beiden hinteren Gliedmaassen gleichzeitig zur Erde setzt. Wenn die Bewegung

In dieser Weise wird der Reiter eine richtige Vorstellung von dem vollkommenen Gleichgewicht des Pferdes haben und das Bewusstsein, uber die Kräfte des Pferdes jederzeit frei verfügen zu können.*)

XVI.
Das Seitwärtstreten und der Seitengang auf zwei Hufschlägen

(Pas de côté et deux pistes).

Ich habe schon vorstehend die „hohe Versammlung“ (welche eigentlich der „hohen Schule“ angehört) behandeln müssen, wegen der „leichten Versammlung“, welche uns zuerst dahin führt. Ebenso bin ich jetzt genöthigt, zugleich vom Seitwärtstreten und von dem Seitengang auf zwei Hufschlägen zu sprechen, weil die beiden Arbeitsfelder *(airs)* dicht beieinander liegen, obwohl ersteres der Campagnereiterei**) angehört,

weich ist, und wenn die Fesselgelenke sich biegen, so ist das nicht leicht zu bemerken. Wenn man dem Pferde indess erlaubt, diese Gewohnheit anzunehmen, geht alle Regelmässigkeit verloren.
J. Fillis.

*) Um ein richtiges Bild vom hochversammelten Pferde zu haben, siehe die photographisehen Kupferstiche im weiteren Verlauf dieses Werkes. Ich lege grossen Werth auf diese photographischen Probeabdrücke, weil sie keine Täuschung zulassen. Wenn man sich die Mühe giebt, sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten, wird man bemerken, ob mein Pferd — selbst in der energischsten Arbeit der hohen Schule — das gerade oder horizentale Gleichgewicht beibehält. Beim Gleichgewicht der hohen Schule ist das Pferd häufig zu viel auf die Hinterhand gesetzt. Der grosse Schwung nach vorwärts, welchen ich immer anstrebe, erhält mein Pferd in dem wagerechten Gleichgewicht, gleichgültig, wie hoch die Action (Tritte) der Vorhand ist, resp. sind. J. Fillis.

**) Die Nützlichkeit dieser Bewegung wird aus der Nothwendigkeit ersichtlich, sich draussen zu Pferde in allen Gangarten rangiren zu müssen. J. Fillis.

während letzteres ausschliesslich der „hohen Schule“ zukommt.

Beim Seitwärtstreten und mehr noch in den Seitengängen (weil man diese in schnelleren Tritten ausführt) bedarf es der besonderen Beachtung des Reiters, sein Gewicht deutlich nach derjenigen Seite zu verlegen, wohin das Pferd tritt.

Dies hervorzuheben ist um so nothwendiger, als das Pferd durch diese seitliche Bewegung den Reiter ganz naturgemäss nach der der Seitwärtsbewegung entgegengesetzten Seite hin aus dem Sitz bringt. Hierdurch kann sogar der Reiter, wenn das Seitwärtstreten schnell und schneller wird, ganz leicht nach der der Trittrichtung entgegengesetzten Seite aus dem Sattel kommen.

Der Reiter müsste sich also nach links in den Sattel und Bügel hineinlegen, wenn das Pferd von rechts nach links übertritt.

Diesen Sitz, welchen der Reiter dem Pferde anpasst und welcher beiden ein und denselben Antrieb nach dieser Richtung giebt, gewährt auch den Vortheil, die rechte Schulter zu entlasten, welche ja den grösseren Weg zu machen hat. Es gehört ein gewisses Maass von practischer Uebung dazu, um hierbei zu einem guten Resultat zu kommen; denn – ich wiederhole es – die Seitwärtsbewegung des Pferdes giebt dem Reiter naturgemäss eine dieser Bewegung entgegengesetzte Haltung. Niemals fange ich an der Bande damit an, vom Pferde das Seitwärtstreten zu verlangen, das hiesse, unnöthig Schwierigkeiten hervorrufen durch das plötzliche Aufhören des Schwunges nach vorwärts, welches sich unwillkürlich dann einstellt, wenn ich – wie z. B. beim Passiren der Ecke – eine andere

Richtung einzuschlagen gezwungen bin. Durch das plötzliche Verlassen der Bande halte ich gezwungenermaassen die Vorwärtsbewegung auf.

Ich lasse vielmehr die ersten Tritte seitwärts ausführen, kurz bevor ich (beim Changiren durch die Bahn) auf die andere Hand komme, z. B. von der rechten zur linken. Wenn ich auf dem Hufschlag auf der linken Hand bin und also zu meiner Rechten die Wand habe, welche – wenn ich mich dem Changirungspunkt nähere – sich zu meiner Linken befindet, gehe ich mit beiden Händen nach links und wirke, während ich festen Schenkelschluss nehme – mit dem rechten Schenkel stärker ein. Der linke Trensenzügel zieht, und der rechte schiebt, während er auf den Hals drückt, die Schulter in gleicher Weise nach links. Man sieht, dass dies genau dieselben Hülfen wie zu den Wendungen auf der Hinterhand *(rotations d'épaules)* sind; jedenfalls vollführt sich das Seitwärtstreten an dieser Stelle der Bahn so, dass man dabei nach vorwärts hin mehr Terrain gewinnt. Wenn das Pferd meinem rechten Schenkel nicht nachgiebt, helfe ich mir mit dem rechten Trensenzügel, um die Hinterhand nach links zu bringen.*)

Wenn das Pferd aber nur irgend zwei oder drei Tritte seitwärts macht, stelle ich mich zufrieden, liebkose das Pferd und gebe meine Zügel nach. Dann changire ich abermals durch die Bahn von links nach rechs hin, indem ich die Wand, welche jetzt zu meiner Linken

*) Mit anderen Worten: Ich greife nicht — wie sonst immer — auf seitliche Reiterei zurück, als im Falle des durch mangelhafte Unterweisung des Pferdes hervorgegangenen Widerstandes. Aber auf der Stufe, bis zu welcher wir jetzt sind, sollte die Dressur des Pferdes so weit vorgeschritten sein, dass die diagonale Reiterei vollendete Resultate ergeben müsste. J. Fillis.

ist, verlasse. Während des Marsches auf der Diagonale stelle ich mein Pferd so viel als möglich geradeaus, wenn ich aber die entgegengesetzte Wand, welche sich nun zu meiner Rechten befindet, fast erreicht habe, bringe ich beide Hände nach rechts und nehme den linken Schenkel fester heran, wobei ich (ausserdem) mit Hülfe beider Schenkel das Pferd auf die Hand treibe. Ich bemerke hier, dass die Hand von diesem ergänzenden, vortreibenden Schwung den Nutzen ziehen muss, um — mit einem geringeren Widerstande — aus der Vorwärtsbewegung in eine Bewegung von links nach rechts überzugehen.*)

Ich setze diese Arbeit ziemlich lange fort und steigere meine Ansprüche je nach den erzielten Fortschritten. Ich will damit sagen, dass ich mich anfangs schon zufrieden stelle, wenn ich das Pferd zwei oder drei Tritte seitwärts habe machen lassen. Aber sobald es ihm leichter wird, fordere ich — immer dann, wenn wir uns der Wand nähern — mehr vom Pferde, derart, dass es fünf oder sechs Tritte seitwärts wird erzielen können. Später dann beginne ich das Seitwärtstreten

*) Der vortreibende Schwung von hinten ist erste Bedingung für eine auf zwei Hufschlägen ausgeführte, correcte Arbeit; dieser vom vorherrschenden, äusseren Schenkeln hervorgerufene Schwung (Ich wiederhole hier das Wort „Schwung“ v. Z. O.) ergiebt sich aus der kräftigen Unterstützung des inneren Schenkels.

Sobald bei der Arbeit auf zwei Hufschlägen das innere Hinterbein zu weit seitwärts, anstatt unter den Schwerpunkt tritt (wie es nothwendigerweise eintreten würde, wenn der Schwung da wäre), so ist das Pferd eben hinter den Zügel gekrochen und geht nicht auf die Hand an *(remonte sur la main)*. Der Fehler liegt in der Unzulänglichkeit des inneren Schenkels (des Reiters), durch dessen mangelhafte Einwirkung auch eine entsprechende unzulängliche Thätigkeit des äusseren Schenkels obendrein noch bedingt ist. J. Fillis.

schon in der Mitte der Bahn so, dass ich zwölf bis fünfzehn Tritte machen kann. Schliesslich gehe ich zur Arbeit des „Schulter herein“ über.*)

Uebrigens ist die Zahl der Seitwärtstritte, welche man erreichen könnte, wenig von Belang.

Unerlässlich ist es aber, sich Rechenschaft davon zu geben, ob das Pferd richtig gestellt ist; d. h. die Schultern müssen der Kruppe immer ein wenig voraus

*) Ich lasse die Schultern erst dann der Wand folgen, wenn diese (vorausgegangene) Arbeit gründlich befestigt ist. Neigt doch das Pferd gar zu leicht dazu, die Mauer als Richtschnur zu nehmen, anstatt sich ausschliesslich den Hülfen des Reiters zu überlassen.

Ich bin ein Feind der fortwährenden Arbeit an der Wand. Wenn das Pferd geradeaus geht und sich lediglich darauf beschränkt, der Wandrichtung zu folgen — in welcher Gangart es auch sei —, so lässt es sich von diesem Hinderniss viel mehr als von den Hülfen des Reiters leiten. Es sucht hieran von selbst eine Art von moralischem Stützpunkt zu nehmen und seine natürliche Neigung geht dahin, die Kruppe von der Wand ein wenig ab, und dafür die Schulter wieder an die Wand heran zu nehmen: Darin liegt eben die Schwierigkeit, sein Pferd gerade, und so wirklich zwischen beiden Schenkeln zu halten.

Beim Reiten auf zwei Hufschlägen leitet die Wand das Pferd so gut, leistet sie ihm eine so grosse Hülfe, seinen Schultern eine eigenmächtige Richtung zu geben, dass es nicht zögern wird, Missbrauch damit zu treiben, indem es zu dicht an der Wand dahinstreicht. Oft artet dies sogar in Widersetzlichkeit aus. Entfernt man das Pferd von der Wand, dann ist man genöthigt, den Schultern die Richtung anzugeben, welche von nun an der — allein maassgebenden — Hand überliefert sind. Sobald das Pferd beim „Schulter herein“ zurückkriecht und der Wand mit der Hinterhand zu nahe kommt, so unterbreche man sofort den Gang auf zwei Hufschlägen (den Seitengang v. Z. O.), ohne dem Pferde eine andere Stellung zu geben; treibe man das Pferd mit den Schenkeln vorwärts und lasse man es ein Doubler machen (d. h. auf gerader Linie quer durch die Bahn gehen v. Z. O.). Es giebt gar keine geeignetere Uebung, um auf zwei Hufschlägen den

sein. Das ist die einzige Stellung, welche das Seitwärtstreten erleichtert. In dieser Stellung liegt Alles.

Zu Beginn der Arbeit versuche ich wohl, dem Pferde schulgerechte Tritte beizubringen, aber erst in dem Augenblick, wo ich ihm den Seitengang abverlange. Mit den Worten: „Dem Pferde schulgerechte Tritte beibringen“ will ich sagen: „Es den Schultritt annehmen lassen.“ In dieser Gangart tritt das Pferd

(verloren gegangenen v. Z. O.) Schwung wieder herzustellen, und um das Pferd unbeeinflusst von der Wand zu machen.

Man ist nicht völlig Herr des Pferdes, welchem man die Gewohnheit — an der Wand zu bleiben — anzunehmen erlaubt hat. Dies ist eine schlechte Vorbereitung eben sowohl für die Reiterei im Freien, wie für die Schulreiterei, deren erste Bedingung ist, dass das Pferd immer am Schenkel des Reiters bleibt *(entre les jambes du cavalier)* oder, — um mich deutlicher auszudrücken — einzig und allein durch die Hülfen des Reiters geleitet wird. Arbeite man doch öfter sein Pferd einen oder zwei Meter von der Wand entfernt.

Wenn das Pferd die üble Gewohnheit angenommen hat, mit den Schultern nach der Wand zu drängen, in welcher Weise würde man es dann wieder geradeaus stellen? Und wenn man es aus dem Gang auf zwei Hufschlägen von der Wand ab- und vortreiben will zum „Doubler“ oder zur halben Volte — welche Hülfe würde man anwenden müssen?

Nehmen wir an, der Reiter wäre auf der rechten Hand. Unwillkürlich wird er an dem rechten Trensenzügel ziehen, um die linke Schulter von der Wand abzubringen. Das ist eben der Fehler, denn, indem man am rechten Zügel zieht, bringt man Kopf und Hals nach rechts, und je mehr man diese nach rechts zieht, desto mehr bringt diese seitliche Bewegung des Halses die linke Schulter wieder nach links zurück.

Wenn man die linke Schulter von der Wand losmachen will, dann bringe man gefälligst den linken Trensenzügel zuerst nach oben vorwärts an den Hals, dann nach rechts, indem man dabei den rechten Trensenzügel leicht gegenhält, — und so wird man dann den gesammten Hals nebst Schultern (mit Leichtigkeit v. Z. O.) nach rechts führen. J. Fillis.

lebhafter, und das Seitwärtstreten darin ist insofern leichter, als die Vorderbeine, und ebenso die Hinterbeine sich bequemer bewegen können, ohne sich gegenseitig zu berühren, was beim gewöhnlichen Schritt unmöglich ist.*)

Bis hierher habe ich absichtlich den Ausdruck „Seitwärtstreten“ und nicht denjenigen des „Ganges auf zwei Hufschlägen“ gebraucht, denn man beginnt doch immer mit dem Uebertreten. Von da bis zu dem „Gang auf zwei Hufschlägen“ ist noch ein weiter Weg.

Wenn das Pferd diejenige Arbeit ausführt, welche ich soeben beschrieben habe, sagt man – wenn es den Kopf und Hals dabei auch noch so schlecht stellt, „es tritt seitwärts“. Dass aber diese Arbeit eine solche „auf zwei Hufschlägen“ genannt zu werden verdiente, dazu gehört auch richtige Stellung. Wohlan denn: Ein Pferd geht wirklich auf zwei Hufschlägen, wenn es auf der Diagonale nach vorwärts auf zwei parallelen Linien geht, deren eine von der Vorhand, deren andere von der Hinterhand vorgezeichnet wird. Das Pferd rückt seitwärts vor, Kopf und Vorhand sind der Hinterhand immer etwas voraus, Kopf und Hals sind auf-

*) Um das Seitwärtstreten von links nach rechts auszuführen, ist es nöthig, dass das Pferd das linke Vorderbein und das linke Hinterbein — eines nach dem anderen — über das correspondirende rechte Bein setzen muss, um nach rechts hin Terrain zu gewinnen. Also, wenn das Pferd im gewönlichen Schritt ist, sind die Gänge zu schleppend und niedrig, als dass die Beine über einander hinwegtreten könnten, ohne sich zu berühren. Beim Seitwärtsschreiten im Schultritt aber, passiren die linken Beine nach einander das correspondirende rechte Bein, und — das ist der wichtige Punkt und das ist die Folge des Schultritts — werden erst in dem Moment zur Erde niedergesetzt, in welchem das rechte Bein aufgehoben wird; so können sich die Beine also nicht störend begegnen.

J. Fillis.

gerichtet und leicht nach derjenigen Seite hin abgebogen, nach welcher das Pferd tritt. Es ist überhaupt nothwendig, dass das Pferd gut in der Hand ist, d. h. leicht, und dass es immer schultrittartigen Gang beibehält.

Das ist die Arbeit, welche ich für die langwierigste und schwierigste halte; sollte man dieselbe gleich von vornherein vollständig und correct zu erreichen suchen, so würde man zu nichts kommen, oder höchstens, und zwar sofort einer Widersetzlichkeit entgegen zu arbeiten haben, weil das Pferd noch nicht diejenige Schule der seitlichen Einwirkungen weder auf der geraden, noch auf der diagonalen Linie gegangen ist, welche wir vorstehend beschrieben haben.*)

Ich halte mich hier lange bei der Beschreibung der Arbeit auf zwei Hufschlägen auf, weil diese grossen Einfluss auf die Folgedressur hat, wo sich beim Abschwung immer dieselbe Gesammtwirkung der diagonalen Hülfen wiederfindet.

Wenn das Pferd auch auf zwei Hufschlägen zu gehen versteht, sucht es dennoch nach allen erdenklichen Mitteln, um sich der hohen Versammlung *(rassembler)*

*) Ein Pferd, welches man beständig vermittelst einseitiger Hülfen allein bearbeiten wollte, kann nie ein gutes Schulpferd werden: Es erscheint wenig gefällig, und seine Arbeit unzusammenhängend. Es ist doch Thatsache, dass bei einem Pferde, welches bei einseitlicher Stellung Kopf und Hals nach der der Marschrichtung entgegengesetzten Seite tragen soll — die hohe Versammlung geradezu unmöglich wird, weil Sie — indem Sie beide (Zügel- und Schenkelhülfen v. Z. O.) Hülfen von ein und derselben Seite einwirken lassen — der anderen Seite nichts entgegen zu stellen haben, und welche sich Ihnen daher leicht entzieht.

Man muss doch ununterbrochen mit beiden Zügeln und beiden Schenkeln einwirken, und zwar muss grundsätzlich der (der Stellung) entgegengesetzte Zügel und Schenkel in doppelter Stärke vorherrschen. J. Fillis.

PLANCHE XX

Fig 1.

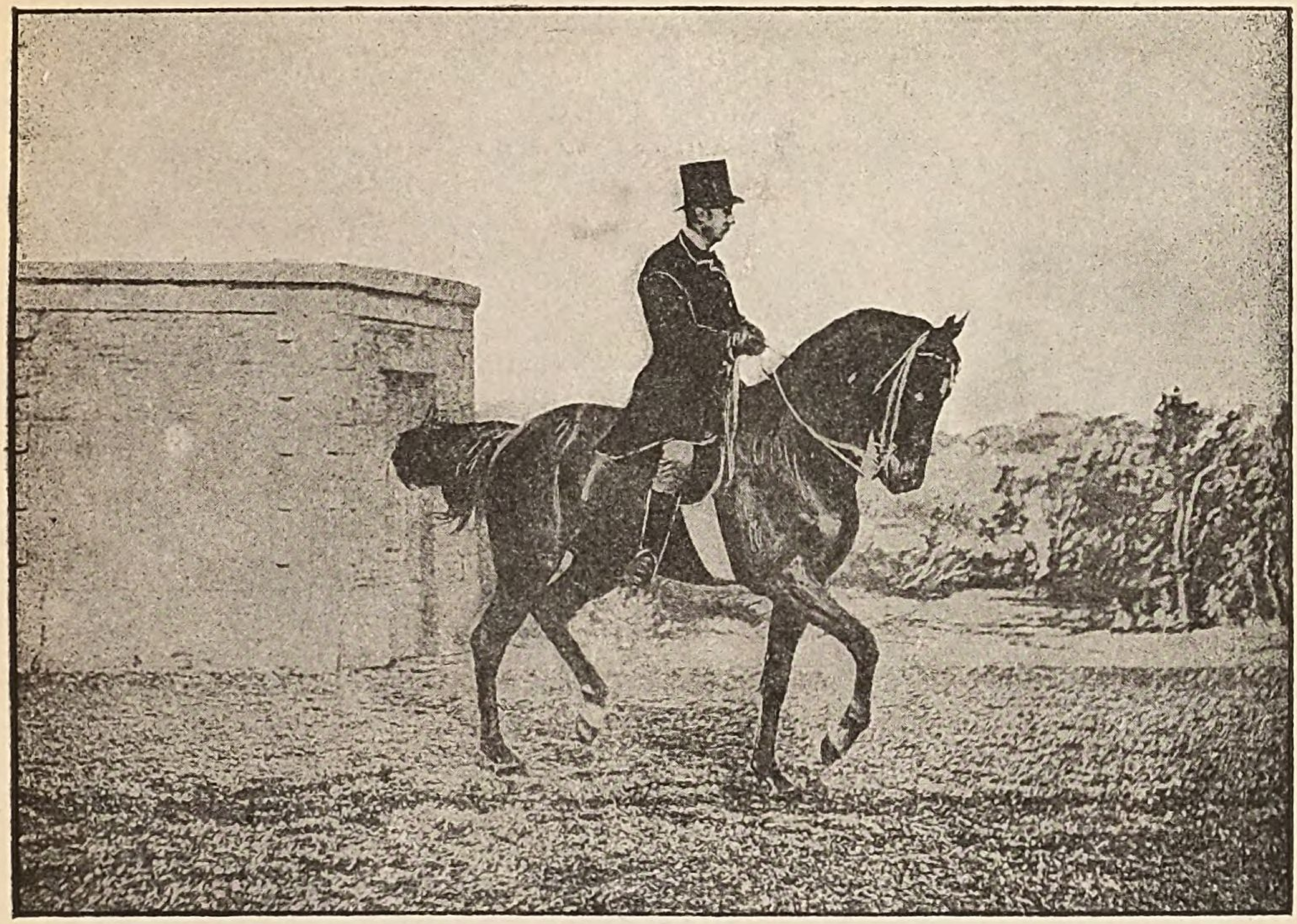
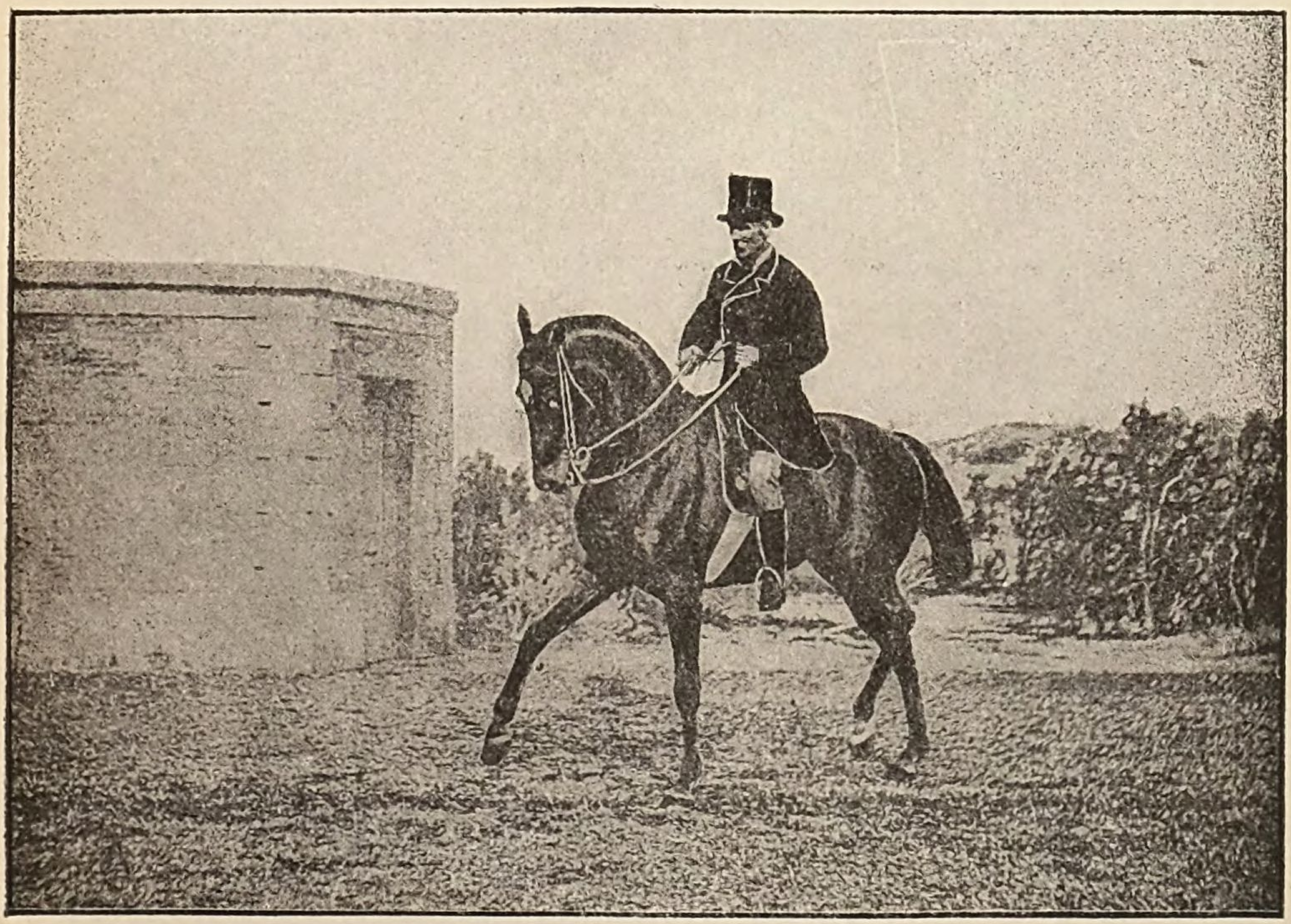


Fig. 2



zu entziehen. Zuerst giebt es auf den vortreibenden (äusseren) Schenkeln (direct) nicht nach, dann giebt es demselben zu viel nach und wirft sich gegen den entgegengesetzten (inneren) Schenkel; es flieht ihn förmlich nach der Seite hin.

Angenommen, der Reiter habe sein Pferd auf zwei Hufschlägen mit der Schulter gegen die Wand gerichtet und reitet von links nach rechts, also rechts herum, und angenommen, das Pferd, welches alle Anstrengungen des Reiters: es in der Hand und in guter Haltung zu belassen – zu vereiteln sucht, fängt z. B. an, sich gegen den linken Schenkel (das ist der äusssere oder directe Schenkel) zu werfen, was geschieht? (v. Z. O.) Ein Spornstich empfängt es, und das Thier muss – wohl oder übel – nachgeben. Nun versucht es, zurückzukriechen: Um es wieder vorzutreiben, muss man jetzt den rechten Schenkel (das ist der innere, der entgegengesetzte) gebrauchen. Und weil man nun (erfahrungsmässig v. Z. O.) den Sporn des inneren Schenkels fast niemals in Anwendung bringt, aus Furcht, das Pferd dadurch wieder gerade zu richten, so wird dieses sich kurz entschlossen gegen diesen Schenkel werfen, sich förmlich nach dieser Seite flüchten, wodurch abermals der Reiter daran verhindert wird, sich das Pferd in die Hand zu stellen und den Gang auf zwei Hufschlägen zu regeln.

Das Mittel dagegen ist sehr einfach: Es genügt, wenn das Pferd sich gegen den inneren Schenkel wirft, dass man es von dieser Seite sogar ziemlich kräftig mit dem Sporn angreift und es dadurch sogar zwingt, sich wieder geradeaus zu stellen *(redresser)*. Greift man, wenn das Pferd sich nach dieser Seite wirft, jedesmal zu diesem Auskunftsmittel, so wird das Pferd sehr bald davon zurückkommen.

Man sieht, es liegt System darin, durch Unordnung (Verwirrung) *[désordre]* Ordnung zu schaffen. Dieses Verfahren, welches alle Diejenigen verwerfen, welche nicht den Muth haben, es anzuwenden, ist das einzigste, welches die Herrschaft des Reiters über das Pferd unbestreitbar herstellt. Hierdurch lernt das Pferd erkennen, dass sein Eigenwille auf unüberwindliche Hindernisse stösst. Ist dieser Punkt erst erreicht, dann – unter abwechselndem Liebkosen und Strafen – gehört Ihnen das Pferd ganz.*)

In dem Maasse, als man die Gangart verstärkt, um aus der Arbeit auf zwei Hufschlägen im Schultritt in den Trab, und selbst in den hohen Trab überzugehen, in dem Maasse werden auch die rechtzeitigen Hülfen immer schwieriger. Man muss das Pferd durchaus geradeaus und gut in der Hand haben, denn jede Hülfe, welche man zur Beseitigung der etwa quer gestellten Hinterhand oder der verloren gegangenen Haltung der Vorhand geben würde, hemmt (unwillkürlich v. Z. O.) den Schwung (von hinten v. Z. O.), welcher gerade

*) Alle Pferde ohne Ausnahme, welche verstehen, auf zwei Hufschlägen zu gehen, treiben Missbrauch damit. Haben sie erst einmal die Fertigkeit erlangt, in halben Volten und Changements (Handwechsel) auf zwei Hufschlägen richtig zu gehen, so stellen sie sich alsbald quer, wenn man von ihnen diese Bewegung im Geradeausgestelltsein verlangt. Durch diese Widersetzlichkeit entziehen sie sich der hohen Versammlung; denn, wenn man das Pferd geradeausstellt, ist man gezwungen, die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt zu bringen, und das eben sucht das Pferd zu vermeiden, indem es sich quer stellt. Die Schenkel des Reiters müssen das zu verhindern wissen. Später, wenn die Dressur vollendet sein wird, und wenn das Pferd zuvor bei allen Verrichtungen in der Bahn in hoher Versammlung erhalten werden kann, — dann wird diese Art des Widerstandes ihm keinerlei Nutzen mehr bringen. J. Fillis.

hierbei ausserordentlich energisch sein muss. Um das Maximum des Abschwungs, d. h. lebhafteste Tritte, zu erzielen, muss man also unbedingt die Vor- und Hinterhand – jede auf ihrem Hufschlage – erhalten und hierzu die Energie beider Schenkel in Einklang bringen. Diese geben dann zu der feinen Durchführung jener unablässig wirkenden diagonalen*) Hülfen *(effets)* den Schwung, der gestattet, dem Pferde die Haltung zu bewähren, ohne an Schwung einzubüssen. Diese schulgerechte Ausführung ist vielleicht die beschwerlichste von allen, wegen der übergrossen Schwierigkeit, im hohen Schwunge die Wirkung der Hülfen richtig zu combiniren.

Etwas, was noch schwieriger ist, dürfte das sein, das Pferd immer gerade zu erhalten: die Längsachse des Schwunges (selbst bei der Arbeit auf zwei Hufschlägen) geht – vorausgesetzt, dass der Kopf richtig (geradeaus) gestellt ist – immer zwischen beide Pferdeohren hindurch.

Am allerschwersten ist es für den Reiter, im beschleunigten Trabe die correcte Haltung beim Gang auf zwei Hufschlägen gut beizubehalten; vermehrt wird dies noch durch den Hang des Reiters, sein Körpergewicht nach jener, der Marschrichtung des Pferdes entgegengesetzten Seite hin zu verlegen. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit unaufhörlicher Aufmerksamkeit. Bezüglich des Pferdes besteht die grosse Schwierigkeit

*) Die Feinheit, mit welcher die diagonalen Hülfen ausgeführt werden müssen, verträgt sich sehr wohl mit der Energie der Schenkel, weil sie hervorgeht aus dem leichten Uebergewicht der einen Hülfe über die andere. Kurz, die wahren Hülfen sind: energische Schenkel, feinfühlige Hacken, leichte Hand.

J. Fillis.

darin, ihm genug Energie einzuflössen, um seinen Trab zu beschleunigen, ohne es in den Galopp fallen zu lassen. Das ist der Stein des Anstosses in Bezug auf den Schwung, und das ist die Probe, ob das Pferd willig auf die Hülfen eingeht.

Die Arbeit auf zwei Hufschlägen, so wie ich sie ausführe, hat nichts gemein mit jener schläfrigen *(endormi)*, welche man für gewöhnlich in den Reitbahnen sieht. Ich halte darauf, eine energievolle Arbeit zu fordern, und ich erhalte mein Pferd „unternehmungslustig“ *(entreprenant)*. Das ist ganz das Gegentheil von dem, was anderswo geschieht. Wenn das Pferd unternehmungslustig ist, dann müssen es meine Schenkel schon vorher gewesen sein.

Bei der schläfrigen Arbeit gehorcht das Pferd nur bedingungsweise. Bei der unternehmungslustigen Arbeit gehorcht das Pferd aber bedingungslos. Es behält sich nichts vor. Es giebt sich ganz her. Das ist die erste Bedingung bei der Reiterei. Die Figur 1 und 2 der Tafel 20 zeigt „Germinal“ (Vollblut vom Flavio aus der Pascale) bei der Arbeit auf zwei Hufschlägen im Schultritt, so, wie er photographisch aufgenommen ist.

In der Figur 1 beginnt das Pferd, sich in Haltung zu setzen; es ist schon in dieser Haltung in Figur 2. Man sieht, wie weit entfernt eine correcte Stellung von einer Querstellung ist, welche gewisse Stallmeister bei der Arbeit auf zwei Hufschlägen gern annehmen, und deren Resultat ist, jeden Schwung aufzuhalten.

Der Schwung erscheint grösser in Figur 2, weil das Pferd, welches auf zwei Hufschlägen von links nach rechts geht, in jenem Moment aufgenommen ist, in welchem es mit dem vorn befindlichen, früher vorn gewesenen rechten Bein den Boden berührt, d. h. auf

der Seite, nach welcher es tritt. Hingegen ist es in der Figur 1 (Arbeit auf zwei Hufschlägen von rechts nach links) das früher vorn gewesene linke Bein, welches auftritt *(est à l'appui)*. Die Vergleichung beider Figuren gestattet, sich genaue Rechenschaft von den Bewegungen der Beine des Pferdes bei der Arbeit auf zwei Hufschlägen abzulegen.

XVII.
Der Trab
(Le trot).

Um das Pferd in den Trab zu setzen, muss man zuerst mit der Hand nachgeben und den Schenkeldruck etwas vermehren. Man muss dabei vermeiden, das Pferd mit den Hacken zu stossen, um es nicht zu überraschen; ist das Pferd indessen sehr gelassen, so wird man wohl zuerst die Hacken und dann die Sporen geben können, jedoch erst nach vorausgegangenem Schenkeldruck. Anfangs darf man nur einen kleinen Trab anschlagen und muss besonders darauf halten, dass er regelmässig und tactmässig sei, d. h. dass die Tritte immer gleich lang sind. Wenn das Pferd schon abgebogen und daran gewöhnt ist, den Reiterhülfen zu gehorchen, so wird man leicht dahin gelangen.

Vorzugsweise soll man das Pferd sich möglichst selbst überlassen, um zu erkennen, ob es von Natur richtig trabt. Verlangt man nämlich von Anfang an, dass das Pferd im Trab an die Hand gestellt sei, so lässt sich das Pferd nicht genügend los, und ist es in Folge dessen – bei einem fehlerhaften oder ungleichmässigen Trab – schwer zu erkennen, ob dies am Pferde liegt (d. h. in Folge seines Baues oder seiner Fehler), oder ob der Reiter daran schuld ist (d. h. in

Folge der mit den Zügeln gegebenen Hülfen). Die Zügel sollen mithin nur lose anstehen, insbesondere diejenigen der Kandare. Trägt das Pferd den Kopf zu hoch, so bediene man sich der Kandarenzügel. Der zu hoch und rückwärts gerichtete Kopf schädigt nämlich die Hinterhand. Trägt dagegen das Pferd den Kopf zu tief, so muss man die Trense gebrauchen, wobei man aber nicht von vorn nach hinten ziehen soll, weil das den Abschwung aufhalten würde. Man mache vielmehr einfach kleine Anzüge von unten nach oben, weich und ohne Ruck, indem man ganz geschwind die Zügel abwechselnd gebraucht und stets darauf Acht giebt, dass die Hände hoch stehen. Man trabe nur zweimal um die Bahn herum, mache dann Halt und stelle sich das Pferd in die Hand; dann fange man dies wieder sehr oft von vorn an.

Hat man erreicht, dass das Pferd in guter Haltung trabt, mit aufgerichtetem*) Halse, die Nase fast senkrecht – eher etwas vor- als zurückgestellt – so wird man alsdann in dieser Gangart längere Zeit verharren können. Hierzu darf man aber nur ganz allmälig gelangen, denn je mehr das Pferd sich ermüdet, desto weniger hoch wird es den Kopf tragen. Muthet man ihm eine fortgesetzte Kraftäusserung zu, so wird es alsbald schwer in der Hand. Man muss mithin, sowie der Kopf des Pferdes auf die Hand drückt, unter kräftigem Schenkeldruck Halt machen, es sich völlig wieder in die Hand stellen und dann erst wieder antraben.

Ist man so weit, dass das Pferd, ohne zu ermüden, und hauptsächlich ohne aus dem regelmässigen Tritt zu kommen, auf jeder Hand fünf Minuten lang trabt,

*) Natürlich erreicht man dadurch einen erhabeneren Trab.
J. Fillis.

so kann man ein verstärkteres Tempo verlangen; unter allen Umständen muss man es aber vermeiden, aus dem kleinen, kurzen Trabe plötzlich zum gestreckten Trabe überzugehen. Der Nachtheil hiervon würde der sein, dass das Gleichgewicht verloren ginge und dass zu viel Gewicht unvermittelt auf die Schultern geworfen würde.

Anfangs darf man das Tempo erst gegen Schluss einer Trabreprise verstärken. So hat man beispielsweise während des letzten zweimaligen Herumreitens um die Bahn nur deshalb die Schenkel kräftig gebraucht, um einen leichten Stützpunkt auf die Trense zu gewinnen, deren Thätigkeit sich lediglich darauf beschränken soll, den Kopf des Pferdes in seiner richtigen Stellung zu erhalten.

Setzt man diese Uebungen häufiger fort, so wird man dahin gelangen, dass man das Höchste erreicht, was das Pferd im erhabenen und schnellen Trabe zu leisten vermag.

Vor Allem vermeide man, vom Pferde eine über seine Kraft hinausgehende Schnelligkeit zu fordern. Dadurch würde man zum Dreischlag gelangen, einer falschen und unschönen Gangart, in welcher das Pferd mit den Vorderbeinen trabt, während es hinten galoppirt.

Es giebt zwei Arten von Trab: den ausgesessenen — gewöhnlichen — und denjenigen, in welchem man sich aus dem Sattel erhebt, den englischen Trab. Ueber den ersteren beschränke ich mich auf wenige Worte: Ich messe ihm keine practische Bedeutung bei. Es ist dies eine Bahnübung, welche unumgänglich nothwedig ist,*) um dem Anfänger, welchen man ohne Bügel traben lässt, den festen Sitz beizubringen. Im

*) Es ist das die nothwendige Grundlage für alle Reiterei, da sonst ein fester Sitz unmöglich. J. Fillis.

Uebrigen bin ich kein Freund davon. Er ermüdet den Reiter, das Pferd noch mehr, und ist es mir unverständlich, warum er so lange in der Armee ausschliesslich als Vorschrift gegolten hat.

Der englische Trab verursacht weder eine Erschütterung, noch einen Rückstoss. Der Reiter hat das Kreuz leicht nach hinten hinaus gestellt und folglich den Oberkörper auch ein wenig nach vorn gebeugt. Er versucht es dabei nicht, durch Heben des Körpers den Bewegungen des Pferdes zu folgen oder ihnen zuvor zu kommen, sondern er lässt sich werfen. – Die Fussgelenke und die Kniee begleiten, untertützen, so zu sagen seine Bewegung und bewirken, dass der Reiter nur leicht in den Sattel fällt, und zwar in demselben Tact, wie ihn der Gang des Pferdes ergiebt. Bei dieser Art von Trab muss man sich stets der von „unten heraus“, also der von unten nach oben gehenden Bewegung des Pferdes anpassen, mit anderen Worten, man muss sich unter Zuhülfenahme der Kniee und Fussgelenke vom Pferde heben lassen, ohne dass der Oberkörper irgendwie dabei betheiligt ist. Im letzteren Falle würden sich das Kreuz und die Schultern zusammen ziehen, der Reiter wird steif und verliert die Verbindung mit dem Pferde. Der Körper als Ganzes muss sich also heben und senken.

Der Reiter, welcher anstatt sich lediglich der Schenkel zu bedienen, das Kreuz einzieht, schiebt naturgemäss den Leib vor, wenn der Körper gehoben wird, und zieht ihn wieder ein, wenn der Körper auf den Sattel niedersinkt. Es giebt für's Auge keinen hässlicheren Anblick!

Im Bügel darf nur ein Drittel des Fusses ruhen. Wollte man letzteren bis zum Absatz vorschieben, so

würde das Fussgelenk seine Elasticität völlig verlieren, und der Trab würde in Folge dessen steif und ermüdend werden. Beim natürlichen Trabe muss der Gang desjenigen Pferdes, welches durch nichts gestört wird und keinerlei Schmerz empfindet, ein ganz regelmässiger, von einer Diagonale zur anderen sein, d. h. das Pferd muss vorn und hinten genau auf demselben Hufschlage bleiben.

Beim englischen Trab kann der Reiter bald auf dem linken, bald auf dem rechten Diagonalfusse*) *(bipède diagonal)* traben.

Unter Linkstrab versteht man, wenn der Reiter sich dann aus dem Sattel hebt, wenn das Pferd das linke Vorderbein hebt, und wenn er sich in den Sattel zurückfallen lässt, so wie dieses selbe Bein wieder fusst.

Beim gut ausgeführten englischen Trabe hebt und senkt sich der Reiter nur einmal, während das Pferd zwei Diagonaltritte ausführt. Beispielsweise hebt und senkt er sich mit dem linken Diagonaltritt, ohne dass der rechte Diagonaltritt irgend welchen Einfluss auf seine Bewegungen ausübt. Hält er aber nicht ganz genau den Tact inne, so fällt er zu früh in den Sattel nieder und fühlt den Stoss des rechten Diagonaltrittes, welcher durch den Abstoss des linken Hinterbeins entsteht. Der Reiter fällt also zweimal in den Sattel und trabt somit falsch.

Er muss ebenso links, wie rechts traben können,

*) In der Reitersprache bezeichnet man die Diagonole immer von vorn nach hinten. Mithin ist rechter Zügel und linker Schenkel die rechte Diagonale, linker Zügel und rechter Schenkel die linke Diagonale. Ebenso verhält es sich mit den Beinen des Pferdes; rechtes Vorderbein und linkes Hinterbein bilden die rechte Diagonale, linkes Vorderbein und rechtes Hinterbein die linke Diagonale. J. Fillis.

muss damit wechseln können, um sowohl für sich selbst, als auch vorzugsweise für das Pferd auf eine längere Strecke eine Erleichterung eintreten zu lassen. Hierzu gehört natürlich eine gewisse Uebung. Der Reiter muss es lernen, in jedem Augenblick darüber klar zu sein, auf welchem Fuss er trabt.

Im Trabe, und besonders anfangs ist es schwer, sich darüber klar zu sein, auf welchem Fuss man trabt, wenn das Pferd fusst. Es ist deshalb besser, diese kleine Uebung zuerst im Schritt anzustellen, indem man sich bei jedem Schritt, welchen das Pferd macht, aus dem Sattel hebt, gleichsam, als ob man trabte. Auf diese Weise hat man genügend Zeit, sich davon zu überzeugen, welcher Bewegung des Pferdes man folgt. Nachdem man dieses eine Weile ausgeübt hat, kann man es im Trabe fortsetzen.

Ich muss bemerken, dass jeder Reiter von selbst, und fast immer, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, auf einem bestimmten Fusse trabt, das wird ihm dermaassen zur Gewohnheit, dass ihm ein Wechsel unbequem ist.

Will man einen guten Traber haben, muss man, sobald das Pferd die oben beschriebenen Uebungen in der Bahn erledigt hat, seine Ausbildung im Freien beenden. Auf einer langen, geraden Strecke lässt das Pferd sich mehr los und geht flotter vorwärts als in der Bahn. Da man ein freies Feld vor sich hat, kann man den schnelleren Trab länger andauern lassen, während die Ecken der Bahn alle Augenblick eine geringe Verlangsamung des Tempo's bedingen. Nicht alle Pferde führen gleich gern den Trab aus: einzelne verbleiben ganz willig in demselben, so lange er nicht zu stark ist; so wie man aber zulegen will, fallen sie in

den kurzen Galopp. Man sagt von solchen Pferden, „sie verhalten sich“, und das stimmt genau. Es ist sehr richtig, einem Pferde niemals zu gestatten, ohne besondere Aufforderung dazu, die Gangart zu wechseln. Ebenso wichtig ist es aber auch, nach Belieben erreichen zu können, dass das Pferd den Trab mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entwickelt. Fordert man ein Pferd zu stärkerem Trabe auf und es fällt in den Galopp, so kann man zunächst in Güte versuchen, diesen Fehler abzustellen, welcher ausschliesslich auf Faulheit beruht. Man parirt, streichelt das Thier, um es wieder zu beruhigen und zu besänftigen, und setzt es dann wieder in den Trab. Bei temperamentvollen Pferden schlägt dieses Mittel in der Regel an, bei trägen dagegen erreicht man damit aber garnichts. Bei diesen ist das entgegengesetzte Mittel am Platz. Fallen diese, um den gestreckten Trab zu vermeiden, in den Galopp, so muss man sie zu gestrecktem Galopp anspornen und sie darin längere Zeit, etwa fünf- bis sechshundert Meter ausharren lassen. Das ist die Strafe für ihre Widerspenstigkeit und Faulheit. Haben sie das einige Male durchgemacht, so werden sie sich schliesslich darüber klar, dass, wenn sie eigenmächtig und um sich zu schonen, aus dem Trab in den Galopp fallen, sie – weit gefehlt davon, diese Erleichterung zu erreichen – eine ungleich schärfere Gangart annehmen müssen, welche einen viel grösseren Aufwand an Kraft und Energie erfordert.

Dieses Mittel ist Jedermann zugänglich. Ich kann auch noch ein anderes empfehlen, welches jedoch schon grösseres Verständniss für die Reitkunst erfordert.

Fällt ein Pferd, um den von ihm geforderten, gestreckten Trab zu vermeiden, von selbst in den Galopp,

so springt es dazu natürlich auf dem Fuss an, der ihm bequemer ist, und haben wir ja an anderer Stelle bereits erwähnt, dass jedes Pferd eine Seite hat, welche ihm bequemer ist. In diesem Falle genügt es, seiner angenommenen Gangart entgegen zu treten, indem man es unter Beibehaltung des Galopps abchangiren lässt. Nehmen wir also z. B. an, das Pferd wäre von selbst im Linksgalopp angesprungen, so zwingt man es zum Rechtsgalopp. Man wird den linken Trensenzügel wirken lassen, um die linke Schulter. welche vor war, zurück zu bringen, und den linken Schenkel anlegen, um die Hinterhand nach rechts zu drücken.*) Sprang das Pferd im Rechtsgalopp an, so verfährt man umgekehrt.

Ich bemerke ausdrücklich, dass man dieses Mittel sowohl, sowie auch das vorher erwähnte, nur bei solchen Pferden anwendet, welche noch nicht völlig zugeritten sind. Ein gut geschultes Pferd wird niemals eine andere Gangart annehmen, als die von ihm geforderte.

Es wäre jedoch falsch, bei einem Pferde, welches nicht traben will, sofort die Schuld auf seine Faulheit und Widerspenstigkeit zu schieben. Sehr oft liegt die Schuld am Reiter, dessen Hand einem empfindlichen Maul nicht zusagt, entweder, weil sie zu fest ist, oder nicht ruhig genug steht. Es kann auch vorkommen, dass das Gebiss zu scharf ist,**) oder dass, durch Reissen

*) Der Leser wird bemerken, dass ich an dieser Stelle die einseitliche Reitkunst in Anwendung bringe; ich habe aber hierbei ein unzulänglich geschultes, oder sogar rohes Pferd im Auge.
J. Fillis.

**) Schmales Mundstück, lange Hebel (Scheeren) hohe Zungenfreiheit; sowie auch nur einer dieser Factoren vorhanden ist, so ist das Gebiss scharf. Alle vereinigt, gestalten es zu einem wahren Marterwerkzeuge. J. Fillis.

in's Maul, in demselben schmerzhafte Stellen vorhanden sind. Endlich kann auch das Pferd Schmerzen im Kreuz oder in anderen Gliedern haben, und nur deshalb sich durch Wechsel der Gangart Linderung zu verschaffen suchen. In allen diesen Fällen, welche häufig vorkommen, muss man nur dem Uebel auf den Grund gehen und darin Abhülfe schaffen.

Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich der Ansicht bin, dass der Reiter – anstatt dem erklärlichen Gefühl zu folgen, welches die Schuld dem Pferde zuschiebt – damit anfangen sollte, bei sich selbst nachzusuchen, ob er nicht der schuldige Theil ist.

Es giebt ein ausgezeichnetes Mittel, um zu erkennen, ob ein Pferd deshalb ungehorsam ist, weil es Schmerzen im Maul hat. Anstatt ihm an den Zügeln einen Halt zu geben, lege man sie ihm auf den Hals, erfasse eine tüchtige Hand voll Mähne ungefähr in der Mitte des Halses und mache hiermit den Anzug. Sehr oft wird alsdann das Pferd völlig nachgeben. Bei den Pferdehändlern wird dieses Mittel täglich angewendet.

Um die Traber zu trainiren, erlaubt man ihnen in der Regel sehr scharfe Anlehnung an die Hand.

Man hat nur den einen Zweck im Auge: das Maximum an Schnelligkeit zu erreichen. Ob die Gänge gleichmässig sind, und ob das Maul weich bleibt, ist den Trainern gleichgültig. Ihre Pferde, welche in der Regel sehr kraftvoll sind, legen sich stets sehr stark in die Zügel, und andererseits wirkt der Reiter ebenso kräftig auf das Maul ein, in dem Glauben, dass, je fester er zieht, desto mehr das Pferd an Schnelligkeit gewinnt. Dies ist ein grosser Irrthum. Zieht man nämlich die Zügel zu fest an, so verlegt man dadurch das Körpergewicht des Pferdes auf die Hinterhand und

ermüdet auf diese Weise Nieren, Kreuz und Sprunggelenke. Um das Pferd flott traben zu lassen, muss man einfach darauf sehen, dass es in der Hand einen wirklichen Stützpunkt findet. Zweifellos trägt der Reiter bei einem Flachrennen im Galopp (aber übrigens auch im Trabe) den Kopf und den Hals seines Pferdes ein wenig, aber er soll wohl darauf achten, dass dieses von unten nach oben, und nicht nach vorn von hinten geschieht, weil sonst unfehlbar die Schwungkraft des Kreuzes und der Sprunggelenke beeinträchtigt wird.

Um einen genauen Einblick in die Erfordernisse des Trabrennens zu gewinnen, habe ich mich früher einmal in Dozulé, einem kleinen Dorfe in der Normandie, festgesetzt.

Ich hatte mich schon an Flach- und Hindernissrennen activ betheiligt, und da ich andererseits auch drei oder vier Schulpferde abgerichtet hatte, so bildete ich mir ein, dass ich diese normännischen Bauernburschen durch meine Kenntnisse in helles Erstaunen setzen würde. In aller Demuth indess muss ich gestehen, dass der am meisten Erstaunte ich selbst war.

Es gab da in Dozulé einen braven Bauernburschen, Namens Pascal, welcher ganz vorzüglich über Alles, was mit Pferden, in erster Linie, was mit Trabern zusammenhing, Bescheid wusste. Ich kannte ihn schon seit langer Zeit und hatte bereits vorher mit ihm den Zweck meines Aufenthalts in Dozulé besprochen.

Pascal hatte den Auftrag, zwei hervorragende Traber, welche, wenn ich nicht irre, dem Marquis de Croix gehörten, zu trainiren. Es war das gegen Ende 1864.

Tags nach meiner Ankunft sassen wir schon am frühen Morgen im Sattel und legten zunächst auf der

für unser Rennen bestimmten Bahn eine Entfernung von zwei Kilometer im Schritt zurück. Dann setzten wir uns in den Trab, und Pascal schlug mich spielend; ich lachte aber über meine Niederlage, da ich der Ansicht war, dass sein Pferd schneller als das meinige wäre.

Am folgenden Tage nahmen wir die Arbeit wieder auf, wir hatten dieses Mal die Pferde gewechselt, und trotzdem schlug mich Pascal abermals.

Ich gestehe, dass ich um so ärgerlicher war, als sich dieses Resultat vierzehn Tage hinter einander wiederholte, obwohl sich Pascal am andern Morgen jedesmal auf dasjenige Pferd setzte, mit welchem ich Tags zuvor geschlagen worden war.

Mit voller Kraft zog er an den Zügeln und riss dem Pferde in's Maul: Er nannte das, „dem Pferde zeigen, was die Glocke geschlagen" *(„sonner" son cheval)*.

Ich sagte ihm, dass seine Art und Weise, die Pferde zu reiten, nicht die richtige wäre, doch entgegnete er mir darauf, dass es das einzigste Mittel wäre, ein Pferd schneller vorwärts zu bringen, und – will man nach dem Erfolg urtheilen, – so hatte er ja scheinbar recht.

Ich bat ihn darauf, mich ein und dasselbe Pferd vierzehn Tage lang reiten zu lassen, während welcher Zeit wir nicht gegen einander ritten.

In diesem Zeitraum hatte ich es fertig gebracht, das Pferd zu zwingen, nur ganz leicht an den Zügel zu gehen, den Kopf still zu halten, und zu guterletzt schlug ich Pascal vier Mal hintereinander. In ebenso kurzer Zeit erzielte ich hierauf dasselbe Resultat mit dem anderen Pferde.

Die beiden Pferde, welche mit Vertrauen den Zügel annahmen und ihre Hinterhand voll und ganz ausnutzen konnten, trabten hierauf ganz gleichmässig, ohne in den Galopp zu fallen und fast ohne zu ermüden. Nach dem Pascal'schen System dagegen fielen sie in den Galopp, gingen im Trabe auseinander und hetzten sich ausserdem noch ab. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, dass ich mich, „näher bei meinem Pferde“ befand, als er; dass er grossartige Bewegungen machte, während ich ganz still sass und dass ich endlich nicht allein früher als er mein Pferd in die schärfste Gangart brachte, sondern es auch längere Zeit als er in derselben erhielt.

Alles in Allem genommen, behaupte ich keineswegs, dass ich seinen Pferden grössere Schnelligkeit beigebracht hätte, wohl aber thaten sie unter mir ihre Arbeit mit mehr Vertrauen und Leichtigkeit, während er ihnen Schmerzen im Maul verursachte und sie mehr ermüdete. Das zeigte sich übrigens deutlich am Ziel. Da sie sich unter mir nicht ebenso anzustrengen brauchten, so waren sie nach dem Rennen keineswegs ausser Athem, ja nicht einmal in Schweiss. Ich füge noch hinzu, dass das Reiten auf den nach Pascal'scher Manier zugerittenen Trabern unbequem und manchmal sogar gefährlich ist. Sind sie einmal in voller Fahrt, so ist es in der That schwierig, sie plötzlich anzuhalten. Nimmt man sie aber aus dem Training heraus und macht sie durch gründliche Arbeit wieder weich, so können sie sehr häufig vorzügliche Dienste leisten.

Uebrigens hatte Pascal einen grossen Vortheil vor mir voraus: er kannte seine Pferde und wusste, wie ich annehmen zu können glaube, wann sie ihren Höhepunkt an Schnelligkeit erreicht hatten. Die Kenntniss

dieses Umstandes ist nun aber viel wichtiger, als man im Allgemeinen glaubt. Hat ein Pferd den Höhepunkt an Schnelligkeit erreicht, ohne das der Jockey sich dessen bewusst ist, und er fordert noch mehr von dem Thier, so zwingt er es durch Antreiben, in den Galopp zu fallen.

Dieses Gefühl, welches Einen dazu bringt, trotzdem ein Pferd noch mehr anzutreiben, ist sehr erklärlich. Nichts greift die Nerven mehr an, als wenn man in einem Rennen neben einem Pferde läuft, welches eine Halslänge vor ist und diese auch beibehält. Trotz alledem muss man sich davor hüten, wenn das eigene Pferd seinen Höhepunkt an Schnelligkeit erreicht hat, noch mehr von ihm zu verlangen. Man widersetze sich energisch diesem Gefühl, welches Einen dazu treibt, das Thier noch mehr anzuspornen, da man es sonst zwingen würde, in den Galopp zu fallen; und um es dann wieder in den Trab zu bringen, müsste man anhalten, wodurch man einige Längen einbüssen würde.

Schlussfolgerung: Wenn man ein Pferd im Trabrennen reitet, so muss man sich genau über den Moment klar sein, in welchem das Pferd seinen Höhepunkt an Schnelligkeit erreicht hat, und hierin muss man es dann so lange als nur irgend möglich erhalten. Das Rennen wird alsdann zu dem, was es eigentlich sein soll, d. h. also, zu einer Konditionsfrage, denn Derjenige, welcher am längsten dieses Maximum an Schnelligkeit beibehalten kann, wird die meiste Aussicht auf Erfolg haben.

Bemerken möchte ich noch, dass beim Trabrennen das Maximum an Schnelligkeit bereits vom Start an verlangt werden muss. Wir werden an anderer Stelle sehen, dass dieses beim Galopprennen nicht der Fall ist.

XVIII.

Der Galopp
(Le galop).

Der Galopp ist von sämmtlichen Gangarten die schwierigste und die complicirteste. Es giebt nur wenige Reiter, welche es fertig bringen, ihr Pferd im Galopp die Bewegungen genau so, wie sie es haben wollen, ausführen zu lassen.

Ich fange nicht früher mit dem Galopp an, als bis ich völlig Herr über mein Pferd bin. Ich verstehe darunter, dass es sich mir bei allen anderen Bewegungen physisch und, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch moralisch unterordnet, dass es weich ist, an den Zügel herangeht und dem Schenkeldruck leicht gehorcht.

Ich warte vor Allem so lange, bis der Rücken, die Hanken und die Sprunggelenke völlig geschmeidig sind und bis das Pferd, ohne dabei zu stolpern, den Gesammthülfen gehorcht, um als Reiter sicher zu sein, dass ich nach Belieben über die hierdurch erzielten Kraftäusserungen verfügen kann.

Sind diese Vorbedingungen erfüllt, so weiss ich bestimmt, dass es mir gelingen wird, von vornherein mein Pferd zum Galopp richtig zu versammeln, und dass ich es sofort erreichen werde, dass das Pferd nicht etwa in den Galopp anspringt, welcher ihm gerade passt, sondern in denjenigen, welchen ich von ihm verlange.

Gehorcht das Pferd dem Schenkeldruck, so kann ich es vom ersten Augenblick an daran verhindern, die Hinterhand quer zu stellen, und das ist ausserordentlich wichtig, da es nichts Schlechteres giebt, als diese Angewohnheit. Derselben vorzubeugen, ist günstiger, als sie zu beseitigen. Es ist ungleich

schwieriger, ein Pferd wieder gerade zu stellen, welches die Gewohnheit hat, seine Hinterhand nach rechts oder links zu werfen, als ihm vom ersten Tage an beizubringen, auf gerader Linie zu galoppiren.*) Der Reiter

*) Meistens bringt der Anfänger in der Reitbahn, sobald er sein Pferd auf dem äussern — auswendigen — Bein angaloppiren will, dasselbe zu scharf in eine Querstellung.

Ich nehme einmal an, er befinde sich auf der linken Hand und will sein Pferd rechts anspringen lassen:

Er bringt seine Hände nach links. Wenn er das in geringem Maasse thut, gerade nur soviel, um die linke Schulter etwas mehr zu belasten — so ist das richtig.

Wenn aber nicht sogleich der erwünschte Erfolg (des Rechtsgalopps v. Z. O.) eintritt, so wird er die Hände mehr und mehr nach links bringen und dadurch sein, mit den Schultern in die Bahn hineingestelltes Pferd in eine Querstellung zwingen. Zu diesem Zeitpunkt der Dressur hat das Pferd indessen noch nicht gelernt, mit in die Bahn gestellter Schulter zu galoppiren, und deshalb muss der Reiter — bevor er hierzu übergeht — zunächst sein Pferd auf gerader Linie, auf dem inwendigen und auswendigen Bein galoppiren lassen. Sonst würde man ja den Schwung verlieren und dadurch, dass das Pferd hinter den Zügel käme, den Galopp rein unmöglich machen. Nehme man doch die Hände gerade genug nach links, um die linke Schulter etwas zu belasten, aber nicht genug dahin, um das Pferd zur Querstellung kommen zu lassen. Geschieht dies aber, dann bestehe man nicht darauf, anzugaloppiren, sondern stelle sein Pferd wieder geradeaus und galoppire wieder auf gerader Linie an.

Auf das blosse Angaloppiren kommt es nicht an sondern darauf, dass das Pferd auf gerader Linie angaloppirt.

Wenn das Pferd auf dem äusseren Bein galoppirt, zeigt der Anfänger — ebenso, wie er glaubt, sein Pferd (selbst bei fehlerhaftem Anspringen) in Gang erhalten zu müssen — grosse Neigung, sein Pferd quer zu stellen, indem er die Schulter zu weit in die Bahn bringt — und lässt es in Wirklichkeit aber beinahe auf zwei Hufschlägen gehen. Beharrt man bei diesem Fehler, so wird jeder Fortschritt unmöglich; denn das Pferd wird niemals tadellos auf zwei Hufschlägen galoppiren können, wenn es nicht vorerst gelernt hat, auf dem auswendigen Bein auf gerader Linie zu galoppiren. J. Fillis.

muss im Galopp gerade sitzen. Bei zu weit vorgelegtem Oberkörper würde ihn der Galoppsprung auf den Hals werfen; bei übermässigem Hintenüberlegen würde das Kreuz zu sehr eingezogen sein, was eine steife Haltung zur Folge haben würde.

Das Pferd galoppirt entweder rechts oder links.

Man sagt, es galoppirt rechts, wenn die rechten Beine in dem Augenblick, wo sie den Boden berühren, sich vorne befinden. Umgekehrt sind es die linken Beine, welche vorn sind, wenn sie den Erdboden berühren.

Um dem Pferd den Rechtsgalopp beizubringen, muss man nach erfolgtem Anlegen der Schenkel beide Hände nach links bringen, wodurch die rechten Zügel etwas mehr anstehen, als die linken.*) Auf diese Weise belastet man die linke Schulter, ohne jedoch hierzu den Kopf nach links zu führen, da derselbe stets geradeaus gestellt bleiben muss; die Nasenspitze könnte allenfalls ein wenig nach rechts zeigen.

Ist das Pferd erst einmal richtig gestellt, so brauche ich es nur noch in Gang zu bringen. Diese Aufgabe fällt der Hinterhand zu, welche gleich einer Feder das Pferd vordrücken und vorschnellen muss. Ich verstärke die Wirkung der Schenkel, indem jeder derselben einen gleich starken Druck ausübt, um die Hinterbeine unter den Schwerpunkt zu treiben. Zuletzt lasse ich den linken Schenkel stärker wirken, indem ich ihn etwas weiter zurücklege als den rechten.**)

*) Ich bediene mich — gleichgültig, welche Gangart ich dem Pferde auch beibringen will — zunächst nur der Trense.
J. Fillis.

**) Mit dem linken Schenkel wirft sozusagen der Reiter das Gesammtgewicht auf seinen rechten Schenkel, welcher es alsbald auf die Hand wirft. J. Fillis.

Hat man ein halbwege gängiges Pferd unter sich, so genügt der Schenkeldruck, um es an die Hand gehen zu lassen. In diesem Augenblick hebe ich beide Hände an, wobei ich die Zügel anstehen lasse, und benutze den durch den Schenkeldruck bewirkten Schwung, um das Pferd anspringen zu lassen, indem ich es gleichzeitig daran verhindere, sich zu strecken und etwa den Trab anzunehmen.

Sitzt man auf einem temperamentlosen Pferde, so muss man unter verstärktem Drucke den Schenkel länger wirken lassen und im Nothfall auch den Sporn gebrauchen.

Unter solchen Umständen wird es dem Pferde schwer, anders als im Rechtsgalopp anzuspringen; unmöglich ist es dagegen keineswegs. Es kann indessen auch vorkommen, dass es im Linksgalopp anspringt oder antrabt.

In beiden Fällen parire ich sobald wie möglich und stelle das Thier, wie oben angegeben, wieder geradeaus; hierauf beginne ich so lange von vorne, bis es im Rechtsgalopp anspringt.*) Sowie es drei oder vier

*) Springt das Pferd ungleich an, d. h. springt die Vorhand rechts und die Hinterhand links an, verstärke man die Hülfen zu demjenigen Galopp, welchen man haben will, und da es hier die Hinterhand ist, welche falsch geloppirt, so lasse man kräftig den linken Schenkel wirken.

Den Anfängern, welchen es einige Schwierigkeit bereitet, sich Rechenschaft davon zu geben, wie sie galoppiren, rathe ich, vorsichtig zu Werke zu gehen; denn es giebt nichts Schlimmeres, als einen Fehler verbessern zu wollen, der gar nicht vorhanden ist. Man neige sich zunächst ganz leicht nach vorn, um „zuzusehen", auf welchem Bein das Pferd galoppirt. Ist dabei die rechte Schulter in demjenigen Augenblick vorn, wo das Pferd mit der Vorhand den Boden berührt, so ist man sicher, dass es auf der Vorhand rechts galoppirt. Nun achte man auf seinen Sitz

Galoppsprünge auf diesem Fuss gethan hat, parire ich, streichele das Pferd und lasse es, sich selbst überlassend, einmal im Schritt um die Bahn herum gehen. Hierauf mache ich drei bis vier Mal dieselbe Uebung durch.*)

Baucher schrieb in Folge einer wunderbaren, irrigen Auffassung für das Anspringen zum Galopp die einseitlichen Hülfen vor. In der Ausgabe seines Werkes vom Jahre 1846, Seite 219, will er zum Anspringen im Rechtsgalopp die Hand links gestellt – mithin Anziehen des rechten Zügels – und den rechten Schenkel gebraucht wissen. Ich schiebe die Schuld an diesem Irrthum auf die mangelhafte Biegung im Halse, welche bei Baucher Regel war. Der tief hängende Hals, welcher vom Widerrüst nach rechts gebeugt war, zwang die linke Schulter, einen Stützpunkt zu suchen, und der linke Schenkel hätte bewirkt, beim Pferde die beiden Endpunkte nach innen zu biegen, d. h. die Kruppe dem Kopf zu nähern. Die Wirkung des rechten Schenkels war im Gegentheil die, das durch fehlerhafte Halsbiegung erzeugte falsche Gleichgewicht wieder herzustellen.

und prüfe, ob die regelmässige und die nachgiebige Bewegung des Oberkörpers anzeigt, dass der Galopp vorn und hinten richtig ist; denn dann ist es thatsächlich der Fall, dass das Pferd auch hinten richtig galoppirt. Empfindet man aber im Gesäss Stösse und Erschütterungen, die sich durch zwei Tempo's markiren, so befindet man sich im Kreuzgalopp: die Hinterhand galoppirt links.

Dann kann man — aber auch nur dann — wenn man sich völlige Sicherheit davon verschafft hat, den linken Sporn gebrauchen, um die Hinterhand ein wenig nach rechts zu bringen, und dann den linken Schenkel fest anliegen zu lassen, um das Pferd zu zwingen, hinten und vorn übereinstimmend zu galoppiren.

J. Fillis.

*) Ich habe schon wiederholt erwähnt, dass man mit der neuen Uebung die Lection stets schliessen soll, um dieselbe dem Gedächtniss des Pferdes besser einzuprägen. J. Fillis.

Wie konnte aber Baucher eine solche Vorschrift geben, wo es doch sein Hauptprinzip war, beim Wenden den auswendigen Schenkel zu gebrauchen? (Ausgabe vom Jahre 1846, Seite 189). Nach diesem System musste man beim Abwenden im Galopp nach rechts den rechten Schenkel stärker wirken lassen, um im Rechtsgalopp zu bleiben und ebenso den linken, um nach rechts zu wenden. Es genügt wohl, auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht zu haben. Jedermann begreift, dass bei einem Pferde, welches gelernt hat, beim Druck des linken Schenkels links zu galoppiren, der Erfolg bei dem eben angenommenen Fall nicht der sein wird, dass es die Wendung nach rechts macht, sondern, dass es abchangirt. Es ist also unnöthig, die Mittel zu beschreiben, deren man sich bedienen muss, um das Pferd links galoppiren zu lassen. Selbstverständlich sind es dieselben, welche ich soeben angegeben habe, aber im umgekehrten Sinne. Man muss stets mit dem Rechtsgalopp*) beginnen und zu diesem Zweck auf der rechten Hand reiten. Ich lasse niemals links anspringen, bevor ich nicht so oft ich will und ohne jede Anstrengung einen ganz freien Rechtsgalopp erreicht habe. Es ist ziemlich schwer anzugeben, wie vieler Tage man hierzu bedarf, da manche Pferde ganz leicht auf dem rechten Fuss angaloppiren, wieder andere dagegen dabei mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, obwohl sie vielleicht ohne Weiteres auf dem linken Fuss anspringen würden.

*) In der Reitkunst ist es Regel, alle Uebungen auf der rechten Hand zu beginnen. Im Freien, auf gerader Linie, galoppirt man gewöhnlich rechts. Die Reiterin galoppirt rechts. Alle diese Gründe sprechen dafür, lieber mit dem Rechtsgalopp zu beginnen.
J. Fillis.

Bei den Pferden können wir dasselbe wie bei den Menschen beobachten: die Einen sind, entweder von der Geburt an oder durch Angewöhnung rechts, die Anderen dagegen links. Trotzdem scheint es mir wahrscheinlicher zu sein, dass gewisse Pferde von Natur aus rechts sind, denn wollte man nur mit den angenommenen Gewohnheiten rechnen, so müssten alle Pferde links sein.

Thatsächlich befindet man sich ja, wenn man selbst zu Fuss ist und ein Pferd am Zügel führt, stets auf seiner linken Seite. Ebenso bringt man ihm von dieser Seite sein Futter, hier sattelt, hier zäumt man es, und da das Pferd es liebt, sich davon zu überzeugen, was ringsumher vorgeht, so ist es wiederum diese Seite, nach welcher es beständig den Kopf wendet; somit müsste es eigentlich nach links biegsamer sein, als nach rechts. Das ist jedoch nicht der Fall. Ich bin auf ebenso viele Pferde gestossen, die rechts, als auf solche, die links waren. Man kann also erst bei der Arbeit erkennen, ob sie das Eine oder das Andere sind, da der Bau des Pferdes dafür keinen Anhaltspunkt giebt.*)

Da dasjenige Pferd, welches rechts ist, sein ganzes Leben lang auf der rechten Seite biegsamer und gängiger sein wird, so ist es natürlich die linke Seite, welche man am meisten in Arbeit nehmen muss, beim Abbiegen, bei den Seitengängen, bei den Volten, beim Galopp u. s. w. und vice versa.

*) Die arabischen Pferde sind insofern links, als sie stets auf der linken und niemals auf der rechten Hand Kehrt machen. Es ist das einzig und allein die Folge ihrer Erziehung. Stellt man sich rechts neben einen arabischen Reiter, so kann er nicht an Einen herangehen, ohne zu diesem Zweck linksum Kehrt gemacht zu haben. J. Fillis.

Ich warte — um mehr fordern zu können — so lange, bis das Pferd unterschiedslos ebenso leicht rechts als links anspringt und dabei auf gerader Linie bleibt. Hierauf verlange ich, dass das Pferd sich leicht in die Hand stellt. Selbstredend kann ich das aber nicht im Galopp erreichen, wenn ich nicht bei allen vorangegangenen Gangarten und Uebungen ein weiches und leichtes Gefühl im Maul erzeugt habe.

Ich glaube, dass ich die Thätigkeit der Hülfen im vorliegenden Falle am richtigsten dahin definiren kann, dass die Hände zum Schritt und die Schenkel zum Galopp auffordern. Das heisst also, dass, während die Schenkel das Pferd kräftig vorwärts treiben, die Hand es leicht zurückhält; das Thier soll also zwei Aufforderungen gehorchen, welche im Widerspruch stehen, da aber der Schwung nach vorwärts der vorherrschendere ist, so wird es hierdurch genöthigt, sich vorne zu heben und anzugaloppiren.

Der Reiter wird erkennen, dass er seinen Zweck erreicht hat, sowie das Pferd langsam galoppirt, sich dabei nicht anstrengt und vor Allem keinen Versuch macht, sich der Zügelführung zu entziehen.*)

*) Fast alle Autoren empfehlen, das Pferd zu pariren und zurücktreten zu lassen, wenn es im Galopp fest in der Hand wird. Es giebt nichts Unsinnigeres. Warum drückt das Pferd in die Hand? Weil die Sprunggelenke zu weit vom Schwerpunkt entfernt sind. Lässt man es zurücktreten, so treibt man die Sprunggelenke noch mehr nach hinten hinaus und verstösst damit erst recht gegen den beabsichtigten Zweck. Man muss, im Gegentheil, das Pferd pariren, indem man es mit den Schenkeln kräftig auf die Hand treibt, mit dem Indiehandstellen in der Vorwärtsbewegung fortfährt, diese Hülfen in Einklang bringt, mit Händen (Fäusten) und Schenkeln annimmt und nachgiebt (um das Pferd in die hohe Versammlung zu bringen): Das sind die einzigen Mittel, um die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt zu bringen.

Man kann auf dreierlei Weise erkennen, ob das Pferd rechts galoppirt:

Zunächst genügt es, einen Blick auf seine Schultern oder seine Beine zu werfen. Galoppirt das Pferd rechts, so wird auch die rechte Schulter und vornehmlich der rechte Huf sich weiter vorn befinden, als der linke Huf und die linke Schulter.

Zweitens weicht die Kruppe des Pferdes stets ein wenig nach derjenigen Seite ab, auf welcher es galoppirt.

Endlich drittens, wenn das Pferd rechts galoppirt, rührt sich der rechte Schenkel des Reiters unwillkürlich mehr als der linke;*) es ist daher schwieriger, das rechte Knie fest anliegen zu lassen.

Hat man seine Beobachtungen in dieser Weise eine ganze Weile aufmerksam fortgesetzt, so muss man schliesslich mit geschlossenen Augen erkennen können, auf welchem Fuss das Pferd galoppirt.

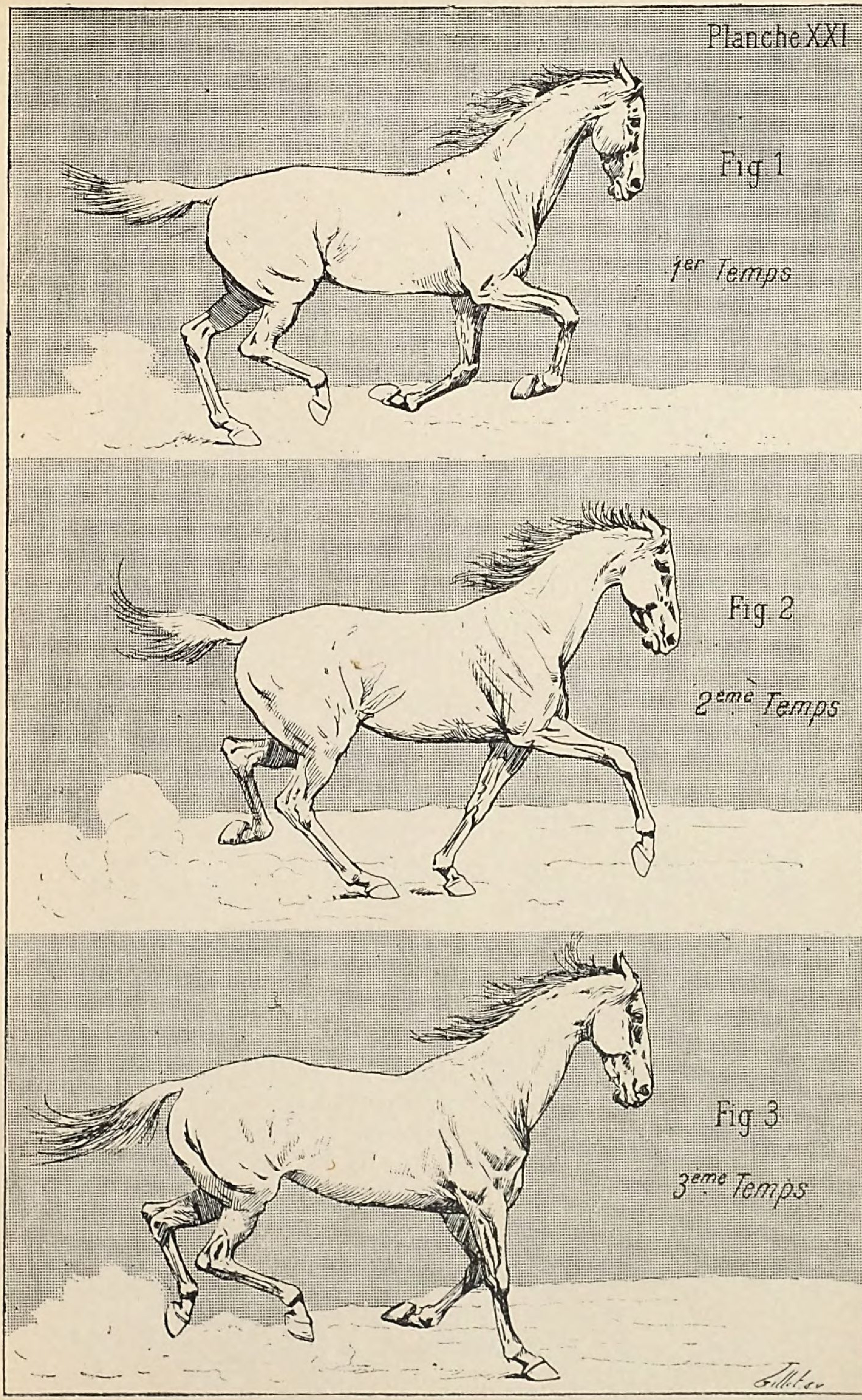
Bevor ich in der Lehre der Dressur weiter gehe, erscheint es mir wichtig, die einzelnen Momente beim Galoppsprung näher zu beleuchten.**)

In dieser Weise wird die Vorhand nach und nach und in dem Maasse wieder leicht, als die Hinterhand den Schwung nach vorwärts giebt.

Bei dieser Gelegenheit sind halbe Paraden auf der Hinterhand sehr angebracht, vorausgesetzt, dass man die Geschicklichkeit *(le tact)* besistzt, sich der Hinterhand zu vergewissern und das Pferd vollständig in der Hand zu behalten. J. Fillis.

*) Das Strecken des unter dem Bauch befindlichen, rechten Sprunggelenkes ist es, welches beim Rechtsgalopp den grössten Abschwung bewirkt. Dieses ist es auch, welches das Hin- und Herschieben des rechten Knie's beim Reiter hervorbringt. Die Arbeit des linken, viel weiter zurückstehenden Sprunggelenkes, welches infolgedessen für den Abschwung viel weniger in Betracht kommt, verschiebt natürlich weit weniger das linke Knie. J. Fillis.

**) Dieses Studium ist nothwendig, um das Abchangiren klar zu machen. J. Fillis.


Planche XXI
Fig 1
1er Temps
Fig 2
2ème Temps
Fig 3
3ème Temps

Sowohl beim Schulpferd als auch beim gewöhnlichen Reitpferd muss man beim Galopp drei scharf ausgeprägte Tempo's unterscheiden können.*)

Zu einem Galoppsprung gehören also drei Tempo's. Sehen wir uns denselben z. B. auf dem rechten Fusse an.

Erstes Tempo: Der linke Hinterfuss ruht auf dem Boden. (Tafel XXI, Fig. 1.)

Zweites Tempo: Niedersetzen der linken Diagonale: der rechte Hinterhuf und der linke Vorderhuf berühren gleichzeitig den Boden. (Tafel XXI, Fig. 2.)

Drittes Tempo: Niedersetzen des rechten Vorderhufes. (Tafel XXI, Fig. 3.) Nunmehr führe ich die Hülfen an, deren sich der Reiter während dieses Galoppsprunges bedienen muss:

Erstes Tempo: Kräftiges Anlegen des linken unterstützenden Schenkels. Das Pferd ruht thatsächlich einen Augenblick ausschliesslich auf dem linken Hinterbein; dieser Augenblick ist aber nur so kurz, dass das Auge, wenn es nicht ausserordentlich darin geübt wird, denselben kaum wahrzunehmen vermag.

Zweites Tempo: Linke Diagonale: Der Reiter muss beide Schenkel kräftig anlegen, um das Pferd in die Hand zu stellen.

Drittes Tempo: Das Pferd ruht auf dem rechten Voderfuss. Der Reiter muss das Pferd leicht an den Zügel nehmen, zunächst, um es zu unterstützen, und ferner, um das Indiehandstellen zu vervollständigen, zu welchem es beim zweiten Tempo durch die Schenkel aufgefordert worden war. Nunmehr will ich die

*) Der gestreckte oder Renngalopp besteht aus vier Tempo's. Ebenso auch beim ganz abgekürzten Galopp in hoher Versammlung. Darauf komme ich späterhin zu sprechen. J. Fillis.

Wirkung dieser Hülfen bei den drei Tempo's, welche einen Galoppsprung ausmachen, erklären:

Erstes Tempo: Der linke Schenkel des Reiters muss deshalb kräftig angelegt sein, weil das Pferd so zu sagen einzig und allein auf seinem linken Hinterbein steht, obwohl sein Körper nach vorn geneigt ist und die übrigen Glieder sich nicht viel über dem Boden erhoben haben. Das Gesammtgewicht des Pferdes und des Reiters ruht mithin auf diesem Beine, und wollte man das Pferd nicht auf der linken Seite unterstützen, so würde unfehlbar dieses Bein unter der Ueberlastung erlahmen und die Hinterhand nach links abweichen.

Zweites Tempo: Die beiden Schenkel des Reiters üben ihren Druck aus, um das Pferd auf den Zügel zu treiben. Dies ist während des Galopps der einzigste Augenblick, in welchem das Pferd zwei Stützpunkte hat, und muss man daher den Abschwung, welchen es nunmehr bekommen wird, dazu benutzen, um es sich beim nächsten Tempo in die Hand gehen zu lassen.

Drittes Tempo: Der Reiter bekommt das Pferd auf die Hand. Dieses ist der Augenblick, in welchem ein völliges Indiehandstellen am leichtesten zu erzielen ist, da beim zweiten Tempo das unter dem Bauche befindliche, rechte Sprunggelenk den Höhepunkt des Abschwungs hervorbringt, was von der Hand zur höheren Versammlung ausgenutzt werden muss.

Nichtsdestoweniger muss das Pferd beim dritten Tempo in der Hand auch einen gewissen Stützpunkt finden, da es in diesem Augenblick einzig und allein auf dem rechten Vorderbein ruht. In der Regel ist dieses der Augenblick, wo die Pferde Fehler machen und Gefahr laufen, zu stürzen, wenn sie nicht unterstützt werden.

Wohlverstanden gebe ich nur die hauptsächlichsten Hülfen an. Es ist ja selbstverständlich, dass Hände und Schenkel sich gegenseitig unterstützen müssen.

Nach alle dem, was ich soeben gesagt habe, könnte es den Anschein gewinnen, als ob das linke Hinterbein beim Rechtsgalopp am meisten mitgenommen würde. Das ist auch thatsächlich die Meinung Vieler, welche über dieses Thema geschrieben haben. Das beruht aber auf einem grossen Irrthum, da das unter dem Bauche befindliche, rechte Sprunggelenk die ganze Masse hebt und daher beim Galoppsprung die Hauptarbeit thut. Die Thatsache beweist es. Ich weiss es wohl, dass das linke Sprunggelenk, welches das äusserste Ende des Hebelarms bildet, in Bezug auf die Bewegung wenig nutzt. Da jedoch die Lage des rechten Sprunggelenkes unter der Mitte des Schwerpunkts zur Ausnutzung seiner völligen Streckung eine günstigere ist, so ist die Kraftäusserung bei demselben eine stärkere und wird aus diesem Grunde auch in erhöhtem Maasse mitgenommen. Beobachtet man genau ein im Rechtsgalopp befindliches Pferd, so bemerkt man gar bald, dass das rechte Sprunggelenk und die rechte Fessel sich bei Weitem mehr durchbiegen müssen als auf der linken Hand, und dass aus diesem Grunde ihre Thätigkeit von unten nach oben eine ausgesprochnere, ihre Streckung eine energischere ist.*)

*) Auch bei den für Damen zugerittenen Pferden, welche stets rechts galoppiren, nutzt sich das rechte Sprunggelenk stets frühzeitiger ab. Die Damen mögen den Linksgalopp nicht, weil derselbe sie bei Weitem mehr aus ihrem Sitz bringt. Da dieselben nach links sitzen, so erfolgt das Strecken nicht genau unter ihrem Sitz, da dasselbe ja vom rechten Sprunggelenk ausgeht. Aus diesem Grunde kommen sie hier weniger leicht aus dem Sitz, als beim Linksgalopp. J. Fillis.

Setzt man ein Pferd, dessen rechtes Sprunggelenk schlecht ist (trockener Spath, verletzte Linie oder Hasenhacke), in den Rechtsgalopp, so wird es sofort auf der Hinterhand changiren, da die von ihm verlangte Kraftäusserung einen Schmerz verursacht. Lässt man aber dasselbe Pferd im Linksgalopp anspringen, so wird es darin verbleiben, ohne auf der Hinterhand zu changiren. Das rechte Sprunggelenk arbeitet also kräftiger beim Rechtsgalopp, das linke dagegen beim Linksgalopp. Aus diesem Grunde muss also der Reiter stets beide Schenkel kräftig anlegen, insbesondere beim zweiten Tempo. Es bewirkt dieses, dass das unter dem Schwerpunkt befindliche Sprunggelenk zu grösserer Thätigkeit angespornt, das Pferd nach vorne getrieben wird und dass es beim zweiten Tempo daran verhindert wird, hier länger auf dem Boden zu verweilen als beim ersten und dritten Tempo. Gäbe man die Hülfe nicht in dieser Weise, so würde das zweite Tempo ein langsameres und schwerfälligeres sein, als die beiden anderen.

XIX.

Volten und halbe Volten im Galopp
(Voltes et demi-voltes au galop).

Habe ich es erreicht, dass das Pferd leicht und ohne Anstrengung galoppirt, so lasse ich es grosse Volten ausführen. Es ist thatsächlich günstiger, zu Anfang grössere Zirkel zu beschreiben, da es schwieriger ist, bei den kleinen sein Pferd in gerader Stellung zu erhalten.

Es kommt selten vor, dass ein Pferd nicht den Versuch machte, seine Hinterhand nach aussen oder

nach innen zu werfen. Geschieht es nach aussen, so ist dem Uebel leichter abzuhelfen.

Nehmen wir also ein Pferd, welches im Rechtsgalopp nach rechts abwendet. Nachdem ich die Schenkel angelegt habe, führe ich beide Hände nach rechts und vorwärts; nach rechts, um die Schulter von der Bande abzubringen, nach vorwärts, um das (unwillkürliche) Verkürzen des Tempo's zu vermeiden. Der rechte Trensenzügel*) muss nach rechts ziehen, während der linke den Hals und somit auch die Schultern nach rechts schiebt, wobei er gleichzeitig den linken Schenkel darin unterstützt, die Hinterhand am Ausweichen zu verhindern und somit dazu beiträgt, das Pferd in seiner geraden Stellung zu erhalten. Macht das Pferd den Versuch, seine Kruppe nach links zu werfen, so müssen meine beiden Schenkel ihren Druck verdoppeln, um das Thier energischer nach evorn zu triben, nur muss der linke Schenkel noch etwas kräftiger einwirken, als der rechte, um das Pferd im Rechtsgalopp zu erhalten. Der rechte Schenkel treibt die Masse nach vorwärts und zwingt die Hinterhand, mit den Schultern auf ein und derselben Linie zu bleiben.

Der Grund, weshalb ich einem Pferde den Vorzug gebe, welches die Hinterhand nach aussen wirft, ist

*) Ich habe bereits erwähnt, dass ich, um dem Pferde eine neue Aufgabe zu lehren, mich stets der Trense bediene. Die Trense dient zur Führung, die Kandare zum Indiehandstellen. In dem Maasse, wie das Pferd auf die Trensenwirkung eingeht, tritt auch mehr und mehr die Kandare in Wirkung, um das Indiehandstellen hervorzubringen und zu vervollständigen. Diese beständige Thätigkeit der Kandare zum Indiehandstellen finden wir bei allen Uebungen wieder, in Gemeinschaft mit der Trensenführung, welche dem Pferde die Richtung anzeigen soll.

J. Fillis. 14

ein leicht verständlicher. In diesem Falle nämlich wirft es sich gegen meinen linken Schenkel und bediene ich mich alsdann des Sporns, dessen Zweck hierbei ein doppelter ist: einmal soll er die Kruppe daran hindern, nach links abzuweichen, zum anderen zwingt er das Thier, im Rechtsgalopp zu verharren. Im anderen Falle, nämlich, wenn das Pferd seine Hinterhand nach innen wirft, bin ich gezwungen, meinen rechten Schenkel mehr oder minder kräftig, manchmal sogar den Sporn zu gebrauchen, selbst auf die Gefahr hin, dass das Pferd mit der Hinterhand abchangirt. Endlich kriecht das Pferd, welches die Hinterhand zu weit in den Zirkel hineingestellt hat, hinter den Zügel. Nur selten werden diese Fehler auftreten, wenn man mit grossen Zirkeln beginnt. Man soll dieselben erst allmälig verkleinern und zwar nach Maassgabe der Leichtigkeit, mit welcher das Pferd die Arbeit ausführt. Ich füge noch hinzu, dass man selbst in den kleinen Zirkeln sein Pferd ganz gerade gestellt behalten muss.

Unmittelbar darauf beginne ich nun mit den halben Volten. Diese Bahnübung ist ein Kinderspiel, wenn man sich mit der ungefähren Ausführung derselben begnügt, dagegen ist es sehr schwierig, dieselbe absolut richtig auszuführen, was ich übrigens auch nur selten gesehen habe.

Beim Verlassen der Bande muss das Pferd geradegestellt sein und am Zügel stehen, genau so, wie bei den Volten. Nach drei Galoppsprüngen muss es den Rest des Weges auf zwei Hufschlägen zurücklegen, bis es zur Bande zurückkommt. Um auf zwei Hufschläge zu gelangen – während das Pferd stets im Rechtsgalopp verharrt – zieht der rechte Trensenzügel

den Kopf und den Hals ein Wenig nach rechts, während der linke am Halse anliegt und die Schultern von links nach rechts schiebt; der linke Schenkel veranlasst ein Ausweichen der Hinterhand nach rechts; der rechte Schenkel dient dazu, das Pferd vorwärts zu treiben und es in der Hand zu behalten, was sehr wichtig ist, da man trotz des Seitenganges Terrain nach vorne gewinnen soll. Sobald man an die Bande gelangt, welche sich nun rechts vom Reiter befindet, muss man das Pferd wieder geradeaus stellen, pariren*) und dann im Schritt in die Hand stellen; hierauf Linksgalopp anspringen und auf diesem Fuss die gleiche Arbeit ausführen lassen.

Führt das Pferd die halben Volten richtig aus, so lasse ich es noch einige Galoppsprünge, ohne zu changiren, weiter machen. Beginne ich also meine halbe Volte von derjenigen Bande aus, welche ich zur Linken habe, und das Pferd galoppirt rechts, so bleibe ich, da ich die Wendung nach rechts mache, immer im Rechtsgalopp, auch nachdem die halbe Volte ausgeführt ist, jedoch in der ersten Zeit nur während zwei oder drei Galoppsprüngen. Ich vergrössere diese Zahl erst ganz allmälig und zwar nach Maassgabe der Leichtigkeit und geringen Anstrengung, mit welcher das Pferd diese Uebung ausführt.

Es ist dieses die leichteste Art, auf welche das Pferd es lernt, beim Wenden nach links auf dem rechten Fuss zu galoppiren, und umgekehrt.

Diese Uebung ist absolut nothwendig, wenn man es erreichen will, dass das Pferd mit Leichtigkeit ab-

*) Soll die Bewegung correct ausgeführt sein, so müssen die Schultern zuerst bei der Bande ankommen. J. Fillis.

changirt, gleichviel auf welchem Hufschlag es gerade galoppirt.

Galoppirt ein Pferd auf dem Fusse, welcher sich zunächst der Bande befindet, tadellos einmal um die Bahn herum, so muss man es häufig abwechselnd, das eine Mal rechts, das andere Mal links anspringen lassen, wobei man es stets längs der Bande gehen lassen muss.

XX.

Das Abchangiren
(Changements de pied).

Sobald ein Pferd mit der gleichen Leichtigkeit rechts oder links galoppirt, muss der Reiter, ganz nach Gefallen, sein Thier im Rechts- oder im Links-Galopp anspringen lassen können. Ausserdem muss er aber auch, ohne erst zu pariren, von der einen Art des Galopps zur anderen überzugehen verstehen; darin besteht der „Beinwechsel“ (das Abchangiren) *(changement de pied)*. Das ist keineswegs eine Uebung der hohen Schule, sondern gehört zur gewöhnlichen Reiterei und ist etwas, was man täglich braucht, nicht allein in der Bahn, sondern auch im Freien, ebensowohl beim Spazierenreiten, als auf der Jagd.

Zum Beispiel: Reitet man im Linksgalopp und will eine Wendung nach rechts machen, so ist es ganz unmöglich, diesen Directionswechsel ohne Gefahr zu vollführen. Es wird sich nämlich, um diese Wendung auszuführen, das vorn befindliche, linke Vorderbein des Pferdes über das rechte setzen müssen, wird letzteres aufhalten, an demselben hängen bleiben und das Pferd wird stürzen. In einem solchen Falle misst in der Regel der Reiter seinem Pferde die Schuld bei und sagt sich,

es habe einen Fehler gemacht. Allerdings wurde ein grober Fehler gemacht, aber von Seiten des Reiters.*)

Will man im Linksgalopp nach rechts wenden, ohne dabei die Gangart zu verändern, so ist es durchaus nothwendig, vorher das Pferd auf den rechten Fuss abchangiren zu lassen. Es geht alsdann diese Wendung ebenso leicht wie gefahrlos vor sich. Hat doch das Pferd dabei seinen Kopf rechts, also nach derjenigen Seite hingestellt und den Körper ebenfalls nach derjenigen Seite gebogen, nach welcher es wendet. Ausserdem ist es das vorn befindliche Bein, welches zunächst den Boden auf derjenigen Seite berührt, nach welcher hin der Directionswechsel vor sich geht.**)

Man muss das Abchangiren mit der grössten Sorgfalt einüben. Eine gründliche Vorbereitung ist das

*) Natürlich kann es vorkommen, dass dieser Unfall vermieden wird, und dass es dem Pferde gelingt, sich aufrecht zu erhalten, obgleich es mit den Beinen aneinander gerathen ist. Das ist aber dann reiner Zufall. Der Grund dafür, warum ein im Linksgalopp befindliches Pferd bei der Wendung nach rechts stürzt, ist der, dass man es urplötzlich in die Stellung zum Rechtsgalopp versetzt. Bei der Reiterei in der Hohen Schule erreicht man es allerdings, dass das Pferd ganz richtig nach rechts wendet und dabei im Linksgalopp verbleibt. Hierzu muss man aber die Wendung in einem grösseren Bogen ausführen, das Pferd stets in der Stellung des Linksgalopps erhalten und dieselbe sogar ein Wenig übertreiben, indem man durch den Druck des rechten Schenkels die Kruppe noch etwas mehr nach links bringt. Das Abchangiren ist allerdings leichter.
J. Fillis.

**) Was den Directionswechsel anbelangt, so empfehle ich drei Punkte zur Beachtung: den Bogen stets so gross, wie nur irgend möglich machen; beim Wenden stets das Tempo ein Wenig zu verkürzen; und endlich — sowie man nicht ganz sicher ist, dass das Pferd auch wirklich umchangirt — (welche Schwierigkeit mit der Schnelligkeit der Gangart wächst) ist es besser, das Pferd vor der Wendung in den Trab fallen zu lassen und erst nach geschehenem Directionswechsel den Galopp wieder aufzunehmen.
J. Fillis.

einzigste Mittel, um diese Aufgabe dem Pferde beizubringen und um es an dieselbe zu gewöhnen. Es ist sehr schwer, in einem Buche anzugeben, in welchem Stadium der Dressur das Pferd zum Erlernen des Abchangirens genügend vorgebildet ist. Ich kann blos im Allgemeinen sagen, dass dieser Moment derjenige ist, wo die von mir beschriebenen Vorübungen zur Folge gehabt haben werden: dass das Pferd in seinen Bewegungen frei geworden ist, dass es biegsam, ungezwungen, gut im Gleichgewicht, dass es gehorsam und vor Allem aufmerksam auf die Hülfen ist.

Wir haben es also jetzt erreicht, dass das Pferd bereits ohne Weiteres auf der rechten Hand im Rechtsgalopp und auf der linken Hand im Linksgalopp anspringt, ebenso wie es auch gleichfalls leicht rechts und links angaloppirt, gleichviel, auf welcher Hand man sich gerade befindet.

Um nun das Abchangiren herbeizuführen, verfahre ich folgendermaassen: *) Ich setze das Pferd in den Rechtsgalopp, während ich auf der rechten Hand reite. Nach einigen Galoppsprüngen auf diesem Fusse parire ich; hierauf galoppire ich wieder auf dem linken Fusse an, indem ich auf dem rechten Hufschlag verbleibe und sorgfältig darauf achte, mein Pferd möglichst geradeaus gestellt zu behalten.

Ich fange des Oefteren wieder von vorne an und lasse diese Uebung mehrere Male ausführen. Ich setze dieselbe so lange fort, bis ich das Gefühl bekomme, dass mir das Pferd ganz leicht in der Hand bleibt, dass es beim leisesten Schenkeldruck zum Galopp an-

*) Ich mache nochmals darauf aufmerksam, dass, sowie ich eine neue Uebung vornehme, dies zu Ende der Stunde geschieht.
J. Fillis.

springt, und zwar, ohne Uebereilung und ohne den Versuch zu machen, mit der Hinterhand von der geraden Linie abzuweichen.

Um ganz sicher zu sein, dass sich das Pferd nicht quer stellt *(ne se traverse)*, muss man beim Anspringen etwa einen Meter von der Bande ableiben. Das ist sehr schwierig,*) trotzdem kann ich nur rathen, sich dieser Mühe zu unterziehen. Man erreicht damit, dass der Reiter gezwungen wird, sein Pferd ohne Zuhülfenahme der Bande ganz geradeaus gestellt zu erhalten, sowie, dass er zu viel genauerer Arbeit veranlasst wird.

Man versuche nicht früher das Abchangiren von der Bande entfernt – zu verlangen, als bis man es längs derselben erreicht hat. Dazu gehört auch, dass das Pferd mit Leichtigkeit rechts oder links galoppirt, sobald man das, nach hierzu eingenommener Stellung, von ihm verlangt. Es muss genügen, dass man es richtig stellt und die Schenkel wirken lässt, um zum gewünschten Resultat zu gelangen.**) Ich setze das Pferd alsdann in den Rechtsgalopp und verbleibe in demselben so lange, bis das Pferd sich gänzlich beruhigt hat, worauf ich parire und ein' bis zwei Minuten Schritt reite. Hierauf lasse ich es im Linksgalopp anspringen und verharre in demselben, ebenso wie vorher, wieder so lange, bis das Pferd ganz losgelassen und ruhig geht; alsdann lasse ich es wieder einige Augenblicke

*) Die Schwierigkeit besteht nicht etwa im Anspringen, sondern darin, dass man mit geradeaus gestelltem Pferde stets denselben Abstand von der Wand behält. J. Fillis.

**) „Stellen und Antreiben": ein Hauptprincip, welches in der gesammten Reiterei immer wieder vorkommt. Stellen mit den Schenkeln und Händen, antreiben mit den Schenkeln.
J. Fillis.

Schritt gehen. Dann galoppire ich wieder rechts an und so fort. Das ist also ein fortwährendes Anspringen im Galopp, jedes Mal aber auf einem anderen Fusse. Ganz allmälig verkürze ich nun die Schrittpausen zwischen jedem einzelnen Anspringen, und zwar derart, dass das Pferd z. B. zwischen jedem neuen Anspringen nur fünf Tempo's im Schritt macht, hierauf vier, drei, zwei und endlich nur noch eins. Schliesslich gelangt das Pferd dahin, ganz sicher rechts und links abwechselnd anzugaloppiren, wobei nur ein einziges Tempo dazwischenliegt.

So hat z. B. das Pferd, welches rechts angaloppirt ist, Halt gemacht und ist unmittelbar darauf wieder im Linksgalopp angesprungen: es hat also bereits ein Abchangiren vollzogen, nur ist die Ausführung desselben durch eine kurze Zwischen-Pause erleichtert worden. Das wirkliche Abchangiren wird aber ohne diese Pause ausgeführt; darum bezeichnet man es auch mit dem Ausdruck: „das Abchangiren in der Luft".

Sind wir erst so weit gekommen, so ist das Pferd für das Abchangiren reif. Es bietet sich mir die Möglichkeit, diese Uebung ausführen zu lassen, ohne das Pferd dadurch zu überraschen.

Während ich auf der rechten Hand reite, setze ich mein Pferd in den Linksgalopp. Es galoppirt also auf dem äusseren Fuss, und wirkt in diesem Augenblick vornehmlich unterstützend: der linke Zügel und der rechte Schenkel. Sowie ich an eine Ecke der Bahn gelange, wechsele ich völlig mit meinen Hülfen und lasse den rechten Zügel und den linken Schenkel wirken: dieser Wechsel in den Hülfen muss sich sehr bestimmt und in völliger Uebereinstimmung markiren. Soll die Ausführung dieser Bewegung eine tadellose sein,

so muss sie ausserordentlich schnell und doch ohne jeden Ruck geschehen. Diese (blitz) schnelle und zugleich weiche Hülfe kann aber nur dann gut ausgeführt werden, wenn man fortwährend sorgsam darauf geachtet hat, die Thätigkeit des rechten Zügels dem Pferde bemerkbar zu machen und den linken Schenkel in Bereitschaft zu halten, sodass man nur nöthig hat, diesen Zügel etwas mehr wirken zu lassen und den Schenkel kräftiger anzulegen.

Da die Thätigkeit der rechten Hand sich bereits bemerkbar macht, und da der linke Schenkel fest angelegt ist, so wird, – sobald sich deren Thätigkeit zu einer überwiegenden gestaltet – sich weder ein Ruck noch eine Ueberraschung bemerkbar machen, sobald man diese Hülfen nur vorherrschen lässt. Da man zudem sein Pferd daran gewöhnt hat, bei der, mit dem rechten Zügel und dem linken Schenkel gegebenen Hülfe rechts anzuspringen, und da man dieses erste Abchangiren bei einer Wendung nach rechts von ihm verlangt (d. h. also an einer Stelle, wo die Ausführung am leichtesten ist) so kommt es – selbst beim ersten Male – sehr selten vor, dass das Pferd sich dessen weigerte. Sollte trotz alledem der Fall eintreten, dass das Pferd nicht gehorchte, so dürfte man dennoch nicht darauf bestehen, es durch rohe Behandlung hierzu zu zwingen. Man würde damit nur erreichen, dass es die Hinterhand nach rechts würfe, ganz abgesehen davon, das es vor dem Abchangiren Angst bekäme und aus Furcht vor einer ihm unverständlichen Zumuthung davonstürmen würde. Man muss im Gegentheil pariren, sich das Pferd im Schritt wieder in die Hand stellen, hierauf wieder im Linksgalopp anspringen und es noch einmal zum Abchangiren auffordern. Hiermit

muss man aber warten, bis sich das Pferd wieder völlig beruhigt hat.

Führt das Pferd zu wiederholten Malen das Abchangiren nicht aus, so ist das ein Beweis, dass die Vorbereitung eine ungenügende, und dass es noch nicht reif ist, diese Uebung auszuführen. Entweder ist es bei den Hülfen stutzig geworden, ist davongestürmt oder ist zur Seite gesprungen; oder aber es hat nicht begriffen, was man von ihm verlangte.

Unter allen Umständen muss man jetzt wieder mit dem abwechselnden Anspringen beginnen.

Ich wiederhole es, dass dieser Fall bei einem gut vorbereiteten Pferde äusserst selten eintreten wird.

So oft man auf eine Schwierigkeit stösst, muss man immer wieder auf das Rechts- und Linksanspringen zurückkommen. Dieses abwechselnde Anspringen mit Zwischenpausen – macht das Abchangiren so leicht, dass das Pferd es häufig ganz von selbst ausführt, einzig und allein in Folge der Vorarbeiten, denen es unterworfen gewesen ist. Parirt man es nämlich auf dem einen Fuss, so müssen bereits die Hülfen das Anspringen auf dem anderen Fuss – leise vorbereiten.

So oft ich die nöthige Zeit gehabt hatte, um mein Pferd gründlich vorzuarbeiten, habe ich bei der Aufforderung zum Abchangiren meinen Zweck gleich beim ersten Male stets erreicht. Immerhin wird ein Pferd, welches mehrere Male auf die Hülfe zum Changiren nicht eingegangen ist, diese Uebung schliesslich immer einmal tadellos ausführen. Wenn das eintritt, muss man absteigen, das Pferd streicheln und in den Stall zurückschicken.

In der nächsten Stunde muss man wieder die gleiche Uebung machen und diese so lange fortsetzen, bis

das Pferd mit Leichtigkeit vom linken auf das rechte Bein abchangirt; hierauf geht man auf die andere Hand und lässt – nun auf der linken Hand – in der selben Weise von rechts nach links abchangiren.

Man muss es vermeiden, das Abchangiren stets auf dem selben Fleck zu verlangen, da sonst das Pferd – auch gegen den Willen des Reiters – leicht den Versuch machen könnte, jedes Mal dann abzuchangiren, wenn es an dieser Stelle vorbeikäme. Es würde somit das Abchangiren eigenmächtig vornehmen, und es würde dem Reiter unmöglich werden, das Pferd zur regelrechten Ausführung des Abchangirens zu bewegen, da ja sein Wille demjenigen des Pferdes untergeordnet wäre.*)

Habe ich ein leichtes Abchangirnn in den Ecken, also von aussen nach innen, erreicht, so lasse ich es hierauf auf der geraden Linie ausführen. Das Abchangiren darf man nicht etwa in jedem beliebigen Augenblick eines Galoppsprungs verlangen, Es giebt

*) Ich habe bereits erwähnt, wie leicht sich das Pferd an alles Mögliche gewöhnt. Deshalb muss man es bei der gesammten Dressur auf das Sorgfältigste vermeiden, ihm besondere Merkzeichen zu geben, indem man entweder ein und dieselbe Arbeit stets auf demselben Fleck von ihm fordert, oder indem man die verschiedenen Uebungen stets in derselben Reihenfolge vornimmt. In meinen Augen ist diese Bemerkung um so wichtiger, als die meisten Bereiter es sich gerade angelegen sein lassen, dem Pferde Merkzeichen zu geben. Dieser Umstand erleichtert ja allerdings die Dressur, dagegen ist aber diese Art der Dressur nur eine scheinbare. Das Pferd führt aus Gewohnheit eine bestimmte Aufgabe in einem bestimmten Augenblick aus, an gewissen Stellen, und nachdem eine andere Arbeit beendet ist; es ist aber nicht in dem Sinne dressirt, als ob es etwa unter dem Willen des Reiters stünde — im Gegentheil, der Reiter ist gezwungen, sich den Gewohnheiten des Thieres unterzuordnen. Das Pferd thut es aus Gewohnheit, oder, wie man zu sagen pflegt, hat Routine; es ist aber nicht dressirt. J. Fillis.

nämlich einen Moment, in welchem seine Ausführung dem Pferde viel leichter wird; es kommt nur darauf an, diesen Moment zu erfassen, um das Pferd dazu aufzufordern. Wie ich bereits erwähnt habe, zerfällt jeder Galoppsprung in drei völlig gesonderte und auf dem Boden durch die Pferdehufe bezeichnete Momente. In Wirklichkeit giebt es aber noch einen vierten, welcher so zu sagen durch nichts gekennzeichnet wird, da er sich in der Luft vollzieht. Bei einem rechts galoppirenden Pferde unterscheiden wir folgende Momente: Erstes Tempo: linkes Hinterbein; zweites Tempo: rechtes Hinterbein und linkes Vorderbein; drittes Tempo: rechtes Vorderbein. Das vierte Tempo nun, von welchem ich spreche, ist da zu suchen, wo das rechte Vorderbein den Boden verlässt und bevor das linke Hinterbein niedergesetzt wird. Wie ersichtlich, befindet sich das Pferd in diesem Augenblick in der Luft und zwar zwischen dem dritten Moment eines Galoppsprunges und dem ersten des nachfolgenden.

Der günstigste Zeitpunkt, um das Changiren zu erreichen, ist demnach dieser vierte Moment, wenn das Pferd in der Luft schwebt, zwischen dem dritten Moment eines Galoppsprunges und dem ersten des darauffolgenden.*)

Um es beim vierten Moment zu erreichen, muss man die diesbezügliche Hülfe beim zweiten Moment geben, wenn das Pferd in der Diagonale fusst. Beim Rechtsgalopp ist nämlich der Erfolg des eingreifenden

*) Baucher spricht sich über diesen Punkt garnicht aus. Die Mehrzahl der Schulreiter führt das Changiren dann aus, wenn das Pferd einen Stützpunkt hat, anstatt diesen Moment da zu suchen, wo ich ihn soeben angegeben habe, wenn das Pferd sich in der Luft befindet. Daher kommt eine unvermeidliche Pause, welche

rechten Sporns, in dem Moment, wo die linke Diagonale auf dem Boden ruht, der, ein energisches Strecken des rechten Sprunggelenkes hervorzurufen, welches die linke Schulter kräftig nach vorn werfen wird, und zwar über die rechte Schulter hinaus, während das Pferd noch in der Luft schwebt.

Endlich wird sich das linke Hinterbein um so leichter vor das rechte setzen, als es in dem Augenblick, wo das rechte Sprunggelenk sich streckt, sich in der Luft befindet. Unter diesen Umständen wird nach erfolgtem Eingriff im zweiten Moment der dritte Moment (rechtes Vorderbein) den grössten Theil seiner schwunggebenden Bedeutung in dem betreffenden Galoppsprung verlieren

störend auf den Rhytmus des Galopps wirkt und in Folge dessen den Galopp selbst beeinträchtigt. Das von mir angegebene Verfahren erhält dagegen den Galopp in seinem vollen Schwung und gestattet während des Changirens je nach Belieben das Tempo zu verstärken oder zu verkürzen.

Das fortgesetzte Changiren, richtig ausgeführt, bildet so eine wirkliche Gangart. In derselben verfüge ich über eine derartige Schwungkraft, dass ich, ohne mich überheben zu wollen, im Stande zu sein glaube, mit Jedermann den Wettstreit aufnehmen zu können.

Bei diesem Anlass möge es mir gestattet sein, hier folgenden, an den „Gil Blas" gerichteten Brief wiederzugeben, dessen Veröffentlichung von der Redaction verweigert wurde. Mehr Glück hatte ich beim „Echo de Paris", wo ich die Inserirung bewilligt erhielt, dagegen keine Antwort bekam.

Paris, 27. August 1890.

An den Herrn Director des „Gil Blas".

„Herr Director!

Herr „Baron de Vaux" hat kürzlich in einem langen Artikel des „Gil Blas" mein Buch und meine Art des Reitens stark angegriffen. Ich denke nicht daran, mich darüber zu beklagen, und ich werde mich wohl hüten, da ich blos von Pferden etwas verstehe, mit einem Manne von der Feder mich in ein Wortgefecht einzulassen.

und wird nur in dem Maasse hervortreten, als es vom Erhalten des Gleichgewichts bedingt ist; denn es ist das rechte Sprunggelenk, welches die Hauptarbeit gethan hat, um das Changiren zu ermöglichen.

Jedermann versteht nunmehr die Bedeutung des Ausdrucks: „Changiren in der Luft.“

Man wird nun dieselben Vorschriften für das umgekehrte Abchangiren, also von rechts nach links beobachten müssen.

In diesem Kapitel haben wir blos vom Abchangiren bei der gewöhnlichen Reiterei gesprochen. Wir werden späterhin noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen müssen, und zwar bei den Uebungen der hohen Schule.

Trotz alledem erscheint es mir zweckmässig, einen Punkt wenigstens hervorzuheben, weil ein praktischer Versuch darüber ein entscheidendes Urtheil abgeben kann.

Der Verfasser des betreffenden Artikels behauptet, dass ich beim Changiren meine Pferde nicht geradeaus stelle. Wenn das wahr ist, so verliere ich naturgemäss an Terrain nach vorwärts.

Wohlan, ich schlage einen Wettbetrieb mit Changiren nach jedem Sprunge vor. Das ist ein origineller Versuch, welcher meines Dafürhaltens noch niemals gemacht worden ist.

Gewinnen wird natürlich Derjenige, dessen Pferd am besten geradeaus gestellt gewesen sein wird.

Da Herr Baron de Vaux viele Reitkünstler kennt, welche Gnade vor seiner Kritik finden, so bitte ich ihn, seinen ganzen Einfluss dahin geltend zu machen, um einen von diesen Herren zu bewegen, meine Herausforderung anzunehmen.

Was die Wahl der Bahn, die zurückzulegende Entfernung anbelangt, so mache ich die Bedingungen meines Gegners zu den meinigen. Ebenso soll er auch die Höhe des Einsatzes bestimmen, welcher den Armen zufliessen wird.

Bitte, geben Sie Ihrem Herzen einen Stoss. Wenn nicht für die Reitkunst, so geschehe es um der Armen willen. Zehntausend Francs z. B. würden ihnen gewiss eine grosse Freude bereiten.

Genehmigen Sie, Herr Redacteur, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. J. Fillis.“

XXI.

Das Reitpferd
(Le cheval de promenade).

Ich versuche nicht, das Urbild *(type)* eines Reitpferdes – des englischen „hak" – wiederzugeben. Jedermann, Reiter oder Reiterin, hat, wie man sagt, sein eigenes Modell.

Dieses Modell wählt der Reiter nach seiner Gewohnheit, seinem Temperament, seiner Art zu reiten; mit einem Wort, nach seiner Reitfähigkeit.

Indessen giebt es generelle Eigenschaften, die dem Pferde angeboren sein müssen, welche man ihm weder durch Aufzucht, Sorgfalt und Dressur geben, noch ersetzen kann.

Das erste Erforderniss, die *conditio sine qua non*, ist der sichere Auftritt *(la sureté du pied)*. Es ist unbedingt nöthig, dass das Pferd in allen drei Gangarten tadellos *(sans faire de fautes)*, d. h. ohne fehlerhaften Auftritt *(sans faire de faux pas)* geht. Deshalb sucht man ein Pferd, welches die Beine frei heraus hebt und mit Festigkeit senkrecht wieder niedersetzt. Dasjenige Pferd, welches das Bein nachschleppt – welches, wie man sagt, den Erdboden streift *(rase le tapis)* – wird an jede Unebenheit desselben, an jeden Stein anstossen und wird einen Fehltritt machen, welcher leicht einen Sturz zur Folge haben kann.

Auch ein Pferd mit Zehenauftritt *(en pince)*, d. h. ein solches. welches im Gang zuerst mit der Hufspitze den Erdboden berührt, wird leicht anstossen. Diesem Fehler begegnet man eben bei dem „Schlepper". Dasjenige Pferd, welches die Beine hebt, kann eben nicht mit der Hufspitze zuerst auftreten, setzt vielmehr

den Huf nothwendigerweise mit Festigkeit senkrecht zur Erde. Sodann muss man vom Reitpferde verlangen, dass es dreist *(franc)* sei, d. h. weder schreckhaft, noch furchtsam.

Es giebt kein Dressurmittel, welches ein Pferd, das fehlerhaft auftritt, zuverlässig *(sûr)* machen könnte, ebensowenig giebt es ein Dressurmittel, welches einem Pferde, das schreckhaft ist *(qui est ‚sur l'oeil')* und bei jedem Anlass einen Seitensprung oder kurz Kehrt macht, Dreistigkeit beibringen könnte.

So lange ein guter Reiter solch ein Pferd zwischen Schenkel und Zügel hält, seine Aufmerksamkeit darauf verwendet*) und immer auf Alles gefasst ist, so lange wird es nicht leicht zu Fall kommen und werden Unglücksfälle vermieden; aber – sobald er in seiner Aufmerksamkeit nachlässt, wird er allen Zufälligkeiten ausgesetzt sein und die schönsten Aussichten haben, ein beschädigtes Pferd in den Stall zurück zu bringen.

Unter solchen Umständen hört das Spazierenreiten

*) Man muss einem scheuen Pferde nicht nur die grösste Achtsamkeit schenken, sondern man muss es sogar schon bei dem ersten Anzeichen von Schreckhaftigkeit beherrschen. Viele Reiter nehmen in ähnlichen Fällen die Schenkel garnicht heran, aus Furcht, dadurch das Thier noch mehr zu erregen, und zerren an den Zügeln, besonders an der Trense. Dadurch, dass man so das Pferd seiner Furchtsamkeit überlässt, thut man aber gerade das, was diese vermehren hilft; denn durch die Anlehnung an die Zügel versetzt man es eben in die — für eine heftige und nicht beabsichtigte Bewegung — günstigste Lage.

Gerade das Gegentheil muss man machen: Energischen, d. h. weniger leichten Schenkel, um das Thier vorwärts zu treiben. Ist es doch gleich bei der ersten Furchtsamkeitsäusserung nothwendigerweise dazu geneigt, hinter die Zügel zu kriechen, was doch als eine Vorbereitung zum Zurückweichen, zum Seitensprung, zum Kurzkehrtmachen und zum Bäumen anzusehen ist. Den (durch die Schenkel gegebenen) Antrieb nach vorwärts muss man alsbald

auf, ein Vergnügen zu sein, wird vielmehr zu einer lästigen Arbeit, zu einer beständigen Voreingenommenheit, zu einem Aergerniss, welches dann bald Unlust zum Reiten herbeiführt. Es bleibt also – wohl verstanden – dabei, dass die beiden hauptsächlichsten Eigenschaften eines Reitpferdes sicherer Auftritt und Dreistigkeit sind.

Um diesem Gedanken ganz Ausdruck zu geben, muss ich noch eine dritte Eigenschaft erwähnen, welche die beiden ersten noch überragt, weil sie diese voraussetzt und weil sie – in einem Wort – alles das ausdrückt, was man von einem Reitpferde erwarten kann. Diese hervorragendste Eigenschaft jedes Pferdes ist Dreistigkeit, d. h. energisch, eifrig, edelmüthig, und immer gehlustig zu sein.

Ein Pferd, welches den sicheren Auftritt nicht besitzt, ist sich dieses Fehlers bewusst: es wird immer zaghaft gehen, nie wagen auszugreifen.

benutzen, um sich das Pferd bestimmt, aber doch leicht durch abwechselnde Kandaren- und Trensenanzüge in die Hand zu stellen. Ist das Indiehandstellen erreicht, dann füge man noch die seitliche Biegung (von Kopf und Hals) hinzu (und zwar nach der dem Gegenstande des Erschreckens entgegengesetzten Seite). Nun treibe man — immer am Zügel — das Thier dreist vorwärts; das ist in allen Fällen das Gefahrloseste. Diese Hülfen nehmen die Aufmerksamkeit des schreckhaften Thieres in Anspruch, lenken es von dem Gegenstand seiner Furcht ab und versetzen es in die günstigste Lage, sich davon loszusagen und um Heftigkeit und Bestürzung hintenan zu halten.

Ich brauche nicht erst zu sagen, dass diese Hülfen zu dem vom Pferde an den Tag gelegten Grade der Unruhe — im richtigen Verhältniss stehen müssen. Generalregel ist also: Sobald das Pferd unruhig zu werden scheint, stelle man sich dasselbe vermittelst wirksamen Schenkeldrucks in die Hand, und alsbald wird Beruhigung eintreten. J. Fillis.

Ein Pferd, welches nicht dreist ist, wird immer gern zum Zurückweichen bereit sein.

Ein gehlustiges Pferd hat Vertrauen zu seinem Auftritt, und wird sich, immer mit Lust vorwärts strebend, wenig um das kümmern, was um ihm her vorgeht.

Von welcher Race es immer sei, wie auch sein Bau beschaffen sein mag, das Pferd ist wie der Mensch, die Charaktereigenschaften bestimmen seinen Werth.

Die Energie, die Herzhaftigkeit ist's, welche das Pferd ausmacht. Was nützt die schönste Lokomotive ohne den Dampf, der sie auf den Schienen vortreibt?

Ueber aller Theorie steht die Thatsache, und Thatsache ist, dass das einzige, für alle Dienstleistungen (für hohe Schule sowohl, wie draussen) gleich brauchbare Pferd dasjenige ist, welches vorwärts strebt, und – das ist das feurige Pferd!

Natürlich verstehe ich darunter nicht etwa dasjenige Pferd, welches andere Gangarten, als die beabsichtigten, annimmt, welches unruhig oder voll Untugenden ist, sich etwa widersetzt ohne Veranlassung, oder zum Durchgehen neigt.

Ein feuriges Pferd ist einfach ein solches, welches aus sich selbst heraus vorwärts gehen möchte und welches zu Folge seines guten Gleichgewichts und aus eigenem, natürlichem Antrieb sich dreist an die Hand stellt. Gutes Gleichgewicht, natürlicher (eigener) Antrieb – (Eigenschaften, die nothwendigerweise dem feurigen Pferde anhaften, weil sie die Bedingungen seines ganzen Wesens sind) – sagt das nicht Alles? Es giebt keine Reitkunst ohne den Impuls – hier, (bei solchem Pferde) finden Sie diesen Antrieb schon fertig vor. „Es ist leichter“ – habe ich gesagt – „erhaltenen

Schwung zu verwerthen, als ihn hervorzurufen". Hier hat man das Pferd, welches uns denselben freiwillig giebt. Das Zurückkriechen hinter dem Zügel *(l'accumulent)* ist der Stein des Anstosses aller Reiterei: Nun also haben wir ein Pferd, dessen (ganze) natürliche Anlage dieser Neigung ausdrücklich entgegen wirkt. Schliesslich bringt in allen Fällen, was da auch kommen mag, das Vorwärtsreiten den Reiter noch am Wenigsten aus dem Sitz. Wenn die arabischen Pferde im Allgemeinen leicht und angenehm zu reiten sind, so liegt das daran, dass sie feurig sind.

Das arabische Pferd trägt sich im Galopp und schiebt dabei die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt. Habe ich nicht recht, von diesem Gesichtspunkt aus zu behaupten, dass ein Pferd, welches nicht feurig ist, besser eingespannt werden müsste? Man fürchtet im Allgemeinen ein feuriges Pferd. Man thut aber unrecht daran, denn dieses allein ist treu und begeht keine Unarten; es ist das einzige, welches wegen seiner beständigen Gehlust furchtlos ist, selbst in der Widersetzlichkeit. Das von Temperament kalte Pferd, welches meistentheils vorgezogen wird, kann weder sicher, noch dreist sein. Jedenfalls wird es – weit entfernt, willig vorwärts zu gehen – unausgesetzt zögern und immer bereit sein, hinter den Zügel zu kriechen, was in meinen Augen der schlimmste aller Fehler ist, es denkt nur daran, in den Stall zurückzukehren,*) und versucht bei jeder Gelegenheit, diesen launenhaften Einfall zu befriedigen. Will man zu einer

*) Uebrigens ist die Neigung jedes Pferdes — selbst des feurigsten — darauf gerichtet, noch schneller wieder in den Stall zurück zu kommen, als es ihn verlassen hat. Ausnahmen davon giebts nicht.

etwas lebhafteren Gangart übergehen, so muss man schon Sporn und Peitsche gebrauchen; da leichtere Aufmunterungsmittel nicht ausreichen, ist man eben zu Gewaltmaassregeln genöthigt. Diesen aber widersetzt sich das kalte Pferd, und zwar in um so gröberer Weise, als es – weil es sich fortwährend schonen durfte – seine ganze Kraft sich dazu erhalten hat, um mit Erfolg dem Willen des Reiters entgegen zu treten. Der Unterschied zwischen diesen beiden Pferdearten ist ein ungeheurer: Das von Temperament feurige Pferd giebt alle Kräfte zum Nutzen des Reiters, das kalte Pferd hingegen alle zum Nachtheil desselben her.*)

Damit der Reiter sich nicht dem aussetzt, dass er schneller zurückkehrt, als er beabsichtigt, rathe ich ihm also, seinen Spazierritt mit einem flotten Tempo zu beginnen, welches das Pferd zum „Sichloslassen" bestimmt: ein sehr wichtiger Punkt, um später Widersetzlichkeiten, Seitensprüngen, Hintenausschlagen und dergl. aus dem Wege zu gehen. Wenn man ausserdem die Vorsicht gebraucht, während der ganzen Dauer des Rittes mit seinem Pferde in langsamer Gangart zurück zu kehren, so gelangt man bald dahin, die Gangart desselben nach Belieben zu bestimmen und zu verhüten, dass es zu sehr in die Hand geht oder in den Galopp fällt, sobald es den Kopf nach dem Stall bekommt.

Desgleichen rathe ich, niemals kurz Kehrt zu machen, um dadurch nach dem Stall auf einem Wege zurück zu kommen, welchen man (so eben erst) benutzt hatte. In dieser Weise würde man ja die Neigung des Pferdes: in die Hand zu gehen, sobald man kehrt gemacht hat — geradezu unterstützen.

J. Fillis.

*) Im Jahre 1857 brachte man einmal in Chalons-sur-Saône zwei Pferde zur Dressur in die Reitbahn. Eines derselben war unruhig und heftig, dass es sehr schwierig war, den Fuss in den Bügel zu setzen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen entschloss man sich dazu, mich hinten bei den Hosen zu packen und in den Sattel zu werfen. Erst einmal darin, machte das Pferd nichts mehr *(n' en fit ni plus ni moins)* und warf sich förmlich — indem es die Zügel annahm — nach vorwärts, sobald ich aufhörte, es zurückzuhalten. Der Reitbahnbesitzer, der mehr Vertrauen hatte

Das von Temperament kalte Pferd kann zu dem Reiter kein Vertrauen fassen, weil man in der Arbeit gezwungen ist, alle Hülfen nachdrücklich anzuwenden, was für ein kaltes Pferd eben eine Züchtigung bedeutet.

Das feurige Pferd hingegen, welches sich willig hergiebt, zum Besten des Reiters sich gewissermaassen opfert, empfängt ja nur Liebkosungen und weiss alle feineren Unterschiede der Hülfen richtig zu beurtheilen, zwischen Reiter und Pferd *(entre eux)* besteht eben keine Furcht, kein Misstrauen.

Viele Reiter machen dem feurigen Pferde zum Vorwurf, dass es unruhig ist und alsbald eine lebhaftere Gangart annimmt, wenn man nur die Zügel berührt; das ist aber ihr eigener, nicht der Fehler des Pferdes. Ist es doch Thatsache, dass man als Erstes damit beginnt, die Zügel zu verkürzen, wenn man eine etwas lebhaftere Gangart anschlagen will. Inzwischen hat aber auch das Pferd den Zusammenhang dieser beiden Maassregeln begriffen.

Würde man – anstatt dem Pferde zur Gewohnheit werden zu lassen, sogleich loszugehen, wenn man die Zügel kürzer fasst – dasselbe (noch eine Weile) im Schritt erhalten, so wird es diesen Fehler nicht begehen, oder doch (gleich) wieder gut machen, wenn es ihn begangen hat. Ihre Sache ist es, dem Pferde alsdann

zu dem anderen Pferde, welches mit tiefem Kopf nicht die geringste Bewegung machte und geduldig wie ein Hammel schien, setzte sich ohne Schwierigkeit in den Sattel. Aber er blieb nicht lange darin, die Bocksprünge auf der Stelle und das Hintenausschlagen liessen ihn unmittelbar darauf über den Kopf des kalten Pferdes fliegen, während das feurige Pferd mich vergnüglich in der Bahn herum trug. Schlussfolgerung: „Misstrauen Sie einem zu ruhigen Pferde und schrecken Sie vor einem ungeduldigen nicht zurück.“ J. Fillis.

die lebhaftere Gangart zu gestatten, wenn Ihre Schenkel es dazu auffordern.

Soll ich von der Race des Pferdes sprechen? Schlage man dieses Buch auf und man wird von der ersten Zeile an meinen überzeugungsvollen Ausruf finden: Ich dressire nur Vollblutpferde.*) Ich sage es ohne Umschweife: Für den Spazierritt, wie für die hohe Schule stelle ich das Vollblutpferd über alle

*) Ich schrieb mein Buch zu jener Zeit, als ich im Hippodrom (in Paris) zum ersten Mal mit „Germinal" und „Markir" auftrat. Man machte mich auf den Widerspruch aufmerksam zwischen meiner Versicherung, nur Vollblutpferde in Dressur zu nehmen, und zwischen der Thatsache, dass ich die Dressur des Halbblutpferdes „Markir" so weit getrieben habe, wie kaum bei je einem Vollblutpferde.

Es ist richtig, dass ich „Markir" nicht nur seiner schönen Linien wegen gekauft hatte, sondern auch, weil ich bei ihm Mächtigkeit mit Geschmeidigkeit (zugleich) gefunden, welche mich dazu verführt hatten. Im Laufe der Dressur hatte ich mich oft selbst gefragt, ob mir dies Pferd wohl alles das leisten werde, was ich von ihm erwartet hatte, und oft habe ich befürchtet, dass sein Können *(moyens)* meinen grossen Anforderungen nicht entsprechen würde. Zu meiner grossen Ueberraschung aber stellte sich keine Enttäuschung heraus, dass ich mich endlich fragen musste, ob auch wohl die Abstammung des Pferdes — so wie man sie mir überliefert hatte — ganz richtig sei. Um darüber völlige Gewissheit zu haben, schrieb ich an meinen Freund, Lenoble du Teil im Gestüt du Pin. Ich theilte ihm mit, dass „Markir" mir als aus der Thérésine (Vollblutstute) von Weighton-Merry-legs (Norfolk-Halbblut) herstammend, verkauft sei, und bat ihn, darüber Erkundigungen einzuziehen. Wie gross war aber meine Ueberraschung — und ich kann sagen, meine Freude — als ich folgende Antwort erhielt: Die Vollblutstute Thérésine ist zwar von Merry-legs belegt gewesen, hat aber verworfen; zwei Monate später ist sie von Cyrus gedeckt, einem arabischen Vollbluthengste, welcher der Vater von „Markir" ist. „Markir" ist also Vollblut. Das Komische daran ist aber, dass die Praxis dies schon vor allen Nachforschungen ergeben hat. J. Fillis.

anderen. Das ist das ausgezeichnetste Pferd für jede Dienstleistung.

Hat man übrigens die Gewohnheit angenommen, Vollblutpferde zu reiten, mag man andere Pferde nicht mehr besteigen. Die Leichtigkeit aller Hebel, die Elasticität der stählernen Schnellkraft, welche diese Hebel in Thätigkeit setzt, die durch die Dressur noch mehr ausgebildete Biegsamkeit – alles das sind für mich die hervorragenden Eigenschaften des Vollbluts. Horche man doch einmal von Weitem auf alle Gangarten: dann hört man kaum die Tritte, so leicht setzt das Vollblutpferd seine Hufe zur Erde nieder! Es berührt nur den Erdboden und setzt den Huf – ohne sich darauf zu stützen – mit Zartheit und Energie zugleich nieder. Diese Tritte, verglichen mit dem Auftritt anderer Pferde: wie dröhnend ist letzterer, wie geräuschvoll treffen die Tritte den Erdboden, man könnte sagen, sie wollten in denselben einsinken, so schwerfällig sind diese Bewegungen.

Aber seien wir gerecht: es giebt auch bewunderungswürdige Halbblutpferde. Man begegnet Pferden, die äusserlich keine Zeichen edler Abkunft verrathen und doch ganz aussergewöhnliche Eigenschaften entwickeln, und ebenso trifft man Vollblutpferde von berühmter Herkunft, welche wahre „Kracken“ *(Rosses)* *) sind.

*) Nichts ist irrthümlicher, — selbst zur Beurtheilung der Schnelligkeit — als Schlussfolgerungen aus der Abstammung eines Pferdes zu ziehen. Das Bestreben der Natur, den Urtypus der Stammeltern väterlicher- und mütterlicherseits immer wieder hervorzubringen, wirft alle Wahrscheinlichkeitsberechnung über den Haufen, indessen vererben gewisse Hengste auf die grössere Mehrzahl ihrer Nachkommen ein ihnen characteristisches Merkmal.

Ich habe vier Nachkommen von „Vermouth“ geritten, von denen ich zwei selbst dressirt habe, alle vier waren lauerich.

Hierbei komme ich auf das zurück, was ich soeben ausführte: dass man eben vor Allem von einem Pferde verlangen muss, feurig zu sein. Was ich noch hinzufügen möchte, ist, dass ein Vollblutpferd – was Herz und Energie anlangt – unvergleichlich ist.

Da das Vollblutpferd im Allgemeinen in dem Rufe steht, kalt und gelassen zu sein, wird man nicht verfehlen, mir die Frage vorzulegen, wie ich meine Vorliebe für dasselbe mit den Vorzügen vereinbaren könne, welche ich doch dem feurigen Pferde zuerkenne: dieser Widerspruch ist nur scheinbar, und ich halte diesen Einwand schon im Voraus für beantwortet: Es giebt eben unter den Vollblutpferden, wie in allen anderen

Man musste schon strafen, nur um sie an ihrem Stalle vorbei zu bringen. So lange, als sie in den Händen von Leuten geblieben sind, welche sie herzhaft ritten, gingen sie leidlich, aber niemals entwickelten sie aus sich selbst heraus irgend eine energische Bewegung, es sei denn in ihrer Vertheidigung. Ich habe sie im Auge behalten: sie sind alle stetisch geworden.

Die Nachkommen des „Zut“ sind empfindlich, reizbar, kitzlich und lauerich.

„Parmesan“ und „Gantelet“ liefern ausgezeichnete Pferde: geschickt, energisch und gut von Character.

„Clocher“ macht nicht schöne, aber gute Kinder. Seine Nachkommen haben Tiefe, Kraft, Mächtigkeit und können schweres Gewicht tragen. Dasselbe gilt von „Braconnier“, dessen Character weniger gut ist. Die Kinder „Castillon's“ sind kalt und energielos.

„Flavio“ liefert sehr geschickte, ausgezeichnete, aber nervöse Kinder, die allerdings ihren Kopf für sich haben (starrköpfig sind).

Es ist augenscheinlich, dass diese Art Fingerzeige, welche man bis in's Unendliche fortsetzen könnte, um so weniger ausschlaggebend sind, als man auch den Eigenschaften der Mutter Rechnung tragen muss. Wenn ich sie aber dennoch gebe, so geschieht es, weil sie nach meiner Ansicht immerhin ein Körnchen Wahrheit enthalten und infolgedessen nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. J. Fillis.

Racen, feurige und kalte Pferde. Ich möchte sogar behaupten, dass die dem Vollblutpferde angeborene Energie aus demselben leichter ein hochherziges Thier macht, vorausgesetzt, dass es geritten wird, wie es geritten werden sollte, und dass an ihn nur solche Anforderungen stellt, die sich von seinem Bau und seinen natürlichen Anlagen füglich erwarten lassen.

Thatsache ist, dass man für Rennzwecke ein Pferd wählt, welches sich strecken und demzufolge flach über die Bahn dahinfegen kann.*) Ein Vollblutpferd mit hohem, rundem Galoppsprung ist nothwendigerweise aus jedem Rennstall auszustossen. So ein Pferd ist mir gerade recht; denn das ist eben jenes Thier, das mir diejenigen guten Eigenschaften von Hochherzigkeit und Feurigkeit liefert, welche ich vor allen anderen suche, ebensowohl für den Spazierritt, als für die hohe Schule.

Man sagt, dass der Trab nicht gerade Sache des Vollbluts sei; man würde in Verlegenheit gerathen, wenn man sagen wollte, warum? Der Körperbau des Vollblutpferdes eignet sich im Gegentheil bewunderungswürdig gut für alle drei Gangarten, diese auszubilden ist nur eine Frage der Erziehung. Man kann ein Vollblutpferd ebenso gut zum Trab, wie zum Galopp dressiren, und ich habe Vollblutpferde gesehen, welche ausgezeichnete Traber waren.

Bei einem wohlgemachten Pferde, welches keine

*) Auf den Einwand, dass eben viele Rennpferde flach über den Erdboden dahinstreichen, erwidere ich einfach, dass gerade diese es nicht sind, welche man zu Reitpferden wählt. Was für das Reitpferd ein Fehler ist, ist für das Rennpferd eine gute Eigenschaft. Jedes Pferd mit hohem Galoppsprung wird aus dem Rennstall entfernt werden müssen und sollte von Jedem, der spazieren reiten will, mit Freuden aufgenommen werden.

J. Fillis.

Schmerzen leidet, wird gerade die Dressur alle angeborenen guten Eigenschaften noch besser entwickeln und vermittelst der Wirkung dieser gymnastischen Uebung dazu führen, diese fehlenden Eigenschaften – wenigstens theilweise – zu ersetzen. Die Dressur ist es, welche das Pferd zufolge des erworbenen Gleichgewichts geschickt und gängig macht. Vorausgesetzt, dass ein Pferd in den drei Gangarten sich gut zu bewegen, mit Leichtigkeit Kehrt zu machen, zurückzutreten und nach beiden Seiten hin das Schenkelweichen versteht, ist seine Ausbildung für gewöhnliche Reiterei als ausreichend zu betrachten.

Zunächst muss es geduldig beim Aufsitzen sein und dabei nicht nöthig haben, gehalten zu werden.

Das Pferd muss ferner einen recht geräumigen und freien Schritt haben, desgleichen muss sich der Trab und Galopp nach dem Belieben des Reiters verstärken oder verkürzen lassen. Alles das ist Sache der Dressur.

Im Schritt muss man dem Pferde erlauben, Kopf und Hals zu strecken, den Kopf fast horizontal zu tragen, die Zügel sollen zwar bereit sein, einwirken zu können, thun es aber nicht. Das Pferd soll so frei als möglich gelassen werden, damit es Vertrauen fasst und den Schritt nach seiner Bequemlichkeit verlängert. Besonders wichtig ist es, jede Zackelei zu vermeiden. Im gewöhnlichen Trab soll das Pferd ebenso nach Möglichkeit alle Freiheit behalten. Es muss sich hübsch in die Hand stellen – d. h. Kopf und Hals leicht erheben – und es sei auch leicht in der Hand, vermöge des guten Gleichgewichts. Der diagonale Auftritt der Beine muss regelmässig, und einer so gross wie der andere sein: er wird es auch sein, wenn das Pferd richtig in's Gleichgewicht gesetzt ist.

Im stärkeren Trabe dürfen sich Kopf und Hals mehr der Horizontale nähern, um dem Thier zu gestatten, mit seinen Beinen so weit als möglich auszugreifen. Es soll die Zügel dreist annehmen, und der Reiter begnüge sich damit, das Pferd vermittelst der Trense leicht darin zu unterstützen.

Man muss drei Galopparten unterscheiden: Den abgekürzten Galopp, in hoher Versammlung *(rassembler)*, den Mittelgalopp mit Haltung *(galop gaillard)* und den gestreckten Renngalopp *(fond de train)*.

Im abgekürzten, hochversammelten Galopp (wozu viel Schenkel, aber nur wenig Zügel gehören, die annehmen und nachgeben) soll das Pferd – ohne viel Terrain zu gewinnen – in Kopf- und Halsaufrichtung beharren.

Das, was man gemeinhin „Canter" oder Promenadengalopp *(galop de promenade)* nennt, ist ein verkürzter Galopp, welcher ein versammelter genannt werden könnte, wenn nur der Reiter durch seine Einwirkung sich dieses Ausdrucks würdig zeigen möchte: in Wirklichkeit sieht man aber fast immer nur einen Galopp, wobei das Pferd hinter dem Zügel und auseinander gelassen ist. Wenn Sie morgens in's Holz (bois de boulonge vor Paris v. Z. O.) gehen, wie viele unglückliche Vollblüter – würdig eines besseren Schicksals – könnten Sie dort passieren sehen: sie gehen dahin, lang auseinander, mit schleppender Hinterhand, mit tiefem Kopf und Hals, in steifem, mechanischem Galopp!

Es zeigt sich uns da so manches Pferd, welches noch Galoppbewegungen macht (oder vielmehr andeutet) und dazu noch einen Menschen auf dem Rücken trägt. Aber dieses unglückselige Gesammtbild hat nichts gemein mit der Reitkunst. Im Mittelgalopp *(galop*

gaillard) giebt man dem Pferde etwas mehr Freiheit; und da man dasselbe an die Hand treibt, muss man ihm nothwendigerweise auch etwas mehr „Haltung“ geben, um nicht zu sagen: „hohe Versammlung“. Indessen fahren die energischen Schenkel fort, die Hinterhand mit Kraft unter den Schwerpunkt herbeizuholen.

In dem Renngalopp *(fond de train)* soll sich das Pferd fest auf die Hand stützen, und Kopf und Hals vorstrecken. Von Versammlung ist hierbei natürlich keine Rede mehr, aber die Hinterhand ist deshalb durchaus nicht weniger energisch untergeschoben, denn ohne das, würde es keine Schnelligkeit geben.

Man muss mit Leichtigkeit und nach Belieben von einem dieser Galopps zum anderen übergehen können.

Das Pferd muss rechts und links zu galoppiren verstehen. Aber Abchangiren zu können, ist beim Reiten im Freien von grossem Nutzen, um mit Leichtigkeit nach beiden Seiten hin wenden zu können, aber absolut nothwendig ist es allerdings nicht: z. B. dann nicht, wenn man im Moment des Wendens parirt und dann auf's Neue nach der Wendungsseite hin wieder anspringt. Es ist durchaus nothwendig, dass das Pferd augenblicklich den Schenkelhülfen nachgiebt, damit man in allen Gangarten die Hinterhand nach Belieben richten kann. Wenn der Reiter bei einem anderen vorbei will, oder ihn kreuzt, ist es unerlässlich, die Hinterhand vermittelst der Schenkel in dem nämlichen Augenblick richten zu können, während die Zügel das Gleiche bezüglich der Vorhand und beide Hülfen zusammen – das Ganze besorgen. Geschieht das nicht, ziehen z. B. die Hände die Vorhand nach rechts herüber, so wird die Hinterhand nach links ausfallen, das Pferd wird quer gestellt. Dies ist das gerade Gegentheil von der-

jenigen Bewegung, die es auszuführen gilt. Der Reiter des quergestellten Pferdes kann leicht heruntergestossen werden, oder Derjenige, welcher gerade an ihm vorbei will, leicht einen Hufschlag erhalten.

Wenn das Pferd dem Schenkel sicher gehorcht, können Sie sich – in allen drei Gangarten – einem oder mehreren anderen Reitern (in aller Gemüthsruhe) nähern, oder sich von ihnen entfernen. Sollten Sie im Trupp mit mehreren Reitern zusammen sein, so wird Ihnen auch hier der Schenkelgehorsam gestatten, von diesen allein fortzureiten und ebenso erlaubt Ihnen das „Indiehandgestelltsein“ Ihres Pferdes, allein zurückzubleiben, wenn die Anderen fortreiten.

Auf einem feurigen, gut dressirten Pferde geht ein Spazierritt über alle anderen Vergnügungen.*)

Giebt es wohl etwas Unterhaltenderes, als sein Pferd im Freien zu bearbeiten! – Die Biegungen, die Uebungen auf der Diagonale, auf zwei Hufschlägen, die hohe Versammlung, das Anspringen im Galopp rechts und links, – mit einem Wort alles – alle feineren Uebungen erhalten die Aufmerksamkeit rege und unterbrechen den Spazierritt in angenehmer Weise.

Abgesehen von Schnee und Glatteis**) – ist das Reiten immer schön.

Wenn das Wetter kalt ist, bereitet es ein besonderes Vergnügen, auf dem harten Erdboden die energischen Huftritte seines Pferdes widerhallen zu hören, welches

*) Wenn das Pferd aber hinten ausschlägt, Seitensprünge macht, auf die Hand drückt oder nur auf Spornhülfen vorwärts geht, so findet man bald keinen Geschmack mehr an dieser Art Reiterei. J. Fillis.

**) Sobald das Terrain schlüpfrig wird, lasse man die Bügel los, damit man im Fall des Stürzens — mit dem Bein nicht etwa unter's Pferd komme. J. Fillis.

durch die prickelnde, kalte Luft angeregt und munter gemacht wird. Wenn es regnet oder nebelt? Wie das, und der durchweichte Erdboden dem Pferde gut bekommt! Wie es tapfer zutritt, unbekümmert um die Wasser- und Schmutzpfützen, wie es auf seinem Wege sorglos Alles mit Koth bespritzt! Oder wenn der Wind weht? Welch' ein Vergnügen, ihn zu fühlen, wie er Ihnen das Gesicht peitscht, wenn Sie in langen Sprüngen dahinreiten!

Dann bei Sonnenhitze: Suchen Sie den Schatten der Bäume auf, um sich der Frische und um sich des verminderten Geräuschs, des gemilderten Lichts wahrhaft zu erfreuen.

Der Schritt ist diejenige Gangart, in welcher man sich wohl träumerischen Gedanken hingeben kann: Die Landschaft lässt an Ihnen ihr Panorama vorüberziehen, von welchem Sie selbst ein lebendiger vorwärtsschreitender Theil sind; denn Sie werden durch das Land geführt in der gleichmässig fortgesetzten Bewegung des mit langem Schritt ausgreifenden Vollblutpferdes. Welcher Fussgänger würde glauben, dass der langsame Schritt seines Pferdes dem Reiter die Vorstellung geben könnte, als ob er sich schnell vorwärts bewegte? Und dennoch ist es so, und ein nur uns Reitern vorbehaltenes Vergnügen.

Der Trab, der Promenaden-Galopp: Die sind's, welche Lust geben zum Vorwärtsreiten, zum Vorwärtsreiten ohne Ermüdung, in rythmischer Bewegung, welche – frei und elastisch zugleich – mit hundertfacher Energie erwidert wird durch den hochherzigen Eifer eines edlen Thieres, welches sich Ihnen ganz hingiebt mit Allem, was in ihm ist! Wo hört der Mensch auf? Wo fängt das Pferd an? Man weiss es nicht

recht! Beide in Eins verschmolzen, beide gleich geschmeidig und zugleich voller Leben, kraftvoll, lebens- und thatenfroh!

Und der Renngalopp? Ein wonnetrunkenes Gefühl ist's, hineinzustürmen in's unbekannte Etwas?

Und stellen Hindernisse sich entgegen? Wie zieht es uns, sie zu überwinden! Welch' ein stiller Muth beseelt unser Herz!

Wer aber schildert uns das unendliche Wohlbehagen des Renngalopps auf einem Vollblutpferde? Das ist wie die rollende Woge, aber so sanft – weich – so geläutert – geglättet – dass die Luft, welche Sie durchschneiden, allein schon genügt, um in Ihnen das Gefühl der Eingenommenheit völlig zu beseitigen. Das ist der Flug, der hohe, berauschende Flug ohne Anstrengung, ohne Ermüdung; das ist eine sinnliche Freude, welche den Geist verzehrt und welche nichts Anderes in Ihnen aufkommen lässt, als das närrische Vergnügen, sich des unbegrenzten Raumes zu bemächtigen. Ich sage Ihnen, dass nur das Vollblutpferd den Menschen vervollkommnet.

XXII.

Furchtsame (schreckhafte) Pferde
(Chevaux peureux).

Für gewöhnlich sagt man, dass ein Pferd furchtsam ist, wenn der Anblick eines Gegenstandes, oder irgend ein Geräusch einen derartigen Eindruck auf dasselbe macht, dass es stehen bleibt, ausbricht, durchgeht oder kurz Kehrt macht. Jedes Pferd, gleichwie der Mensch, kann sich mehr oder minder erschrecken, je nachdem es für Eindrücke empfänglich ist.

Glücklicherweise sind nicht alle Pferde furchtsamer Natur.

Die Empfänglichkeit für plötzliche Eindrücke kann durch die Dressur bedeutend vermindert und abgeschwächt werden. Bei der Arbeit bildet sich ein gewisses gegenseitiges Vertrauen zwischen Reiter und Pferd heraus. Ist letzteres nicht roh behandelt worden, ist es nie mit Gewalt an den Gegenstand, vor welchem es sich erschreckt hat, herangebracht worden, mit einem Worte, flösst die Gegenwart des Reiters ihm Vertrauen ein, anstatt es zu beunruhigen, so erschrickt es weniger leicht, und lässt sich auch weniger von seiner Furchtsamkeit beeinflussen.

Ich stelle somit den Grundsatz auf, dass man niemals ein Pferd züchtigen darf, auf welches ein äusserer Gegenstand einen gewissen Eindruck gemacht oder welcher das Thier erschreckt hat. Man muss im Gegentheil diesem Eindruck zuvorkommen oder denselben abschwächen, indem man durch Liebkosungen das Thier beruhigt.

Wie ich bereits erwähnt habe, besitzt das Pferd nur wenig Verstand. Die Ueberlegung geht ihm ganz ab; es hat nur Gedächtniss. Ist es geschlagen worden, als es bei einem plötzlich auftauchenden Gegenstande erschreckte, so wird es in seinem Gedächtniss diesen Gegenstand mit der Strafe in Verbindung bringen, so dass beides gewissermaassen für das Thier nur ein und dasselbe bildet. Sowie ihm ein zweites Mal derselbe Gegenstand vor Augen tritt, wird es sich auf dieselbe Züchtigung gefasst machen, seine Furcht nimmt zu, und es wird ganz naturgemäss erst recht sein Heil in der Flucht suchen.

Alle Pferde sind nicht in gleichem Maasse furchtsam.

Einzelne Pferde sind gelegentlich oder auch ausschliesslich auf der einen Seite für Eindrücke empfänglicher, als auf der anderen. Die landläufige Bezeichnung dafür ist daher: dieses Pferd ist rechts oder links schreckhaft.

Bemerken will ich noch, dass Pferde mit sogenannten Glasaugen stets furchtsam sind. Man sagt oft mit Unrecht, dass ein Pferd furchtsam ist, während es blos zu übermüthig und zu grün ist. Richtiger würde man von ihm sagen, dass es ausgelassen *(est en l'aire)* sei, dass es den Drang hat, seine Muskeln zu erproben, sich einmal ordentlich zu strecken; dass es, mit anderen Worten, sich in der Lage eines Kindes befindet, welches lange auf einem Fleck sitzen musste, und nun, wo es freigelassen wird, instinktmässig unter allen möglichen Vorwänden die tollsten Luftsprünge macht. In einem solchen Falle sind ebensowohl Strafen, wie Liebkosungen ganz überflüssig; was dem Pferd Noth thut und was man ihm geben muss, ist ein tüchtiger Galopp. Man lasse es drei oder vier Kilometer ordentlich laufen, und es wird hernach ruhig und gefügig sein.

Besondere Erwähnung verdienen gewisse Pferde, welche von Natur aufgeregt sind, welche sich mit Allem, was sie sehen oder hören, immerfort beschäftigen, welche sich über tausenderlei Kleinigkeiten erschrecken und in jedem Augenblick unvermuthete Sätze machen. Diese Sorte ist zum Reiten sehr unbequem. Man gebe ihnen reichliche Arbeit, um sie zu beruhigen, damit sie sich loslassen *(baisser)*, und streichele sie, um ihnen Vertrauen einzuflössen.

Spricht man von furchtsamen Pferden, so nimmt das Herzählen aller einzelnen Fälle gar kein Ende. Es giebt jedoch einige, welche ich noch anführen möchte. Gewisse Pferde fürchten sich vor Allem, was

höher ist, als ihr Kopf, vor allen denjenigen Dingen, welche sie überragen, vor einem Wagen, einem Omnibus, vor einer nur wenig erhöhten Brücke, vor einem Thorweg: alles dieses erschreckt sie. Man möchte fast sagen, dass sie für ihren Kopf fürchten. Alle Gegenstände dagegen, welche sich tiefer befinden, lassen sie völlig kalt.

Andere Pferde wiederum sind bodenscheu, erschrecken sich blos über das, was am Boden liegt, über einen Schatten, einen Sonnenstrahl, eine Wasserpfütze, ein Bächlein, einen Steinhaufen. Ganz gleichgültig verhalten sie sich aber bei allen denjenigen Dingen, die höher sind als sie.

Ich führe noch das Pferd an, welches sich blos vor dem fürchtet, was hinter ihm herkommt, vor einem Kinde, einem Hunde, einem Pferde oder einem Wagen, und welches gewissermaassen nur davor Angst hat, was es nicht sieht.

Für sämmtliche furchtsame Pferde kann ich nur denselben Rath geben: man beruhige sie durch Liebkosungen und flösse ihnen Vertrauen ein. Erblickt man vor sich einen Gegenstand, von dem man weiss, dass das Pferd vor demselben Angst haben wird, so züchtige man es nicht, um es zu zwingen, sich demselben direckt zu nähern. Man lasse es sich besser davon entfernen, dann ganz allmälig, gewissermaassen durch gutes Zureden, bringe man das Thier dahin, sich dem Gegenstand zu nähern, ohne aber allzu sehr darauf zu dringen. Man nehme sich mehrere Tage Zeit dazu, so lange, wie nothwendig ist. Man führe es niemals allzu nahe an den Furcht einflössenden Gegenstand heran, damit es nicht fortstürmt oder kurz Kehrt macht, da man sonst gezwungen wäre, seine

Zuflucht zur Züchtigung zu nehmen, nicht etwa, um es für seine Angst zu strafen, sondern für das kurz Kehrt machen, welches man unter keinen Umständen dulden darf. Durch die Strafe würde man, eben aus Furcht vor der Züchtigung, die Angst vor dem in Frage stehenden Gegenstand nur verdoppeln. Mit einem Worte: bei furchtsamen Pferden wende man viel Sanftmuth, unendlich viel Geduld und niemals Gewalt an.

Endlich muss ich noch von einer Kathegorie Pferde sprechen, welche man fälschlicherweise den furchtsamen Pferden zuzählt: es sind das diejenigen, welche alle Anzeichen der Furcht zur Schau tragen, in Wirklichkeit aber blos ungezogen sind.

Alle Pferde hängen sehr an ihrem Stalle, sind auf dem Rückweg viel gängiger und lebhafter als beim Fortreiten. Diejenigen nun, von welchen ich jetzt sprechen will, scheinen nur die eine fixe Idee zu haben: nach Hause zu kommen, und jede Gelegenheit, welche ihnen für die Heimkehr einen Grund bieten könnte, zu einem Kehrtmachen zu benutzen. Beim geringfügigsten Gegenstande, der sich auf ihrem Wege vorfindet, sieht man sie zunächst stutzen, und dann das geringste Anzeichen von Stutzen auf Seiten des Reiters dazu benutzen, um ganz plötzlich kurz Kehrt zu machen. Ich wiederhole es nochmals, solche Pferde haben keine Furcht; sie sind einfach ungezogen, und Alles, was ich über furchtsame Pferde gesagt habe, hat auf diese Sorte keinen Bezug. Man muss sie auf das energischste wieder zurückbringen und sie nachdrücklich bestrafen.

Der Beweis dafür, dass ihr Benehmen nichts anderes als Ungezogenheit war, ist der, dass dieselben Gegenstände, welche auf dem Hinweg den Grund zum

Kehrtmachen lieferten, sie beim Rückweg völlig kalt lassen.

Macht ein Pferd bei dieser oder bei jeder anderen Gelegenheit einen Seitensprung, so muss man dagegen ankämpfen und es durch einseitliche Hülfen wieder auf den richtigen Weg zurückführen. Wird der Seitensprung von links nach rechts gemacht, so muss der rechte Trensenzügel kräftig nach links geführt und der rechte Schenkel energisch angelegt werden. Mit anderen Worten: um dem Seitensprung nach rechts entgegenzutreten, giebt man auf der rechten Seite die beiden entsprechenden Hülfen. Wollte man hierzu den linken Zügel gebrauchen – eine schlechte Angewohnheit, welcher sich die meisten Menschen bedienen – so würde man im Gegentheil dem Pferde dabei helfen, mit seiner Hinterhand nach rechts auszuweichen, welchem Uebelstande abzuhelfen der rechte Schenkel allein nicht gewachsen ist. Drohte ausserdem von rechts her irgend welche Gefahr, so würde das Pferd unweigerlich auf dieselbe losstürmen, da es den Kopf nach links gewendet hat und mithin nicht sieht, wo es hintritt. Der am Halse fest anliegende rechte Zügel dagegen drückt es nach links, und die mit dem rechten Schenkel gegebenen Hülfen verhindern das Ausfallen der Hinterhand nach rechts.

Ich füge noch hinzu, dass beim Seitensprung, welcher von links nach rechts erfolgt, der Reiter gezwungenermaassen nach links hin aus dem Sattel kommt: der feste Schluss des rechten Schenkels wird ihn im Sitz erhalten und ihn das Gleichgewicht wiederfinden lassen.*)

*) In diesem Falle ist der rechte Schenkel seine Rettung.
J. Fillis.

Es ist zu beachten, dass Pferde, welche Kehrt machen, dieses fast stets nach derselben Seite hin ausführen, entweder nach rechts oder nach links. Besitzt Jemand unglücklicherweise ein Reitpferd, welches dieses Vertheidigungsmittel anwendet, so beginne er damit, sich mit dieser seiner Gewohnheit vertraut zu machen, um stets auf Alles gefasst zu sein. Er nehme in diejenige Hand, welche sich auf derjenigen Seite befindet, nach welcher das Pferd für gewöhnlich Kehrt macht, ein, vierzig bis fünzig Centimeter langes Stöckchen. Ich liebe nicht die Reitpeitsche, da sie zu biegsam ist, und wenn man sie beispielsweise auf der linken Seite gebraucht, so biegt das Ende herum und trifft rechts und kann sogar die Augen treffen.

Sowie das Pferd den Kopf wendet, um Kehrt zu machen – mithin vor vollendeter Ausführung – versetze man ihm von der Seite, nach welcher es wendet, einen kräftigen Schlag auf die Nase. Ich bin nie auf ein Pferd gestossen, welches lange diesem kräftig und mit Genauigkeit versetzten Erziehungsmittel widerstanden hätte. Hat es erst einige Male mit dem Stock nähere Bekanntschaft gemacht, so genügt schon oft der blosse Anblick desselben.*)

*) Das unangenehmste Thier, welchem ich jemals begegnet bin, war ein Hengst, ungebärdig wie nur einer, und bissig wie der Teufel.

Da es unmöglich ist, ohne Zuhülfenahme der Schenkel und der Sporen ein Pferd zu dressiren, so musste ich natürlich auf ein Mittel sinnen, vermöge dessen er es sich gefallen liess. Während der ersten sechs Wochen ging Alles ganz leidlich, da meine Anforderungen nicht sehr gross waren; sowie ich es aber durchsetzen wollte, das Pferd durch den Gebrauch des Sporns zu versammeln, versuchte es, mich in den Schenkel zu beissen, warf sich mit Wucht auf die Kniee und, indem es in dieser Stellung den Kopf herumschmiss, machte es verzweifelte Anstrengungen, meine Füsse zu

XXIII.
Pferde, welche mit dem Kopf schlagen
(Chevaux qui battent à la main).

Es giebt wohl wenige Reiter, welche nicht unter der Unannehmlichkeit und sogar unter der Gefahr zu leiden gehabt hätten, welche das Schlagen mit dem Kopfe bei einem Pferde verursacht.

erfassen. Da ich nun, um seinen Zähnen zu entgehen, genöthigt war, die Schenkel zurückzulegen, so hatte er insofern gewonnenes Spiel, als es ihm gelang, mich am Gebrauch des Sporns zu verhindern.

Ich kam in Folge dessen auf den Gedanken, in die Trensenzügel zwei eiserne Stangen, von je vierzig Centimeter lang, hineinarbeiten zu lassen. Da ich auf diese Weise das Thier in die Unmöglichkeit versetzt hatte, den Kopf zu wenden, und da in Folge dessen meine Schenkel vor seinen Zähnen sicher waren, so glaubte ich bestimmt, der Sieg wäre mein. Keineswegs. Wüthend über seine Ohnmacht, fuhr dieses Satansthier fort, sich auf die Kniee zu werfen, und da es die Hoffnung aufgab, mich in die Füsse zu beissen, so zerfleischte es sich selbst die Brust. Zuerst bildete ich mir ein, dass es damit aufhören würde, so bald der Schmerz zu gross sein würde. Das fiel ihm jedoch nicht im Entferntesten ein, er riss sich grosse Fetzen Fleisch heraus und ich zweifele nicht daran, dass, wenn es ihm in diesem Augenblick gelungen wäre, mich aus dem Sattel zu werfen, das Thier mich einfach zerfleischt haben würde. Ich band ihm hierauf eine ganz starke, lederne Schürze vor; in drei Tagen jedoch war das Leder in lauter Fetzen zerrissen.

Trotzdem gelang es mir aber doch, dieses Thier zu bemeistern. Zu guterletzt band ich ihm unter das Kinn eine Art Trichter *(une sorte de demi-entonnoir)* aus Blech, dessen eine Hälfte fehlte, um den Kinnladen Raum zu lassen. — Da das Beissen ihm somit unmöglich geworden war, legte er diese verwerfliche Angewohnheit bald ab, und ich konnte seine Ausbildung fortsetzen, welche ich völlig beendet habe, und zwar Avenue de Malakoff 78, in einem damals von Herrn M. Gost Sohn geleiteten Reitinstitut, dessen Besitzer, ein Pferdehändler, mehr als einmal diesen hochtragischen Kämpfen, welche ich stets ganz allein ausfocht, beigewohnt hat. — Ich arbeite stets allein und lasse mir von Niemanden dabei helfen.

Die Einen lassen den Kopf ganz tief sinken und nehmen, so zu sagen, einen Schwung, um ihn dann um so kräftiger zurüchzuwerfen. Andere wiederum begnügen sich damit, mit dem Kopf plötzlich nach hinten zu schlagen, ohne denselben vorher heruntergenommen zu haben.

Im ersteren Falle muss man dem Pferd durch einen Anzug mit den in der rechten Hand befindlichen Trensenzügeln genau in dem Moment zuvorzukommen suchen, wo es anfängt, den Kopf zu senken. In Folge dieser Erschütterung erhebt es den Kopf ganz plötzlich, und muss man diesen Augenblick benutzen, um das Pferd unter kräftigem Schenkeldruck vorwärts zu treiben. Zwar muss man dabei die Kandarenzügel nachlassen, aber doch fest in der linken Hand halten, damit in dem Augenblick, wo durch den Anzug der Trense der Kopf die Bewegung von unten nach oben macht, das Pferd beim Heben des Kopfes die Kandarenzügel selbst straff macht und sich dadurch einen kräftigen Stoss auf die Kinnladen verursacht.

Es ist somit in dem Augenblick, als es den Kopf senken wollte, durch die Trense daran verhindert worden, und wiederum durch die Kandare bestraft worden, als es beim Hochnehmen des Kopfes denselben zu weit nach hinten geworfen hat.

Im zweiten Falle, wenn das Pferd mit dem Kopf nach hinten schlägt, ohne dazu ausgeholt zu haben, muss man es in dem Augenblick, wo es den Kopf hebt, durch den Druck der Schenkel vorwärts treiben, und es dann, ebenso wie oben beschrieben, auf dem Kandarengebiss in Empfang nehmen. Fassen wir Alles zusammen, so führt man im ersten Falle drei Bewegungen aus: mit der Trense, mit den Schenkeln und mit der

Kandare. Im zweiten Falle bedient man sich nur zweier Hülfen, derjenigen der Schenkel und derjenigen der Kandare. Es lässt sich nicht leugnen, dass diese auf einander folgende Hülfen sind, und doch liegen sie so nahe bei einander, dass sie beinahe in Eins verschmelzen. In beiden Fällen würde man aber, sowie die Thätigkeit der Schenkel nicht, wenn auch nur ein Atom, derjenigen der Kandare voranginge, Gefahr laufen, das Steigen hervorzurufen, zum mindesten aber würde man die Hinterhand durch das Zurückkriechen des Pferdes schädigen.

XXIV.

Pferde, welche durchgehen
(Chevaux qui s'emportent).

Ich habe stets das Glück gehabt, sowohl bei meinen Schülern als auch bei mir selbst, von Unglücksfällen, welche durchgehende Pferde herbeiführen, verschont zu bleiben. Wollte man mir einwenden, dass ich darin Glück gehabt habe, dass es nichts weiter als blosser Zufall sei, so würde ich darauf entgegnen, dass dieses doch nicht so ganz stimmt.

Es ist ja richtig, dass, wenn ein Pferd schon im Durchgehen begriffen ist, es nichts mehr hört und fühlt, und bin ich keineswegs der Ansicht, dass der eine Reiter es eher wieder wird halten können, als der andere, ich behaupte aber, dass der Reiter viel dazu thun kann, um sein Pferd am Durchgehen zu verhindern.

Der wahre Reitertact besteht eben darin, vorauszusehen, dass das Pferd in einem gewissen Moment und aus den verschiedenartigsten Ursachen den Kopf verlieren kann: aus diesem Grunde wird der aufmerksame

Reiter sein Pferd niemals zu erregt werden lassen. Sowie er merkt, dass sein Thier zu heftig wird und sich steif macht, wird er die Gangart verkürzen, sich das Pferd in die Hand stellen und es durch Streicheln und gute Worte zu beruhigen suchen. Sehr häufig geht ein Pferd deshalb durch, weil man durch allzustarkes Festhalten die Kinnladen ganz abgestumpft hat, so dass dieselben schliesslich empfindungslos werden. Reisst man in einem solchen Falle ihm in's Maul, so erreicht man dasselbe, als wenn man an einer Mauer reissen wollte; auch kann das Pferd mit Einem rücksichtslos abgehen.

Um das Maul weich zu erhalten, muss der Reiter abwechselnd Trense und Kandare gebrauchen, d. h. er darf es nicht dulden, dass das Pferd irgend welchen Stützpunkt auf den Zügeln nimmt.

Einige Pferde gehen mit hoch gehobener Nase durch, wobei es einem völlig aus der Hand kommt; wieder andere überzäumen sich. Man muss bei Ersteren stets versuchen, mit Hülfe der Kandare die Nase wieder herunter zu bringen. Bei der zweiten Sorte wird man sich der Trense bedienen, um den Kopf wieder aufzurichten. Gelingt es dem Pferde, seinen Kopf so tief zu stellen und den Hals dermaassen zusammenzurollen, dass die Kandarenstangen die Brust berühren, so wird der Reiter, je mehr er an den Kandarenzügeln zieht, um so weniger auf das Maul einwirken können,*) dagegen um so mehr den Hals und den Kopf in ihrer falschen Stellung erhalten. Das Einzigste, was man in

*) Indem man an den Kandarenstangen zieht, stellt man sie ja auf der Brust fest und lässt dadurch das Mundstück im Maule steigen, was zur Folge hat, dass sie nicht mehr auf die Kinnladen wirken würde. J. Fillis.

einem solchen Falle noch zu thun hätte, wäre, mit der Trense zu riegeln *(scier)*.

Es giebt eine besondere Art Trense, „Anheber“ *(releveur)* genannt, welche auf Grund ihrer Rollen von unten nach oben, anstatt von vorn nach hinten wirkt. Man wird dieselben bei solchen Pferden anwenden, welche sich überzäumen. Ich empfehle ihre Anwendung auch dann, wenn das Pferd einen schweren Kopf oder einen kurzen Hals hat, da ein solches Thier stets den Versuch macht, diese Last vom Reiter tragen zu lassen. Wohlverstanden, gilt dieser Rath nur Denjenigen, welche es nicht verstehen, ihr Pferd im Gleichgewicht zu erhalten.

Man hört oft sagen: das Pferd geht durch, während es in Wirklichkeit nichts weiter thut, als sich der Führung seines Reiters zu bemächtigen.

Ein Pferd, welches wirklich durchgeht, ist unzurechnungsfähig, geht auf keine Hülfe mehr ein und ist nicht mehr zu lenken. Ein Pferd, welches sich selbt der Führung seines Reiters bemächtigt, ist wie ein alter Verbrecher; auf einem derartigen Pferde bringt der Galopp eine Art physischer Erregung hervor, und es übernimmt gewohnheitsmässig jedes Mal selbst die Führung, sobald es die Herrschaft über die Hand gewinnt; man kann es zwar nicht pariren, aber man kann es lenken. Ersteres senkt den Kopf, das Auge ist blutunterlaufen und unfehlbar rennt es Alles nieder, was sich ihm in den Weg stellen könnte; letzteres hingegen wird allen Hindernissen ausweichen.

Die erstere Art des Durchgehens kann das Pferd in allen Gangarten ausführen. Es giebt Pferde, die im Schritt durchgehen. Das ist zwar eine Ausnahme, ich habe aber solche gesehen; sie gehen in die Zügel ohn'

Unterlass? Steigen sogar, wenn man sie pariren will und – sobald sie die Muskelkraft des Reiters überwunden haben – gehen sie mit ihm davon. Man muss also bestrebt sein, sich die Herrschaft über die Hand niemals nehmen zu lassen. Sollte es dem Pferde dennoch gelingen, dem Reiter zuvorzukommen *(surprendre)* und mit ihm davon zu gehen, so muss man ihm Raum schaffen und versuchen es dahin zu führen, wo es Platz vor sich hat.

Die Zügel sind getheilt anzufassen, das ist das erste, was der Reiter thun muss: Macht man dann mit der Trense und abwechselnd mit der Kandare und Trense riegelnde Bewegungen, so kann man dadurch, dass das Pferd die Kinnladen loslässt, nach und nach dahin gelangen, das Gleichgewicht im Gange wieder herzustellen, das Pferd wieder auf die Hinterhand zu bringen und – zufolge dessen – es zu meistern.

Man achte besonders darauf, dass die Zügel unaufhörlich in Thätigkeit bleiben. „Annehmen und Nachgeben“ ist auch hier wieder die Hauptsache. – Die Schenkel müssen fest anliegen. Die meisten Reiter glauben, dass sie bei dieser Gelegenheit an Kraft gewinnen würden, wenn sie sich wie ein Winkelmaass *(triangle)* spreitzten, d. h. die Schenkel nach vorn gegenstemmten: in diesem Falle würde das Pferd der Stärkere bleiben.

Viele Pferde, welche Rennzwecken gedient haben, versuchen gern – sei es im Trabe oder Galopp – Gewalt über die Hand zu gewinnen, um fortzustürmen.*)

*) Alte Rennpferde versuchen dies dann, wenn man zum Kehrt abwendet, weil sie zum Rennen unmittelbar aus der Kehrtwendung abzugehen gewohnt waren. Da heisst es nur, „aufpassen!“
J. Fillis.

Dazu machen sie den Hals lang und fahren mit dem Kopf nach unten. Hält der Reiter dann gegen, so zieht ein erneuter Ruck des Kopfes nach unten ihn leicht auf den Hals vor den Sattel. Der Reiter muss dann im Gegentheil durch Strecken der Arme nachgeben, ohne die Zügel durchgleiten zu lassen, muss den Hals etwas gewaltsam wieder aufrichten und vermittelst der Schenkelhülfen die Trense und Kandare wieder in Wirkung treten lassen, sobald er die Aufrichtung des Halses bewirkt hat.

Geht das Pferd wirklich durch, so verfahre man mit den Zügeln ebenso, wie bei einem mit dem Reiter davoneilenden Pferde; aber die Schwierigkeit ist viel grösser, weil die Lenkbarkeit beinahe unmöglich ist. Hat man Platz vor sich, so kann man es selbst in diesem Falle erreichen, das Pferd nach rechts oder links herum zu werfen. Hierzu muss man – die Zügel immer getheilt haltend – (und damit soll man immer anfangen) den einen der Zügel ganz nachlassen, den anderen mit beiden Händen erfassen und durch unaufhörliches Anziehen das ganze Gewicht diesem zuführen, bis die einseitliche Biegung – mehr oder weniger vollkommen erzielt ist, was unfehlbar ein Ablenken von der eingeschlagenen Richtung zur Folge haben muss. Sollte der Reiter im Durchgehen so glücklich sein, sich am Rande eines Flusslaufs zu befinden, so werfe er entschlossen sein Pferd dahinein.

Ueberall lauert Gefahr: Im Begegnen von Hindernissen sowohl, wie im ebenen Terrain, kann ein Unfall uns treffen. Im Wasser hört alle Gefahr auf. Mit einem Bade ist's abgethan. Was zu vermeiden ist, das sind steile Böschungen. Die meisten Pferde halten sofort an, sowie ihnen das Wasser bis an die Brust

geht. Sie beruhigen sich und werden wieder ganz gelassen. Andere stampfen (noch eine Weile) im Wasser fort, kommen dann aus dem Sprung und schon nach sehr kurzer Zeit wieder zur Besinnung.

Ich habe, um Durchgänger zu bessern, unzählige Male dieses Verfahren längs der flachen Ufer eines Flusses in Anwendung gebracht. Ich setzte mich in einen guten Galopp und überliess das Pferd sich selbst. Nachdem ich alle Gewalt über dasselbe verloren hatte, sodass ich es nicht mehr halten konnte, warf ich mein Pferd in's Wasser und erreichte so meinen Zweck auf die leichteste Weise von der Welt. Die Pferde, welche in genügend hoher Versammlung sind, können weder eilen, noch viel weniger durchgehen; denn die Sporen, welche die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt bringen, richten die Vorhand auf, welche dadurch leicht wird und den Reiter in den Stand setzt, das Thier zu pariren.

Beim Spazierenreiten mit meinen Schülern habe ich häufig an dieselben folgende Frage gestellt: Angenommen, es käme ein durchgehendes Pferd, entweder von vorn oder von hinten an; was würden Sie da wohl thun? Ich habe dieselbe Frage auch häufig Leuten gestellt, welche von klein auf das Reiten gewöhnt waren. Sehr selten nur habe ich eine befriedigende Antwort erhalten, und doch muss man dieses Vorkommnisses stets gewärtig sein. Es muss nämlich bemerkt werden, dass der auf einem durchgehenden Pferde sitzende Mensch in der Regel geringere Gefahr läuft, als diejenigen Reiter, welche sich zufällig auf seinem Wege befinden. Sehr häufig sieht man den Durchgänger mit gesenktem Kopfe auf eine Pferdegruppe losrennen. Um demselben auszuweichen, muss

man sich hinter das erste beste Hinderniss flüchten. Befindet man sich im Walde, so springe man in ein Gestrüpp und sei froh, mit einigen Risswunden abzukommen.

Ist man auf der Landstrasse, so flüchte man hinter einen Baum, auf einer Strasse in der Stadt hinter einen Laternenpfahl: kurzum, alles und jedes eignet sich, um den Anprall zu vermeiden, dessen Folgen entsetzlich sein können. Vor allen Dingen flüchte man in grösster Eile.

Will Jemand, anstatt auszuweichen, dem Reiter des durchgehenden Pferdes zu Hülfe kommen – was zwar ein löbliches, aber äusserst schwieriges Unternehmen ist – so muss er in derselben Richtung wie jener davonjagen und zwar, was der Gaul winden kann, nur muss er dabei versuchen, stets einige Meter vor dem Durchgänger zu bleiben.

Hierauf muss er laut sprechen und Alles daran setzen, um dem Reiter Vertrauen einzuflössen. Alsdann versuche er, unter ganz geringem Verkürzen des Tempo's den Durchgänger, sowie er an ihm vorbeikommt, am Kandarenzügel, ganz dicht am Maul zu erwischen, und schliesslich gebe man sich Mühe, das Thier ganz allmälig zum Stehen zu bringen.

Ich habe gesagt, dass man in vollstem Laufe vor dem Durchgänger davonjagen müsste. Reitet man nämlich nicht ebenso schnell, wie jener, so wird der Ruck, welchen man im Augenblick des Zügelerfassens bekommt, Einen plötzlich aus dem Sattel reissen. Da man ja die eine Hand frei haben muss, so ist wohl darauf zu achten, dass die andere Hand die eigenen Zügel recht fest hält, um das eigene Pferd halten und lenken zu können.

Ich füge noch hinzu, dass es fast unmöglich ist, ein durchgehendes Pferd aufzuhalten, wenn man auf dem geraden Wege bleibt. Mir wenigstens ist es niemals geglückt. Sowie der Raum und das Gelände es nur irgend gestatten, muss man folglich zunächst einen ganz grossen Bogen machen, welchen man erst ganz allmälig zu verkleinern sucht. Man selbst halte sich, wohlverstanden, in der inneren Seite des Zirkels auf, um das durchgehende Pferd nur nach derjenigen Richtung ziehen zu brauchen, nach welcher man selbst reitet. Wollte man sich ausserhalb des Zirkels halten, so könnte man das Thier unmöglich herumreissen.

Selbstverständlich kann man dieses Mittel nur dann anwenden, wenn man sein Pferd und sich selbst ganz genau kennt.

Ich habe das seltene Glück gehabt, auf die eben beschriebene Weise zwei durchgehende Pferde auffangen zu können, mit denen ich es, wie vorstehend beschrieben, gemacht habe. Beim ersten war es in Havre: sein Reiter hatte beide Zügel schiessen lassen, um sich mit beiden Händen am Sattelknopf festzuhalten. Beim zweiten war es in Paris, im Bois de Boulogne: ein junges Mädchen sass darauf. In beiden Fällen brauchte ich fünfzehn bis zwanzig Minuten dazu, um das Pferd zum Stehen zu bringen. Ich ritt allerdings Vollblutpferde; in Folge dessen verfügte ich über die nöthige Ausdauer und Schnelligkeit. Bei der Reiterin hatte ich die Vorsicht gebraucht, mich an ihrer rechten Seite zu halten, da, im Falle es auf der anderen Seite geschehen wäre, ihre Beine mich am Eingreifen verhindert haben würden.

XXV.

Der Sprung

(Le saut).

Um ein Pferd springen zu lassen, bildet man sich in der Regel ein, dass man es in dem Augenblick, wo es an das Hinderniss herankommt, mit der Hand anheben müsse. Thut man das nun, so verringert man dadurch des Pferdes natürliche Hülfsmittel, man thut ihm Zwang an und hindert es, frei und natürlich zu springen.

Damit das Pferd in der Lage ist, zu springen, muss es Kopf und Hals völlig frei haben. Will man es mit der Hand hochbringen, so stört man die Kopf- und die Halsfreiheit, deren es bedarf, um sich einen Schwung zu geben, auch verlegt man dadurch das ganze Gewicht auf die Hinterhand. Was folgt daraus? Entweder hat das Pferd ein empfindliches Maul und wird – in diesem Falle – von der Hand zurückgehalten, vor dem Hinderniss stutzen, oder aber, es ist hartmäulig und wird sich dann nicht an die Hand kehren. Selbst unter dieser letzteren Voraussetzung aber kann es nur eine Art von Sprung nach vorwärts machen *(pointe)*, wobei die Vorhand sich allerdings hebt, die Hinterhand dagegen am Hinderniss hängen bleibt. Das kommt daher, weil man beim Vortreiben des Thieres vermittelst der Schenkel gleichzeitig die Hand im entgegengesetzten Sinne hat wirken lassen, d. h. von vorne nach hinten. Die Vorhand hat zwar die Wirkung des Gebisses überwinden können, aber nur auf Kosten einer Anstrengung, welche das Sich-Erheben hemmt und in Folge dessen das Pferd bedeutend schwächt.

Es giebt eine allgemeine Theorie, um Pferde

springen zu lassen; in der Praxis jedoch wird man sehr bald gewahr, dass jedes Pferd eine ganz besondere Art hat, die Hindernisse zu nehmen.

Nach meiner Ansicht besteht das beste Mittel, um einem Pferde das Springen beizubringen, darin, dass man zunächst eine Stange auf die Erde legt, und das Thier über dieselbe im Schritt hinwegschreiten lässt, wobei man es am Zügel führt. Der Reiter ist zu Fuss und überschreitet die Stange gleichzeitig mit dem Pferde. Hat dasselbe gehorcht, so muss man es streicheln und ihm durch Verabfolgen von einigen Rüben Vertrauen einflössen. Man braucht das höchstens zwei bis drei Mal je zehn Minuten lang durchzumachen. Hat das Pferd volles Vertrauen gefasst, so nimmt man es an die Longe und wiederholt dieselbe Arbeit, wobei man sich jedoch ganz allmälig vom Pferde entfernt. Sobald dasselbe erst über die Stange schreitet, während der Stallmeister sich mitten in der Bahn aufhält, hebt man diese Stange um dreissig oder vierzig Centimeter an, und lässt das Pferd, so wie es gerade will, an dieselbe herangehen. Die Hauptsache ist, dass es darüber hinwegspringt.

Diese Art, Pferde an das Hinderniss zu gewöhnen, wird im Cirkus seit undenklichen Zeiten angewendet.

Dasjenige Pferd, welches gern springt, eilt in der Regel; man muss es in diesem Falle beruhigen und versuchen, dass es ruhig an das Hinderniss herangeht. Macht es dagegen halt und stutzt, so muss man es mit der Stimme anfeuern und ihm die Bahnpeitsche weisen, ohne es jedoch im Anfang zu schlagen oder einzuschüchtern. Trotz alledem wird man nicht eher nachlassen dürfen, als bis es über die Stange hinüberkommt. Dieses ist der Augenblick, wo man genau

darauf achten muss, in welcher Weise es springt. Die besten Springer nehmen das Hinderniss in gerader Richtung, dreist und fliegend; andere dagegen machen, bevor sie über das Hinderniss springen, einen Augenblick Halt; noch andere springen schräge. Alle Pferde, welche dreist und aus eigenem Antriebe springen, lasse man nur gewähren und bringe ihnen hintereinander bei, an das Hinderniss in den drei Gangarten, Schritt, Trab und Galopp heranzugehen.

Diejenigen Pferde, welche dicht vor dem Hinderniss einen Augenblick Halt machen, muss man, sowie sie herankommen, mit der Bahnpeitsche vorwärts treiben und nicht eher nachlassen, bis sie die Gewohnheit, vor dem Sprung noch einmal anzuhalten, abgelegt haben. Man muss es daher vermeiden, dieselben im Schritt oder im Trabe springen zu lassen, so lange sie nicht dreist den Sprung im Galopp ausgeführt haben.

Bei den Pferden, welche schräge springen, ist die Sache ebenso einfach: es genügt dabei, die Schultern der Hinterhand entgegenwirken zu lassen. Geschieht das beispielsweise auf der linken Hand und das Pferd wirft seine Hinterhand nach links, mithin nach innen, so muss man die Longe anziehen, um seine Schultern nach links zu bringen, und gleichzeitig den linken Hinterbacken mit dem Peitschenende berühren, um die Hinterhand nach rechts zu drücken. Wirft dagegen das Pferd seine Hinterhand nach rechts, mithin nach aussen, so muss man die Longe locker lassen, und im Augenblick des Sprunges die Schultern nach rechts treiben, indem man dem Thier mit der Peitsche unter der Nase fuchtelt.

Bei dieser ganzen Arbeit muss die Stange stets sehr niedrig gestellt sein: man soll dieselbe nur ganz

allmälig höher stellen und zwar je nach den Fähigkeiten, der Kraft und der leichten Auffassungsgabe des Pferdes.

Man muss sich durchaus hüten, die Stange jemals so hoch zu stellen, dass das Pferd zu einem sehr grossen Kraftaufwand genöthigt würde, ganz besonders, wenn das Thier noch jung ist. Die damit verbundenen Nachtheile würden ja bei alten Pferden nicht ganz so schlimm sein; immerhin muss man sich aber vorsehen, sie nicht abzuschrecken.

Wird diese Sprungübung an der Longe mit Leichtigkeit ausgeführt, so muss man alsdann das Pferd besteigen und es dieselbe fortschreitende Reihenfolge durchmachen lassen, indem man wiederum mit der zu ebener Erde liegenden Stange beginnt.

Zu Anfang wird man sich nicht damit abgeben, eine bestimmte Art des Springens lehren zu wollen; man wird im Gegentheil darauf bedacht sein, dem Pferd seine natürliche Art des Springens zu belassen, und wird dabei seine Beobachtungen anstellen.

Beim Sprunge nämlich, wie bei jeder anderen Arbeit, welche eine grosse Anstrengung von Seiten des Pferdes beansprucht, muss der Reiter vor allen Dingen mit den natürlichen Mitteln seines Pferdes rechnen, und seine Anforderungen darnach stellen. Erst viel später und ganz allmälig wird man versuchen, dieselben, wenn es Noth thut, zu verbessern.

Ich sagte, dass die Hand sich in keiner Weise beim Hinüberbringen des Pferdes über das Hinderniss betheiligen sollte. Ich wiederhole es, Hals und Kopf müssen ganz frei sein; ich sage aber ausdrücklich frei und nicht etwa sich selbst überlassen, denn das Pferd

muss im Sprung auf der Hand bleiben, d. h. es muss einen leichten Stützpunkt an derselben behalten.*)

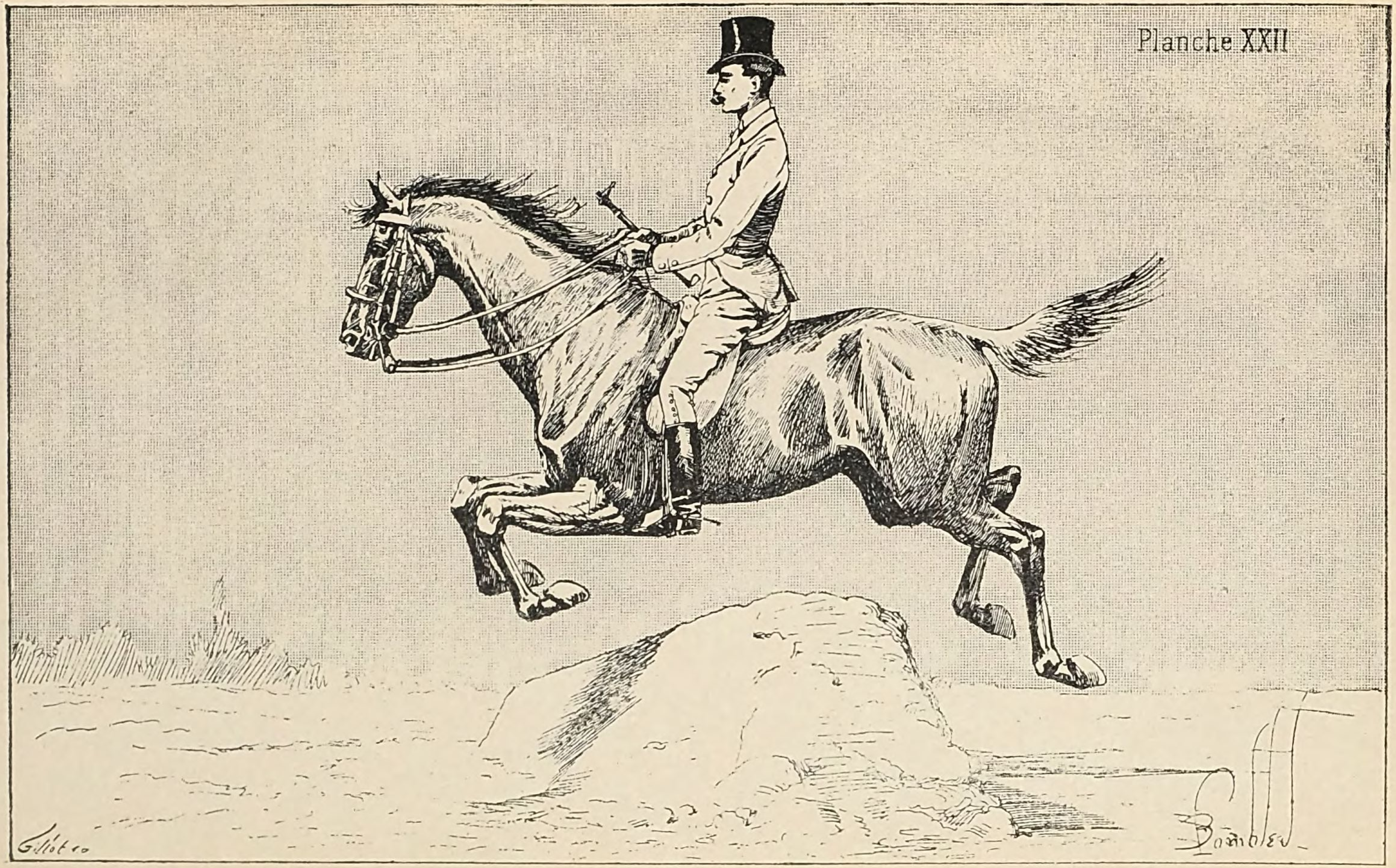
Diesen leichten Stützpunkt sucht es sich nicht etwa erst in dem Augenblick, wo es zum Sprunge ansetzt; es hatte denselben bereits, als es an das Hinderniss herankam und behält ihn bei. Die Elasticität in den Händen und sogar in den Armen des Reiters gestattet dem Thier, denselben beizubehalten, ohne ihn zu verstärken: der Stützpunkt muss vielmehr in dem Augenblick, wo das Pferd zum Sprunge Kopf und Hals streckt, ein wenig vermindert werden. Mit anderen Worten: das Pferd nimmt sich diesen Stützpunkt, und nicht der Reiter.

Einzelne Pferde springen besser, wenn sie beim Herannahen an das Hinderniss einen festen Stützpunkt nehmen, ganz besonders, wenn sie sich in der Carrière befinden; anderen wiederum muss man ganz Luft geben, damit sie den nöthigen Schwung nehmen können. Nichtsdestoweniger wird man das Pferd, um ganz sicher su sein, dass es auch springt, versammeln, kräftig zwischen die Schenkel nehmen und die Fühlung mit der Hand behalten müssen; anderenfalls könnte es gar zu leicht ausbrechen. Uebrigens bemerke ich noch ausdrücklich, dass die Hand in dem Augenblick, wo es zum Sprunge ansetzt, Luft geben muss.

Thut man letzteres zu früh, so wird das Pferd häufig stutzen oder kurz Kehrt machen; geschieht es dagegen zu spät, so verhindert man oder beeinflusst zum mindesten den Sprung.

Drei Thätigkeiten fallen somit der Hand zu: 1. dem

*) Zu allem Reiten gehört als Grundbedingung, dass die Hand mit dem Maule stets Fühlung behält. J. Fillis.


Planche XXII

Pferde bis zum Augenblick, wo es zum Sprunge ansetzt, einen Stützpunkt zu gewähren; 2. während des kurzen Augenblicks, wo es über das Hinderniss setzt, Luft zu geben; 3. mit der Trense*) das Pferd sanft mit der Hand in dem Moment wieder aufzunehmen, in welchem es landet.

Was die Schenkel des Reiters anbelangt, so müssen dieselben die ganze Zeit über das Pferd unterstützen: 1. vor dem Sprung: um es vorzutreiben und zum Sprunge zu bestimmen; 2. während des Sprunges: um ihm dabei zu helfen, die Hinterhand derart vorzubringen, dass es nicht an das Hinderniss streift; 3. nach dem Sprung: um die Hinterhand in dem Augenblick, wo das Pferd landet, und wo sie ihrerseits die Vorhand entlasten soll, zu unterstützen.

Endlich erhalten auch die Schenkel, wenn sie in dieser Weise angelegt sind, den festen, guten Sitz des Reiters.

Beim Springen spielt das Selbstvertrauen des Reiters mit die Hauptrolle. Reitet man an ein Hinderniss heran, ohne wohl entschlossen zu sein, es auch nehmen zu wollen, so ist die Aussicht gross, dass man diesseits bleibt.

Man behauptet, dass sich die Empfindungen des Reiters dem Pferde mittheilen: das stimmt nicht ganz genau, da es sich gewiss keine klare Vorstellung von dem macht, was in dessen Geist vorgeht; was das Pferd aber sehr wohl fühlt, ist, wenn die Hülfen ebenso unentschlossen sind, als wie der Wille seines Reiters.

Um das Pferd zu etwas zu bewegen, muss man

*) Beim Springen bediene ich mich ausschliesslich der Trense. Ich gebrauche nur die Kandare, um den Galopp zwischen den einzelnen Hindernissen zu regeln. J. Fillis.

zunächst selbst einen festen Entschluss gefasst haben. Ist der Geist unentschlossen, so werden gezwungenermaassen die Hülfen ebenso zaghaft sein. Ist man dagegen selbst fest entschlossen, so theilt sich das eigene Vertrauen auch dem Pferde mit und zwar vermittelst der Hülfen, welche in diesem Falle mit Kraft und Bestimmtheit gegeben werden.

Derjenige Reiter, welcher zum ersten Mal an ein Hinderniss herankommt, bildet sich ein, dass er einen gewaltigen Stoss erhalten wird. In der Regel macht er sich steif, um nicht aus dem Sitz zu kommen, während gerade diese steife Haltung das Gegentheil bewirkt.

Beim Springen muss man, wie ich bereits vorher erwähnt habe, dem Pferde gerade in dem Augenblick, wo es zum Sprunge ansetzt, Luft geben, und dabei seine volle Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in der Haltung beibehalten, indem man nur die Schenkel ein wenig fester anlegt. Auf diese Weise wird der Sitz nur wenig leiden und der Stoss nur äusserst gering sein. Wir erwähnten bereits, dass nicht alle Pferde auf dieselbe Weise springen. Auf demjenigen Thier, welches mit allen vier Beinen gut vom Boden abspringt und über das Hinderniss in beinahe horizontaler Haltung hinwegfliegt, hat der Reiter weiter nichts zu thun, als gerade und senkrecht sitzen zu bleiben.*)

Führt das Pferd den Sprung mit hoch aufgerichteter Vorhand, ebenso wie beim Pointiren**) aus, so muss sich der Reiter in dem Moment des Hebens nach vorne überlegen, und zwar umsomehr, je ausgesprochener diese Bewegung des Pferdes gewesen ist; er verharre jedoch in dieser Haltung nur so

*) Siehe Tafel XXII. J. Fillis.

**) Siehe Tafel XIII, Fig. 1. J. Fillis.

lange, als das Pferd mit der Vorhand in der Luft ist. Sowie dieselbe zur Erde niedergeht, muss gerade umgekehrt der Reiter seinen Oberkörper zurücknehmen und zwar aus dreierlei Gründen: einmal, um durch die Wucht des vorschnellenden Pferdes nicht selbst nach vorn geworfen zu werden; zweitens, um die Vorhand zu entlasten, welche beim Landen den Stoss des Gesammtgewichts von Pferd und Reiter aushalten muss; endlich, um seinen Sitz wiederzufinden und in der Lage zu sein, dem Pferde Halt geben zu können für den Fall, dass es sich auf den Vorderbeinen nicht halten könnte.

Springt das Pferd, und streifen dabei die Vorderbeine das Hinderniss, und erhebt es dabei die Kruppe, wie zum Hintenausschlagen,*) so muss man dabei in dem Augenblick, wo die Vorhand über dem Hinderniss schwebt, den Oberkörper zurücklegen, um auf diese Weise eine Ueberlastung der Vorhand zu vermeiden. Nach Ueberwindung des Hindernisses wird die Gewalt des Schwunges genügen, um ganz von selbst den Körper wieder in seine richtige Lage zurückzubringen.

Ich kann es nicht oft genug betonen, dass bei jedem Zurücklegen des Körpers während des Sprunges die Arme ihre volle Elasticität beibehalten müssen, derart, dass das Anstehen der Zügel sich nicht vermehrt, und dass das Pferd unbehindert springen kann. Erweisen sich die Zügel als nicht lang genug, so lässt man sie zwischen den Fingern durchgleiten, um sie sogleich wiederzunehmen, wenn man die Erde berührt.

*) Siehe Tafel XXIII, Fig. 2. Wären die Zügel straffer, so könnte dieses Bild gleichzeitig noch dazu dienen, die Stellung eines Reiters zu veranschaulichen, welcher im Begriff ist, das Pferd nach dem Sprunge aufzufangen. J. Fillis.

Es erscheint mir ganz natürlich, wenn ich noch ein Wort über das Hinderniss- und Hürdenrennen einfüge. Die Unkenntniss der meisten Jockeys in Bezug auf die Gangarten des Pferdes ist geradezu unglaublich. Mit Ausnahme von ganz Wenigen unter ihnen, wissen sie nicht einmal, ob die Pferde rechts oder links galoppiren. Ich sprach eines Tages meine Verwunderung hierüber dem Baron Finot, einer Autorität auf diesem Gebiete, aus, und gab mir derselbe zur Antwort: „Die Jockeys reiten instinktmässig und geben sich keine Mühe, nachzudenken."

In Hürdenrennen fliegt das Pferd über das Hinderniss in Folge des erlangten riesigen Schwunges; je mehr das Pferd sich auf die Zügel legt, desto zufriedengestellter ist der Jockey.

In Frankreich wird das Steeplechase in derselben Pace geritten, wie ein gewöhnliches Hürdenrennen, was im ersten Augenblick gefährlich erscheinen mag. Ich habe hierüber viele Jockeys befragt: alle antworteten mir: dass, je toller die Pace, desto geringer die Gefahr für sie wäre. Dieser scheinbare Widerspruch ist im Grunde genommen richtig. Sie begründen ihn nämlich damit: wenn ein in mässigem Tempo laufendes Pferd bei einem Hinderniss stolpert und stürzt, so kommt der Jockey unter das Pferd zu liegen, oder, was vielmehr gewöhnlich eintritt, das Pferd fällt auf den Jockey. Ein solcher Sturz ist gefährlich, wenn nicht gar tödtlich. Kommt es dagegen zu einem gleichen Sturz, wenn das Pferd sich in voller Fahrt befindet, so wird der Jockey einige Meter nach vorn geworfen und kommt in der Regel günstiger fort. In einem solchen Falle rollt sich der Jockey wie eine Kugel zusammen, macht sich so klein wie möglich, vermeidet es ängstlich, einen

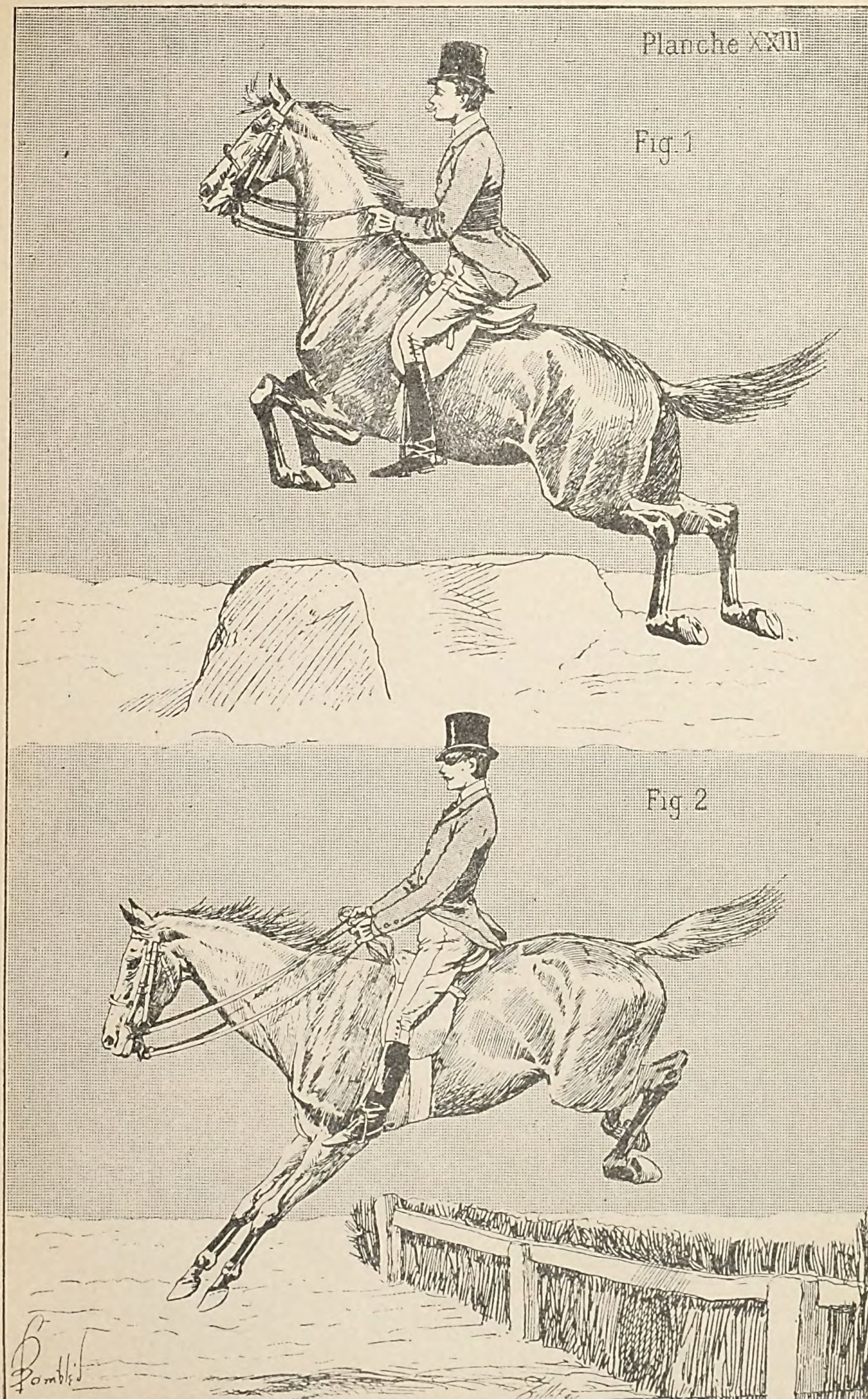


Planche XXIII

Fig. 1

Fig. 2

Arm oder ein Bein von sich zu strecken, und erreicht auf diese Weise, dass er fast immer nur einen kleineren Schaden davonträgt.

Bei den Steeplechases in England verkürzt der Reiter das Tempo, sowie er sich dem Hinderniss nähert; er macht auf diese Weise das Pferd darauf aufmerksam, welche Anforderung an dasselbe herantritt, und gestattet ihm, seinen Sprung besser abzumessen. Auch sieht man daher Mann und Ross beim Sprunge Eins sein, d. h. in völliger Uebereinstimmung.

Das französische System ist halsbrecherischer und erfordert geringeres Verständniss, kann aber wohl zum Gewinnen des Rennens beitragen. Das englische System lässt sich durch ein Wort bezeichnen: „*Good horse manship*", d. h. gutes Turfreiten. Man muss jedoch zugestehen, dass das französische System grössere Gewinnaussichten bietet, sobald das Pferd nicht stürzt.

Nach meiner Ansicht bilden zwei Jockeys bei der Manier, wie die Steeplechases für gewöhnlich geritten werden, eine rühmliche Ausnahme. Es sind dies Hatchet und H. Andrews.

Hatchet hat eine ganz hervorragende Weise, die Hindernisse zu nehmen, und bereitet es mir stets einen hohen Genuss, ihn beim Rennen zu verfolgen, weil seine Art zu reiten die von mir aufgestellte Theorie, welche ich bis an mein Lebensende vertheidigen werde, vollauf bekräftigt, dass es nämlich keine zweifache Reitkunst giebt. Es existirt nur eine einzige, welche immer gut ist, ebenso auf dem Rennplatz, wie beim Spazierenreiten, und ohne welche der Erfolg nichts Anderes ist, als der reine Zufall oder ein Rennkniff.

Hatchet in einer Steeplechase springen zu sehen,

ist für den Kenner ein wahrer Hochgenuss. Er klebt förmlich am Sattel, und niemals erblickt man den geringsten Lichtschimmer zwischen diesem und seinem Gesäss. Kommt er an das Hinderniss heran, so legt er seinen Oberkörper nicht zurück, da er wohl weiss, dass die vorschnellende Hinterhand ihn wieder nach vorne werfen würfe; er bohrt sich in den Sattel hinein und krümmt dabei den Rücken, um auf diese Weise sich sowohl den Sitz, wie die Geschmeidigkeit zu erhalten. Die Hände hält er tief, die Arme gekrümmt, die Zügel nur eben so straff, dass er in permanenter Verbindung mit dem Maul des Pferdes bleibt. Man fühlt es, dass er mit den Fingern sowohl, wie auch mit den Armen nachgiebt, da er niemals in dem Augenblick nach vorne gezogen wird, wo das Pferd zum Sprunge Kopf und Hals streckt.

Er behält mithin die Thätigkeit der Finger und nicht diejenige der Arme – auch während des rasendsten Renntempo's bei. Sicherlich werden nur wenige Sportsleute diese Thatsache zugeben, obwohl sie wahr ist. Nicht minder ist sein Sitz vor, während und nach dem Sprunge tadellos. Da giebt es nicht die geringste Erschütterung, Alles ist und bleibt weich: es ist mit einem Wort die Vollendung.

Ich höre häufig auf den Rennplätzen die Redensart: „Wenn ein Pferd einmal fallen soll, so kann nichts es daran verhindern." Man kann sich aber darin irren. Es ist ja klar, dass, wenn der Fehler begangen, der Sprung missglückt ist, das Pferd fallen muss; was ich aber behaupte, ist, dass derselbe Fehler nicht unter dem einen Jockey vorkommen wird, welcher unter dem anderen eintritt. Am Sturz des Pferdes kann sehr oft sein Reiter die Schuld tragen. Hier ein Beispiel, dessen

ich mich noch entsinne und welches ich deshalb anführe, weil es bezeichnend ist:

In ein und demselben Rennjahr zu Auteuil gewann Hatchet auf „Baudres“ von elf Rennen neun; in den beiden Rennen, welche er verlor, war das Pferd gestürzt. Aus Gründen persönlichen Eingriffs reitet nun ein anderer Jockei von vorzüglichem Rufe „Baudres“. Von sieben Rennen stürzt das Pferd bei vieren, und verliert diese vier Rennen, in denen es gestürzt war. Hatchet setzt sich nochmals auf „Baudres“ und gewinnnt zehn Mal hintereinander, ohne je gestürzt zu sein. Resultat: Von sieben Malen war „Baudres“ vier Mal unter einem guten Jockey gestürzt; unter einem anderen Jockey, welchen ich für eine ganze Ausnahme-Erscheinung halte, stürzte er unter einundzwanzig Malen nur zwei Mal. Bemerkenswerth – und vielleicht trägt es dazu bei, den Leser an dieses erwähnte Vorkommniss zu erinnern – ist es, dass dieser Sturz jedes Mal an dem Bach vor den Tribünen erfolgte.*)

Hatchet hatte eine ganz eigene Art, die letzte Biegung auf diesem selben Rennplatz zu Auteuil zu nehmen. Man weiss, dass diese letzte Biegung, links von den Tribünen gelegen, sehr scharf ist. Hatchet nahm sie ganz kurz, indem er auffallend verhielt; die Anderen dagegen blieben in voller Fahrt und waren somit gezwungen, den Bogen zu vergrössern: das sieht nach nichts aus, und doch ist es von grosser Bedeutung.

*) Dort befand sich nichts, woran man hängen bleiben konnte. Es bedurfte nur, wie bei jedem anderen Breitsprunge, des kräftigsten Abschwungs. Als ich „Baudres“ wenige Meter vor dem Hinderniss changiren sah, — der Jockey versuchte, den Kopf seines Thieres anzuheben — da sagte ich zu seinem Besitzer: „Ihr Pferd wird stürzen.“ So geschah es auch. Der Schwung war unterbrochen worden, und der Sturz konnte nicht ausbleiben. J. Fillis.

Hatchet verlor, obwohl er sein Tempo verkürzt hatte, mit seiner scharfen Wendung nicht an Terrain, da er einen kürzeren Weg zurückzulegen hatte. Die Anderen dagegen, welche die Biegung im grossen Bogen ausführen mussten, da sie in voller Fahrt blieben, hatten einen weiteren Weg zurückzulegen, und so kam es, dass, nachdem die Biegung genommen war, Alle sich wieder so ziemlich in gleicher Höhe befanden, nur in einem Zustande, welcher ganz verschieden und dessen Wichtigkeit fast ausschlaggebend war, da nur noch der letzte Theil des Rennens zurückzulegen war, und die Pferde schon drei- bis viertausend Meter im Leibe hatten. Hatchet hatte bei der Biegung – so kurz als dieser Augenblick der Erholung auch nur währte – sein Pferd wieder Athem schöpfen lassen, und konnte, einmal auf der Geraden angelangt, eine letzte und höchste Anspannung verlangen. Die Anderen hingegen waren stets in vollster Fahrt verblieben, und konnten daher nicht noch mehr aus ihren Pferden herausnehmen.

Man darf nicht vergessen, dass die Pferde in solch einem Falle das Rennen nicht mit den Beinen gewinnen, sondern mit den Lungen, d. h. mit ihrem inneren Gehalt.

Ich habe soeben H. Andrews genannt; zum Schluss kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, derjenigen besonderen Eigenschaften Erwähnung zu thun, welche diesen zu einem Jockey ohne Gleichen stempeln. Wer nicht H. Andrews ein finish hat reiten sehen, kann sich gar keinen Begriff davon machen, welche fabelhafte Energie er dabei an den Tag legt. Als er seine Peitsche verlor, habe ich ihn seine Kappe herunterreissen sehen, um sein Pferd damit zu schlagen; als er auch diese

verlor, war es der rechte Arm und die Hand, welche er mit unglaublicher Kraft und Ausdauer gebrauchte. Es ist wirklich nicht übertrieben, wenn man es ausspricht, dass er, sowie das Ziel in Sicht ist, seinem Pferde noch einen letzten Zuschuss an Energie einflösst und es in einer Weise nach vorne wirft, welche nur ihm eigenthümlich ist; ohne selbst dabei je die geringste Ermattung zu spüren.

XXVI.

Flachrennen
(Courses plates).

Ich habe es bei passender Gelegenheit ausgesprochen, dass bei jeder Arbeit der Reiter, ob er nun Stallmeister oder Jockey ist, das ganz bestimmte Gefühl dafür haben muss, was er von seinem Pferde verlangen kann. Man glaubt allgemein, dass dieser Grundsatz für die Flachrennen nicht gilt, aber mit Unrecht: hier, ebenso wie in jedem anderen Falle, giebt es ohne diese erste Grundregel keine absolute Gewissheit, und Diejenigen, welche darnach handeln, haben eben den Erfolg auf ihrer Seite.

Bei einem Flachrennen, wo alle Pferde mehr oder minder gleich schnell und gleichwerthig sind – d. h. also, wenn sich in dem Feld nicht ein Pferd von ganz besonderer Klasse befindet – wird ganz sicherlich dasjenige die meisten Gewinnchancen für sich haben, welches führt: demnach wird der Erfolg von demjenigen Jockey abhängen, welcher die richtige Vorstellung von den Fähigkeiten seines Pferdes hat. Er wird ihm genau diejenige Zügelanlehnung gewähren, welche ihm bequem ist, und wird es in demjenigen Tempo laufen lassen,

an welches man das Thier am Schluss seines Trainings gewöhnt hat. Hierin wird er es während des Rennens erhalten und das Maximum an Schnelligkeit für den Endkampf aufsparen.

Dasjenige Pferd, aus welchem während des Rennens nicht zu viel herausgenommen wurde, wird mit Leichtigkeit kurz vor dem Ziel noch den letzten rush hergeben können, welcher in der Regel den Sieg entscheidet.

Ich entsinne mich, dass ich diese Thatsache sehr leicht vor einigen Jahren bei „Archiduc“, dessen sich wohl noch Jedermann erinnert, constatiren konnte. Drei Mal hintereinander nahm „Archiduc“ die Tête und führte das Rennen in derjenigen Pace, welche ihm zusagte: keines von den anderen Pferden konnte an ihn herankommen. Im Derby zu Chantilly dagegen wollte ein anderes Pferd „Fra Diavolo“, die Führung nehmen. Natürlich suchte „Archiduc“ sie ihm streitig zu machen, und da in einem solchen Falle das einzige Mittel, um die Tête zu behalten, in Zunahme der Geschwindigkeit besteht, so legte jeder der beiden Jockeys zu, was zur Folge hatte, dass sie vor dem ersten Viertel des Rennens bereits ihre grösste Schnelligkeit erreicht hatten. „Little Duc“ war hinten; ohne sich um die Anderen zu bekümmern, behielt dessen Jockey während drei Viertel der Bahn das im Training angewöhnte Tempo bei, indem er so das Aeusserste für den letzten Augenblick sich aufsparte. Dann mit einem Male spornte er sein Thier zur grösstmöglichsten Schnelligkeit an, überholte die Anderen, welche fertig waren, und siegte spielend. „Little Duc's“ Jockey hatte nichts Anderes gethan, als das System, welches ich als förmliche Regel hingestellt habe, in der Praxis zu verwerthen. Er hatte es, mit einem Worte, verstanden, sich noch

einen Tropfen (Birne) gegen den Durst zu reserviren, d. h. einen letzten Rest von Energie und Kraft für den Einlauf.

Die grösste Schwierigkeit für den Jockey, welcher in einem Rennen führt, besteht darin, die Stärke der Pace zu beurtheilen und genau in dem Tempo zu reiten, welches den Mitteln des Pferdes entspricht.*) Ueberschreitet er diese Grenze, so pumpt er sein Pferd aus und verliert die Möglichkeit, von demselben den letzten rush zu verlangen. Erreicht er aber diese Grenze nicht, so kommt es daher, weil er ganz gewiss mit aller Macht mit den Zügeln von vorne nach hinten zieht und somit das Kreuz (Nieren) und die Sprunggelenke ermüdet: gerade diese sind es aber, welche die Möglichkeit geben, das Rennen im letzten Augenblick zu gewinnen.

Man braucht übrigens blos zu sehen, was die besten Jockeys machen: sie reissen den Sieg gerade im letzten Moment, möglichst dicht vor dem Ziel, an sich. Das genau richtige Schätzen der Schnelligkeit ist es, was dieselben zu dem Urtheil berechtigt, dass ihre Gegner die von ihnen gleichfalls aufgenommene Pace nicht werden durchhalten können, und welches ihnen ebenso das Bewusstsein giebt, dass sie selbst noch zulegen können.

Zu Chantilly habe ich Watts auf „Louis d'Or" dieses Princip sehr geschickt und erfolgreich anwenden sehen. Es war das Rennen mit schwerem Gewicht: Alle trugen gleichmässig achtzig Kilogramm. „Atalante"

*) Eine ausserordentlich schwierige Beurtheilung bei einer Schnelligkeit von ungefähr tausend Metern in der Minute.

J. Fillis.

war Favorit und konnte nach ihrem Bau entschieden am besten schweres Gewicht vertragen.

Watts liess „Louis d'Or“ in seinem gewohnten Tempo laufen, ohne den Versuch zu machen, die Anderen einzuholen: das Rennen ging über dreitausend Meter. Im Anfang war er um zweihundert Meter zurück, und trotz dieses Abstandes legte er nicht zu. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, mussten die Anderen, nachdem sie eine zu starke Pace vorgelegt hatten, das Tempo allmälig verkürzen; er dagegen, welcher die Anfangsgeschwindigkeit beibehalten hatte und die Möglichkeit besass, sie noch zu vergrössern, schlug den Favoriten wenige Meter vor dem Ziel. Man kann dreist behaupten, dass er nur vermöge seiner richtigen Beurtheilung des Tempo's dieses Rennen gewonnen hat.

F. Archer, welcher den Grand-Prix de Paris auf „Parodox“ gewann, hat uns das schönste Beispiel damit geliefert. In Bezug auf Finessen im Reiten, auf Kaltblütigkeit und auf Talent hat er sich in keinem Augenblick verleugnet. Zuerst hielt er sich hinter dem Feld zurück; dann, gegen Ende des Rennens, legte er sich „Reluisant“ an die Gurten, welcher als Gewinner des Derby von Chantilly sein einziger gefährlicher Nebenbuhler war. Er wich ihm nicht von der Seite. Als er sich darüber klar war, dass „Reluisant“ schon sein Letztes hergegeben hatte, ging er ihm trotzdem nicht vorbei, wohl wissend, was er selbst noch zulegen könne; endlich, erst dicht am Ziel, gewann er mit einer Halslänge.

Dieser Sieg allein zeigt uns aber nur einen Theil von Archer's Verdiensten. Was an ihm bewunderungswürdig war, und was ihn zum wirklichen Meister stempelte, das war sein Sitz, welcher beim Rennen von

Anfang bis zu Ende ein und derselbe war. Er sass tief im Sattel drin, die Beine lang ausgestreckt, mit lang geschnallten Bügeln. Wenn er sich zeitweise in die Bügel stellte, so berührte sein Gesäss immer noch ganz leicht den Sattel.

Er hatte nichts von diesem eigenthümlichen, um nicht zu sagen lächerlichen Sitz an sich, welchen viele Jockeys einnehmen und welchen einzelne unter ihnen dermaassen übertreiben, dass man zwischen Gesäss und Sattel bequem einen Hut hinstellen könnte.*) Archer sass stets wie ein Stallmeister und hielt sein Pferd hübsch zwischen Zügel und Schenkel (eingerahmt).

Man machte ihm zum Vorwurf, dass er bei kurzen Rennen nicht den Fall der Flagge abwartete, d. h. vor den Anderen startete. Dieser Vorwurf ist ganz ungerecht. In dem Augenblick, wo der Starter die Flagge senkt, begnügen sich die meisten Jockeys damit, den Pferden in den Zügeln Luft zu geben, und so gehen dieselben mehr oder minder schnell ab, je nach ihrem Können oder Wollen. Archer überliess nichts dem Zufall, er war Herr über sein Pferd, wie ein wirklicher Reitkünstler, der er auch war. Da er die Schenkel stets angelegt hatte, so überrumpelte er im Start sein Pferd gewissermaassen mit einem kräftigen Druck derselben und setzte es unverzüglich in Schwung; viel früher als die Anderen. Er war immer schon in voller Pace, wenn die Anderen kaum den Start überwunden hatten.

*) Die Jockeys, von denen die meisten eine so schlechte Haltung zeigen, reiten nicht mehr, wie man früher sagte, im Dreieck, d. h. mit den drei Stützpunkten: Zügel, Sattel und Steigbügel. Wenn diese Mode auch den Rennplatz verlassen hat, so ist sie unglücklicherweise noch nicht beim Spazierenreiten in Acht und Bann erklärt worden. J. Fillis.

Diese Beispiele zeigen, dass alle Arten des Reitens mit einander Aehnlichkeit haben, dass der Jockey ebenso wie jeder Andere die Kenntnisse der wahren Reitkunst beherrschen muss. Man kann letztere in drei Worte zusammenfassen: Beurtheilungsgabe, Hände, Schenkel.

XXVII.

Das Jagdpferd
(Le cheval de chasse).

Muss das Jagdpferd einer besonderen Rasse angehören? Nein; jedoch bin ich der Ansicht, dass es den allerbesten Pferden entnommen werden muss. Der Rath, den ich Demjenigen geben kann, welcher sich für das Jagdreiten beritten machen will, ist der, sich ein solches Pferd auszusuchen, welches in demselben Lande geboren, aufgezogen und in Arbeit genommen worden ist, wo es Jagd geritten werden soll. Es ist bei den Pferden wie bei den Menschen: sie haben angeborene Fähigkeiten, welche mit dem Klima und. mit dem Gelände ihrer Heimath im engsten Zusammenhang stehen. Versetzt man sie an einen anderen Ort, so verlieren sie diese angeborenen Talente, ohne diejenigen anzunehmen, welche die einheimischen Thiere aufweisen.

Nehmen wir z. B. das kleine Pferd der Pyrenäen, welches bewunderungswürdige Eigenschaften besitzt. In seinem Lande ist es geschickt, behende, von erprobter Sicherheit und überdies noch ausserordentlich genügsam. In Pau und der ganzen Umgebung giebt es ein vorzügliches und sehr bequemes Jagdpferd ab. Bringt man es dagegen nach Rom oder in die Vendee, so wird es sehr bald einen Theil seiner

Vorzüge verlieren. Ebenso verhält es sich mit den Pferden anderer Rassen. Man nehme also zum Jagdreiten ein Pferd des Landes. Ich kenne nur eine Sorte Pferde, welche sich in jedem Lande gleich gut bewährt und ihre Vorzüge behalten, gleichgültig, welche Art Jagd von ihnen verlangt wird. Es ist dies dasjenige englische Pferd, welches man „hunter“ nennt. Es vereinigt in sich so ziemlich alle gewünschten Eigenschaften. Beinahe Vollblut, ist sein Bau doch durchaus nicht ein solcher, wie man ihn bei demjenigen Vollblutpferde sucht, welches für die Rennbahn bestimmt ist. Man zieht dieses hoch und lang, während der Hunter dicht über dem Boden stehen soll: den Hauptwerth legt man auf die guten Eigenschaften von Rücken und Sprunggelenken.*)

Die Dressur des Hunter's beginnt später als die des Vollblutpferdes. Wenn er ungefähr drei und ein halbes Jahr alt ist, nimmt man ihn in Arbeit und gebraucht ein bis anderthalb Jahre zu seiner Ausbildung.**) Um ihn zu beurtheilen und seine Fähigkeiten nach Gebühr zu schätzen, legt man besonderes Gewicht auf die Art und

*) Es ist dieses das einzigste Pferd, dessen Züchtung man in Frankreich nicht versucht hat. Nichts ist bedauerlicher, da der Versuch, ebenso wie bei der Züchtung aller anderen Pferdearten, gewiss gelungen wäre. Der Franzose will aber für sein Jagdpferd nicht viel anlegen, und daran thut er sehr unrecht.

J. Fillis.

**) Seine ausschliessliche Bestimmung ist, als Springpferd zu dienen. Man zahlt für ihn nur dann einen sehr hohen Preis, wenn er sehr gängig, ausserordentlich sicher und ein hervorragender Springer ist. Seine Erziehung ist das Resultat einer langwierigen Arbeit, welche durch den hohen Preis, den er einst erzielen wird, sich bezahlt macht. Die gewöhnlichen Springer sind schon im Alter von drei und einem halben bis vier Jahren fertig.

J. Fillis.

Weise, wie er springt, auf seinen Gang und auf die besondere Art, wie er das Hinderniss überwindet. Handelt es sich um eine Hecke, so muss er sie in aller Ruhe nehmen, mit Rücksicht auf die geringe Anstrengung, welche ein solcher Sprung erfordert.

Bei einem hohen und festen Hinderniss muss er, so zu sagen, sich in sich zusammenschieben, alle Muskeln anspannen, indem er seine Kräfte für eine gewaltige Leistung concentrirt und nichtsdestoweniger in gerader Haltung, ohne Ueberstürzung und ohne Stürmen an das Hindernis herangeht. Soll er endlich einen ziemlich breiten Wasserlauf nehmen, so muss die Art seines Laufens wieder eine ganz andere sein. Kopf und Hals, welche durch die Hand nicht gehindert werden dürfen, strecken sich; auch das Pferd streckt sich, sucht sich die leichte, aber recht dreiste Anlehnung an die Hand und geht dahin in vollem Lauf, keck, fast freudig, als ob ihm das Springen besonderes Vergnügen machte.

Dieses Pferd hat nur einen Fehler: es kostet viel Geld. Für einen guten Hunter bezahlt man gern sieben- bis achttausend Franken; besitzt er ganz aussergewöhnliche Vorzüge, so steigt sein Preis bis zu zwölf- und fünfzehntausend.

Dieses ist das einzigste Pferd, wiederhole ich nochmals, welches befähigt ist, überall Jagd zu gehen.

Mit Ausnahme von England pflegt man der Ansicht zu sein, dass man für ein Jagdpferd, welches man von vornherein geopfert und im Hinblick auf die Unglücksfälle, denen es ausgesetzt ist, häufig gewechselt werden muss, nicht viel anlegen darf, d. h. also, dass man sich zum Jagdreiten nur verhältnissmässig minderwerthiger Pferde bedienen darf. Unter meinen Lesern befindet sich aber wohl nicht einer, welcher nicht aus eigener

Erfahrung wüsste, dass, wenn er ein Pferd kauft, er weit davon entfernt ist, sicher zu wissen, was er für sein Geld erworben hat. Meiner Ansicht nach ist es ein grober Fehler, bei einem für das Jagdreiten bestimmten Pferde am Einkaufspreis sparen zu wollen. Der durchaus praktische Engländer, welcher den Werth des Geldes wohl zu schätzen weiss, spart gern an seinen Wagenpferden; beim Jagdpferd dagegen, welchem er sein Leben anvertraut, und dessen Tüchtigkeit seine einzigste Garantie ausmacht, stösst er sich nicht am Preise, indem er dabei von der Ansicht ausgeht, dass er seine eigene Sicherheit nicht zu theuer bezahlen kann.

Häufig hört man die Redensart: „Herr X. hat Glück, alle Pferde schlagen bei ihm ein; Herr Y. wird vom Unglück verfolgt, es gelingt ihm nie, ein gutes Pferd zu bekommen.“ Man darf aber überzeugt sein, dass hierbei der Zufall wirklich keine übermässig grosse Rolle spielt. Wenn Herr X. häufig gute Pferde hat, so kommt es vielleicht daher, weil er dieselben vernünftig gebraucht, weil er ihr Können richtig würdigt und sie nicht überanstrengt, was jedoch nicht ausschliesst, dass sie fest herangenommen werden, erst recht sogar. Wenn Herr Y. immer nur schlechte Pferde hat, trotz aller gebrachten Geldopfer, so liegt der Grund vielleicht darin, dass er ein ungenügender Reiter ist, dass er zu wenig Verständniss für das Pferd besitzt, dass er sich dessen nicht bewusst ist, was man von einem Pferde verlangen kann und in welcher Weise das zu geschehen hat.

Denjenigen, welche meiner unmaassgeblichen Ansicht vertrauen wollen, zögere ich nicht, den Rath zu geben, für die Jagd nur das beste und solideste Pferd zu wählen.

Die Engländer sagen: „*Hacking is art*",*) „*hunting is pluck*". Meinem Dafürhalten nach ist dieses Sprüchwort nicht ganz zutreffend. Es ist ja zweifellos, dass man auf der Jagd beherzter sein muss, als beim Spazierenreiten, weil dort das Tempo ein viel schnelleres ist, und die Hindernisse plötzlich erscheinen. Nichtsdestoweniger kann aber Kühnheit niemals das ersetzen, was die Engländer mit Kunst *(art)* bezeichnen, also das völlige Beherrschen der Reitkunst. Ich möchte sogar behaupten, dass diese Kenntniss für die Jagd nothwendiger ist, als für das Spazierenreiten, weil bei ersterer die Gefahr häufiger eintritt, und auch grösser ist.

Um Jagd zu reiten, muss man ebenso gut zu reiten verstehen, als beim Spazierenreiten, oder beim Wettrennen.

XXVIII.

Das Truppen-(Soldaten-)pferd

(Le cheval d'armes).**)

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, in diesem Werk sämmtliche Arten des Reitens zu behandeln. Bis jetzt habe ich nur von dem Luxus der Reitkunst, dem Sport,

*) Um die Wahrheit zu sagen, habe ich in Rottenrow immer mehr „hacking" als „Kunst" gesehen. J. Fillis.

**) Im Voraus bitte ich, dass man mir die Offenheit und sogar die Lebhaftigkeit meiner Kritik mit Rücksicht auf meine felsenfeste Ueberzeugung davon, dass sie nur zu begründet ist, verzeihe. Im Uebrigen glaube ich, dass viele Männer, deren Stellung für das Maassgebende ihrer Ansicht bürgt, dass sogar die meisten derselben meine Bemerkungen gern unterschreiben würden, wenn sie nur in der Lage wären, es thun zu dürfen.
J. Fillis.

und von der Dressur, welcher man das hierzu bestimmte Pferd unterwerfen muss, gesprochen.

Das Reitpferd dient aber nicht ausschliesslich dem Sport, und die Reitkunst, ist nicht nur eine Sache des Luxus. In jetziger Zeit macht das Pferd einen wichtigen Bestandtheil der Militärmacht eines Landes aus; das Pferd ist ein Werkzeug, eine Kriegswaffe, welche man mit Verständniss aussuchen, vorbereiten und gebrauchen muss. — Die letzten Kriege haben bewiesen, dass die Cavallerie berufen ist, eine entscheidende Rolle zu spielen. Ueberall wird mit Macht daran gearbeitet, sie zahlreicher und widerstandsfähiger zu gestalten. Neuerdings erst haben Brochüren, sowie Zeitungsartikel und Zeitschriften darauf hingewiesen, welchen Grad von Aufmerksamkeit man diesem Gegenstande schenken muss.

Man gestatte mir – oder verzeihe mir wenigstens –, dass ich einige Worte dem Soldaten-Pferde widme.*)

Dasjenige Element, auf dem die Cavallerie basirt, ist das Truppenpferd, das Soldaten-Dienstpferd, welches ganz besondere Eigenschaften besitzen muss, vornehmlich Zähigkeit und Widerstandskraft. Bei ihm ist keine Rede von feinem Gefühl, von höheren Kunststücken, ebensowenig von besonderen Gangarten. Von ihm verlangt man, dass es seinen Reiter trägt, und zwar sicher und lange, und dass die Kraft seiner Constitution den Strapazen und allen Entbehrungen des Krieges widersteht.

*) Für den Krieg eignet sich meiner Ansicht nach am besten das Halbblutpferd.

In meinem Buche sagte ich gleich zu Anfang, dass ich dem Vollblutpferde bei Weitem den Vorzug gebe. Hierin liegt kein Widerspruch. Das Vollblutpferd hat Eigenschaften, welche man selten in demselben Grade bei den anderen Pferden antrifft: Kraft, Energie, Scharfsinn. Dieses sind aber nicht die einzigen wünschenswerthen Eigenschaften für ein Pferd, welches bei der

Ausserdem darf es nicht zu theuer sein, weil der Geldpunkt, trotz aller Fortschritte und Neuerungen, für die Kriegsbereitschaft immer den Hauptfactor bildet.

Ein Pferd kostet nicht nur die Summe allein, für welche sein Besitzer es abgetreten hat. Zu diesem Anlagekapital muss man noch alle Unkosten hinzurechnen, welche vom Tage des Ankaufs bis zu dem Tage, wo es wirklich für den Gebrauch fertig ist, entstanden sind. Ein mit tausend Francs bezahltes Pferd, welches man in einem Depot unterbringen, pflegen und füttern muss, und zwar während des ganzen Jahres, welches seiner Einreihung in die Truppe vorangeht, kostet an dem Tage, wo es in Reih und Glied steht, in Wirklichkeit zweitausend Franken.

Ich maasse mir nicht an, hier solche financielle oder militärische Fragen zu berühren, welche ausserhalb

Truppe verwendet werden soll. Das Vollblutpferd wird vielleicht besser wie jedes andere Pferd Strapazen ertragen. Bei einer Attaque wird es einen wunderbaren, unvergleichlichen Schneid beweisen. Wie wird es aber alle Entbehrungen und Beschwerlichkeiten des Krieges ertragen?

In der Krim haben die Engländer die meisten ihrer Vollblutpferde verloren. Dagegen haben die Pferde aus der Normandie, aus der Perche, aus der Bretagne, aus der Auvergne eine wunderbare Widerstandsfähigkeit bewiesen.

Das Truppen-Pferd muss gröberer Art sein. Es muss seinen Dienst thun, und doch dabei Hunger, Kälte, Regen, Schnee, die Nächte ohne Dach und ohne Decke ertragen können. Wird das das Vollblutpferd auch vermögen? Ich glaube es kaum. So lange man die Rasse nicht abgehärtet haben wird, wird sie zwar bewundernswürdige Pferde hervorbringen; sie wird aber kein widerstandsfähiges und dauerhaftes Pferd, wie man es für den Krieg braucht, liefern.

Ich füge noch hinzu, dass ein Vollblutpferd eine bei Weitem gründlichere Kenntniss der Reitkunst verlangt, als man sie den Soldaten zu Theil werden lässt. J. Fillis.

meiner Beurtheilung liegen; ich spreche einfach als ein Mensch, welcher etwas von Pferden versteht. Ich behaupte, dass, wenn es sich um das Truppenpferd handelt. man gleichzeitig die unumgänglich nothwendigen Eigenschaften und den dafür angelegten Preis in Betracht ziehen muss. Wollte ich mich nur mit den Eigenschaften beschäftigen und dabei den Geldpunkt aus dem Spiele lassen, so könnte meine Theorie unnütz erscheinen. Mein einziger, aber ausgesprochener Ehrgeiz besteht hingegen darin, nur praktische Sachen anzuführen und nur mögliche Dinge anzurathen.

Jedermann weiss, in welcher Weise die Pferde für die Armee*) ausgehoben werden. Remonte-Commissionen begeben sich nach den verschiedenen Züchtungs-Centralstellen, mustern die drei- bis vierjährigen Pferde und machen ihre Ankäufe. Natürlich ist man von diesem Besuch im Voraus unterrichtet. Was die vierjährigen Pferde anbelangt, so setzen die Händler von Allerwärts her, insbesondere aus dem Auslande, Alles daran, früher als die Remonte-Commission zu erscheinen, und das Beste, was am Platze ist, aufzukaufen, was ihnen leicht gemacht wird, da sie ja einen höheren Preis bieten. Die Remonte-Commission sucht nun von dem, was jetzt noch übrig ist, für sich das Beste aus.

Diese Pferde, welche mit Rücksicht auf ihr Alter als für jeden Dienst unbrauchbar angesehen werden, schickt man nun nach den Depots, wo sie bis zum Alter von fünf Jahren verpflegt werden. Manchmal giebt man sie gegen Entschädigung zu Landleuten in Pflege.

*) Es ist hier von der Französischen Armee die Rede. Mr. Fillis befand sich in Frankreich, als er dies Buch schrieb.
v. Z. O.

Ich übergehe alle Einzelheiten, um zum Hauptpunkt zu gelangen, welcher der ist: ohne Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Alter sich das Pferd befindet, als es angekauft wurde, besteht die Ansicht, dass man bis zum vollendeten fünften Jahre nichts von ihm verlangen darf. Erst mit Beginn des fünften Lebensjahres*) fängt man mit seiner Ausbildung an, unterzieht man es einer mehr oder minder rationellen Arbeit, beginnt mit einem Worte die Dressur. Es beruht dieses auf Tradition und ist Princip geworden.

Auf das Risiko hin, alle überkommenen Ideen über den Haufen zu werfen, behaupte ich nun, dass diese Tradition auf einer irrigen Anschauung beruht, dass dieses Princip falsch und das System schlecht ist.

Will man beim Pferde bis zu seinem vollendeten fünften Lebensjahre warten, um es dann erst auszubilden und zu dressiren, um es im Hinblick auf seine künftige Kriegstüchtigkeit zu trainiren, so heisst das eine kostbare Zeit verlieren. Man häuft dadurch die Ausgaben, welche den Ankaufspreis mindestens verdoppeln, und man setzt die angeborenen Eigenschaften des Pferdes

*) In den Listen der Verwaltung haben die Pferde das fünfte Jahr vollendet, weil man ihr Alter vom ersten Januar an berechnet. In Wirklichkeit sind sie nur vier und dreiviertel Jahre alt, da sie ja im Frühjahr geboren werden. Die Pferde kommen zu den Regimentern im Laufe der ersten Hälfte des Octobers desjenigen Jahres, in welchem sie ihr viertes Lebensjahr vollendet haben. Mithin sind sie viereinhalb Jahr alt.

Zunächst steckt man sie in die Ersatz-Schwadron, wo sie das Allernothwendigste erlernen. Dort gewöhnen sie sich an den Stall, an den Sattel, an das Tragen eines Mannes und an den Anblick äusserer fremder Gegenstände. In der ersten Hälfte des Januar, folglich mit vier und dreiviertel Jahren, werden sie ihren betreffenden Schwadronen zugewiesen, wo die eigentliche Dressur beginnt. J. Fillis.

auf's Spiel, welche aus Mangel an genügendem Futter und zur richtigen Zeit gebotener Arbeit verkümmern.

Mit drei und einem halben Jahre ist ein Pferd,*) welches gut gebaut ist und welches genügendes Futter und Arbeit bekommen hat, hinreichend entwickelt und kräftig genug, um die stufenweise Ausbildung, welche der Dressur vorangeht und dieselbe erleichtert, auszuhalten. Mit vier Jahren kann es vollkommen dressirt und für den Truppendienst tauglich sein. Hat es hier einige weitere Monate Dienst gethan, so ist es trainirt und besitzt diejenige Zähigkeit und Widenstandskraft, welche die Haupteigenschaften des Soldaten-Pferdes ausmachen.

Will man mit dem alten Schlendrian brechen und zu einem neuen System übergehen, welches auf genügendem Futter und rationeller Arbeit beruht, so wird man ein Truppenpferd erzielen, welches mit vier und einem halben Jahr in seiner Gesammtheit ebensoviel und sogar noch mehr taugen wird, als heut zu Tage das sechsjährige Pferd.**)

Woher kommt denn diese tief eingewurzelte Ansicht, dass das Pferd vor vollendetem fünften Jahre in der Armee nicht benutzt werden kann? Woher kommt es, dass so viele hervorragende Männer, welche sich mit dem Remontewesen beschäftigt haben, dieses Princip zugelassen und gebilligt haben? Ich bilde mir ein, dass man ganz einfach zur Ueberzeugung gelangt ist, dass die fünfjährigen Pferde in dem Zustande, wie man sie erhält, noch recht schwächlich und nicht völlig aus-

*) Ich meine das französische Pferd, gleichviel aus welcher Gegend es stammt. J. Fillis.

**) Nach erfolgter Dressur. J. Fillis.

gewachsen sind. Von dieser Ansicht ausgehend, hat man daraus den Schluss gezogen, dass es unmöglich wäre, sich ihrer früher zu bedienen. Man hat mit der Thatsache gerechnet, ohne dabei nach den Ursachen zu forschen.

Nichtsdestoweniger ist der Beweis schon lange geliefert worden und wird immer auf's Neue wiederholt, dass dasjenige Pferd, welches genügend Futter und Arbeit bekommen hat, mit drei Jahren sich den grössten Anstrengungen unterziehen und die schnellsten Gangarten aushalten kann.*) Sehen wir uns beispielsweise die Halbbutpferde der Normandie an. Dieselben stehen in dem Rufe, dass sie von allen Pferdearten, welche in Frankreich gezogen werden, am spätestens ausgewachsen sind, und ganz allgemein besteht die Ansicht, dass sie erst um das sechste Jahr herum fertig sind, und sich im Besitz aller nöthigen Eigenschaften befinden. Die Normandie bringt Halbblutpferde im Ueberfluss hervor.

*) Wendet man mir dagegen ein, dass einige Thiere (in ganz vereinzelten Exemplaren) darunter leiden können, so werde ich darauf antworten, dass mein Vorschlag nur dahin geht, Pferde von dreieinhalb und sogar von dreidreiviertel Jahren in Dressur zu geben, da ja die Vorbereitung allein schon drei Monate in Anspruch nimmt. Endlich verlange ich von ihnen auch keine solchen Leistungen, wie Pferde derselben Abstammung ausführen, welche mit drei Jahren auf den Rennplätzen laufen und spätestens mit zweieinhalb Jahren in Training genommen worden sind.

Man führt noch den Gewichtsunterschied welchen das Rennpferd dem Truppenpferd gegenüber tragen muss, dagegen an. Dieser Unterschied ist allerdings ganz bedeutend. Das Truppenpferd ist aber bereits ein Jahr älter als das Rennpferd. Seine volle Bepackung trägt es nur in Ausnahmefällen und man verlangt von ihm Leistungen, welche eine weit geringere Kraftanstrengung beanspruchen. Geht man bei ihm schrittweise mit der

Der Züchter classificirt selbstredend die Fohlen zunächst nach ihrer Abstammung, dann aber hauptsächlich auch nach ihrer Form und den Hoffnungen, welche sie erwecken. Bei den anzulernenden Fohlen unterscheidet man somit drei scharf getrennte Haupt-Kategorien:

1. Die Traber, welche für die Rennbahn bestimmt sind;
2. die Luxus-*) und Handelspferde;
3. die Remonten.

Die Traber werden mit zwei oder spätestens mit zweieinhalb Jahren in progressive Arbeit genommen und trainirt. Mit drei Jahren sind sie in der Regel ganz entwickelt. Sie sind gut in Form, voller Kraft und können laufen. Die allerbesten und zwar mit

Ausbildung vor, so wie es bei den Rennpferden geschieht, so wird man auch ohne jede Schwierigkeit erreichen, den Rücken zu kräftigen.

Was nun die reinen Theoretiker anbelangt, welche die völlige Umbildung der Knorpel zu Knochen abwarten wollen, ehe sie das Pferd in Arbeit nehmen, so gebe ich ihnen als Antwort den Rath, die Pferde im Alter von fünfeinhalb Jahren zu kaufen, damit dieselben dann mit sechs Jahren fertig sind. Solche findet man nicht, werden sie sagen. Weshalb nicht? Weil der Händler dieselben viel früher an den Mann bringt. Somit stimmt also alle Welt in der Praxis darin überein, dass man die Pferde viel früher in den Gebrauch nimmt: das wollte ich gerade beweisen. Selbstredend empfehle ich, das vierjährige Pferd zu schonen. Die Hauptsache ist aber, festzustellen, dass es in diesem Alter in der Lage ist, angemessenen Dienst zu verrichten, und dass man dieses auch erreichen kann, wenn man nur die Sache richtig anfängt. J. Fillis.

*) Zu dieser Kategorie, zählen diejenigen Pferde, welche als Gestütsbeschäler in Aussicht genommen werden und die, nachdem sie die gewünschten Eigenschaften in sich nicht vereinigt haben, gelegt und dann dem Pferdehändler übergeben werden.
J. Fillis.

Bezug auf die zurückzulegende Entfernung und den ausgesetzten Preis auch die bedeutendsten, Trabrennen, sind für dreijährige Pferde reservirt. Ein mittleres Rennen von viertausend Metern wird heute im Trabe in circa sechs und einer halben Minute zurückgelegt. Häufig ist die Bahn sechstausend Meter lang. Derjenige Traber, welcher diese Strecke laufen soll, muss schnell und ausdauernd sein. Während der Trainer-Periode und während des Rennens selbst giebt er das Höchste an Anspannung her, was man nur von einem Pferde verlangen kann.*)

Das Luxuspferd, welches für den Händler bestimmt ist, der einen ordentlichen Preis bezahlen kann, ist mit drei Jahren beinahe noch ein Fohlen. Seine Figur ist nicht entwickelt, seine Formen sind dürftig und treten kaum genügend hervor. Es ist weichlich, und jede Anstrengung muss ihm erspart bleiben. Erst mit vier oder viereinhalb Jahren ist es in der Figur annähernd fertig, erscheint muskulös und ist im Stande, beschränkte Arbeit zu verrichten. Dieses ist der Augenblick, in welchem man es beim Händler antrifft, rund, glänzend und fertig . . . für den Liebhaber nämlich, welcher weder pressirt ist, noch grosse Ansprüche macht. Dieselben Gesichtspunkte gelten für das Handelspferd, welches sich vom vorigen nur durch Minderwerthigkeit unterscheidet.

*) Es ist interessant, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, dass die Halbblutpferde besser und länger als die Vollblutpferde den Anstrengungen auf der Trab-Rennbahn, ohne Schaden zu nehmen, widerstehen.

Die Zahl der Vollblutpferde, welche beim Trab-Rennen, oder gar während des Trainings niederbrechen, ist gross, während dies bei den Halbblutpferden selten vorkommt. J. Fillis.

Die Remonten taugen mit drei Jahren absolut nichts. Stellt man sie zwischen dem dritten und vierten Jahre der Remonte-Commission vor, so sind sie in der Regel dicker geworden. Einige im letzten Moment verabreichte Metzen Hafer, die Peitsche und eine Portion Ingwer geben ihnen einen Anstrich von Kraft. In Wirklichkeit besitzen sie weder Muskulatur, noch Gang, noch inneren Gehalt. Sich selbst überlassen, fallen sie zusammen und tragen sich auf der Vorhand. Sie taugen für keinerlei Arbeit.

Hier sehen wir also Pferde, welche so ziemlich aus derselben Zucht hervorgegangen sind und auf dieselbe Weise aufgezogen wurden: die einen sind mit drei Jahren fertig und widerstehen der Anstrengung des Trainings und des Wettrennens, d. h. also der härtesten Arbeit. Die anderen sind mit viereinhalb Jahre kaum reif für eine sehr beschränkte Arbeit. Die letzten endlich taugen mit viereinhalb Jahren zu keinerlei Dienst. Man muss dieselben sorgfältigst pflegen, sie zu Kräften kommen lassen und ihnen die fehlende Muskulatur verschaffen, welche ihnen fehlt.

Woher kommt dieser Unterschied? Ist es die Natur, welche die einen frühzeitiger reift, als die anderen, obwohl sie dieselbe Astammung haben und in gleicher Weise aufgezogen wurden? Oder sollte dasjenige Pferd später zur Reife gelangen, welches weniger elegante Formen zeigt und dessen Gang langsamer ist? Keineswegs. Dieser so bedeutende Unterschied hat seinen Grund einzig und allein in der Art der Ernährung und der Erziehung, welche den Pferden je nach den verschiedenen Kathegorieen zu Theil wird. Wollte man dasselbe Verfahren bei allen Pferden anweden, so würde man auch bei allen dieselbe Frühreife,

dieselbe Vollendung der Form, dieselbe Kraft antreffen. Die Formen, die Gänge, die Fähigkeiten würden bei den einzelnen Thieren verschiedene sein, alle aber würden eines gemein haben: die nöthige Widerstandskraft, um mit drei Jahren jede Arbeit verrichten zu können.

Den Beweis hierfür liefert der trainirte Halbbluttraber, welcher mit drei Jahren Rennen läuft. Die Leistung, welche man ihm zumuthet, ist enorm und kann garnicht mit derjenigen Arbeit, welche man vom Luxus- oder Truppenpferd verlangt, verglichen werden. Er verträgt dieselbe so gut, dass er es ohne Niederbruch oder vorzeitiges Abgenutztsein ebenso lange, wenn nicht länger aushält, als jene.

Allerdings hat er von frühester Jugend an kräftiges Futter bekommen und ist frühzeitig an eine geregelte Arbeit gewöhnt worden. Im grossen Ganzen wurde er ebenso wie ein Vollblutpferd aufgezogen.

Alle Vollblutpferde geben schliesslich nicht immer Rennpferde ab; aber alle werden von vorn herein im Hinblick auf ihre dereinstige Rennthätigkeit aufgezogen. Von ihrer Geburt an erhalten sie neben der sorgfältigsten Pflege diejenige Nahrung, welche allein den einst zu leistenden Anstrengungen entspricht. Schon in den allerersten Tagen bekommen sie etwas Hafer zu kauen. Mit sechs oder acht Monaten beträgt ihre tägliche Ration bereits sechs Liter. Mit achtzehn Monaten kommen sie in den Stall, werden kräftig gefuttert und dem Training unterworfen. Mit zwei Jahren treten sie bereits in Rennen für Zweijährige auf.

Dasselbe Verfahren wendet man bei den für Trabrennen bestimmten Halbblut-Pferden an, nur geht man bei diesen etwas langsamer vor, da sie ja erst mit drei

Jahren laufen. Bei den einen, wie bei den anderen hilft man der Natur durch Futter nach; man unterstützt ihre Thätigkeit, indem man den Organimus durch eine allmälige und ständige Arbeit entwickelt.

Es steht fest, dass bei den anderen Pferden der Züchter die natürliche Entwickelung nicht allein nicht unterstützt, sondern ihr geradezu entgegenarbeitet und sie durch unzureichendes Futter aufhält. Das Pferd wächst schnell; sein Knochengerüst, sein Muskelsystem, sein Gesammtgewicht ist ganz bedeutend. Damit dieser mächtige Organismus so rasch zunehmen, damit das Thier wachsen kann ohne blutarm zu werden, sondern im Gegentheil dabei noch die nöthige Kraft gewinnt, dazu gehört, dass seine Nahrung eine reichliche sei, und dass eine rationelle Arbeit des Muskelsystems die Gesammtentwickelung unterstütze und beschleunige. Mit Ausnahme derjenigen Pferde nämlich, welche für die Rennen oder zur Zucht bestimmt sind, bekommen die Fohlen und die jungen Pferde weder reichliches Futter, noch Arbeit.

Dieselben werden mit Grünfutter in völligem Nichtsthun aufgezogen, d. h. also möglichst billig; denn das Aufziehen ist eben ein Geschäft, wie jedes andere.

Unter dem Einfluss dieses wasserhaltigen, wenig nahrhaften Futters und in Folge des gänzlichen Mangels an Arbeit, bleibt das Pferd in jeder Beziehung zurück. Es wächst langsamer, seine Knochen werden später fest, seine Muskulatur ist nicht ausgebildet. Ja, noch mehr: je älter es wird, nimmt es nicht etwa an Kraft zu, sondern wird im Gegentheil schwächer und kommt immer mehr und mehr herunter. Mit drei Jahren ist es nur zurück; mit vier und besonders fünf Jahren befindet es sich in völliger Kraftlosigkeit: dann ist es

so zu sagen, ein „Kranker", welchen man gesund machen und wiederherstellen muss. Durch eine sachgemässe Behandlurg, welche in einer richtigen Kur besteht, oder doch wenigstens bestehen sollte, muss man diese unangebrachte Sparsamkeit verbessern und wieder gut machen. Ich bin davon überzeugt, dass dieses nur bis zu einem gewissen Grade erreicht, und dass ein solches, im späteren Lebensalter wieder heraufgebrachte Pferd niemals so gut einschlägt, als es bei einer anderen Art Aufzucht der Fall gewesen wäre. Je länger man ausserdem mit der Wiederherstellung, mit dem sogenannten „in guten Futterzustand bringen" einen jungen Pferdes zögert, desto länger dauert die Behandlung und desto zweifelhafter ist der Erfolg. Für ein dreijähriges Pferd genügen in der Regel einige Monate. Für ein vierjähriges und gar für ein fünfjähriges muss man ein volles Jahr und noch mehr rechnen. Diese unleugbare Thatsache erklärt sich nur zu leicht: das Thier hat länger zu leiden gehabt, die Blutarmuth zeigt einen ausgesprochenen Character und die allgemeine Schwäche ist so zu sagen ein organischer Fehler geworden.

Diesem Zustande der Kraftlosigkeit und der Blutarmuth muss man die grosse Sferblichkeit unter den jungen Pferden zuschreiben. Die Schwäche, welche die ungenügende Nahrung während der Periode des Wachsens hervorruft, der Mangel an jeder Lebenskraft, macht sie gänzlich widerstandslos gegen die geringste Krankheit und gegen den geringfügigsten Unfall. Diesen selben Ursachen muss man auch diese zahlreichen Gebrechen zuschreiben, wie Druse und andere, sowie dieses ewige Lahmgehen ohne ersichtlichen Grund, woran das judendliche Alter die Schuld tragen soll.

Das unter günstigen Verhältnissen aufgewachsene junge Pferd ist kräftig und gesund. Schwach und kränklich wird es nur deshalb, weil Mangel an genügender Nahrung und Arbeit es lymphatisch und anemisch gemacht haben.

Die normanischen Pferde sind in der Regel lymphatisch, weichlich und spät reif. Das kommt daher, weil die Normandie weniger Hafer erzeugt, als die anderen pferdezüchtenden Länder, und weil, mit Ausnahme der Traber, die jungen Pferde keinen zu fressen bekommen.

Dieser Umstand macht sich bei dieser Rasse geltend und sie würde mit Macht degeneriren, entnähme man nicht die Zuchthengste den besten Trabern, welche unter günstigen Verhältnissen aufgezogen sind und darin erhalten werden, sodass sie glücklicherweise zum Theil wenigstens den lymphatischen Zustand der Mutterstute ausgleichen, welche ihrerseits in den ersten Jahren unter Entbehrungen zu leiden hatte.

Man behaupte nicht, das die Traber nur Ausnahmen sind, dass sie nur deshalb mit drei Jahren sich so prachtvoll entwickeln und so kräftig werden können, weil sie eben ganz besondere Subjecte sind. Nein, die Traber sind keine Ausnahmegeschöpfe. Neben den hervorragendsten dieser Klasse, welche allein genannt werden, giebt es noch unzählige Traber, welche in den kleinen lokalen Rennen auftreten und welche, wenn man sie nicht länger laufen lässt, noch ganz vortreffliche Dienste leisten. Häufig haben sie ausser ihrem Gang nichts Besonderes an sich. In ihrem Gesammteindruck, in ihren Formen lenken sie durch nichts die Aufmerksamkeit auf sich.

Von Natur aus sind diese nicht früher fertig, als die

anderen: die Pflege, das Futter, die Erziehung haben sie frühzeitiger gereift, während die anderen in ihrer Entwickelung zurückblieben.

Mit dreieinhalb Jahren kann das normännische Traber-Pferd annähernd im Besitz seiner richtigen Form und seiner vollen Kraft und so weit fertig sein, dass es in Dressur genommen werden kann. Sollte es anders sein, so hat es eben unter Entbehrungen zu leiden gehabt, und der Stand seiner Entwickelung befindet sich im directen Verhältniss zur rationellen Ernährung und Arbeit, welche ihm zu Theil geworden ist.

Früher galt für die Bereiter als Regel, dass man mit einem Pferde, um es in der hohen Schule zu dressiren, mindestens bis zur Vollendung seines siebenten Lebensjahres warten müsste.

Während langer Jahre habe ich ebenso wie die Anderen gedacht und gehandelt: zur Ausbildung meiner Schulpferde nahm ich sieben- bis achtjährige Thiere. Allmälig machte mich aber das, was ich auf den Rennplätzen sah, stutzig.

In Epson, Chantilly, Auteuil, Longchamps liefen in den längsten und gefürchtetsten Versuchsrennen ausschliesslich die dreijährigen Pferde.*) Ich machte dabei die Beobachtung, dass ich bei der Dressur eines Schulpferdes demselben nicht den zehnten Theil derjenigen

*) Man wird mir ohne Zweifel dagegen einwenden, dass ein sehr grosser Theil im Laufe des Trainings niederbricht. Ich werde darauf antworten, dass sie mit achtzehn Monaten in Training genommen werden, was sehr gefährlich ist. Ausserdem schlage ich auch vor, die Dressur mit dreieinhalb Jahren zu beginnen, und ebenso stehen die Leistungen, welche ich beanspruche, in gar keinem Verhältniss zu denjenigen, welche der Rennbahn-Training erfordert. J. Fillis.

Kraftanstrengung zumuthete, welche der Training und die Rennen erfordern. Von dem Princip ausgehend, dass, „wer das Höhere leistet, kann auch das Geringere leisten," kam ich zur Schlussfolgerung, das dasjenige Pferd, welches mit drei Jahren solchen Anstrengungen gewachsen ist, ebenso leicht und sogar noch bedeutend leichter die Schul-Dressur aushalten könnte.

Heute erscheint mir diese Schlussfolgerung ganz natürlich; wenn sie aber auch damals ebenso natürlich war, so gelangte ich doch zu derselben nur mit der grössten Reserve; eine Folge der Macht, welche überkommene Ansichten ausüben.

Jedes Mal, wenn ich diese meine Ansicht Pferdeverständigen, und zwar damaligen Autoritäten, auseinandersetzte, hörten sie mich mit Achselzucken an und hielten mich für verrückt. Seitdem bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass jeder Versuch, etwas Neues einzuführen, viel Aussicht hat, ebenso beurtheilt zu werden.

Trotz alledem entschloss ich mich, wenn auch mit grosser Besorgniss, zu einem Versuch, und wählte dazu ein vierjähriges, gut gepflegtes und genährtes Pferd. Ich fand bei demselben ebenso viel Kraft und bedeutend mehr Geschmeidigkeit, als bei meinen anderen siebenjährigen Zöglingen.

Durch diesen gelungenen Versuch ermuthigt, nahm ich ein dreijähriges Pferd vor, und hatte denselben Erfolg. Seit dieser Zeit nun habe ich einige zwanzig Vollblutpferde dieses Alters in der hohen Schule zugeritten und stets habe ich bessere Resultate erzielt, als früher mit älteren Pferden.

Endlich bin ich mit meinen Versuchen noch einen Schritt weiter gegangen, um mir über die Höhe der

Leistungsfähigkeit, welche man einem sehr jungen Pferde ohne Nachtheil zumuthen kann, klar zu werden.

Ich habe „Viscop", eine Vollblutstute vom Vermouth aus der Vinaigrette,*) als sie zwei Jahre alt war, dressirt. Als dreijährig war ihre Ausbildung als Reit-, Hinderniss- und Schulpferd beendet; beim Preisreiten hatte sie eine Medaille erhalten. Heute ist sie siebenjährig, völlig gesund und frisch, und hatte, als ich sie abgab, die denkbar klarsten Sehnen.

Ich könnte noch unzählige andere Beispiele anführen. Ich wollte aber nur erklären, wie mich der Erfolg zu der absoluten Ueberzeugung geführt hat, dass, wenn man ein dreieinhalbjähriges Pferd nimmt, um es zu dressiren und im Hinblick auf irgend welche spätere Verwendung zu trainiren, dieses zu einem Zeitpunkt geschehen müsste, wo alle richtig aufgezogenen und gefutterten Pferde die Arbeit aushalten können. Ja, noch mehr: es ist dieses der Zeitpunkt, wo die Tag für Tag gesteigerte Muskelarbeit ihnen absolut unentbehrlich ist. Weit entfernt davon, Schäden oder vorzeitige Abnutzung zur Folge zu haben, kräftigt diese Arbeit die Gliedmaassen und den gesammten Organismus und bringt das Thier sehr bald in den vollen Besitz seines Könnens.

Mit dreieinhalb Jahren ist ein Pferd nachgiebiger und leichter auszubilden, als mit fünf Jahren. Es hat noch keinen Charakterfehler annehmen können, wie man dieselben später bei ihm antrifft, und welche fast

*) Man wird mir natürlich die Frühreife der Vollblutpferde vorhalten. Es handelt sich hier aber auch um ein zweijähriges Pferd. Uebrigens habe ich die durch richtiges Futter und Arbeit erzielte Frühreife stets für erfolgreicher gehalten, als die Frühreife der Rasse. J. Fillis.

immer eine Folge der ungeschickten und rohen Behandlung der Leute sind, welche mit ihm zu thun hatten. Noch ist bei ihm die schlechte Angewohnheit nicht eingewurzelt, welche alle sich selbst überlassenen Pferde annehmen, und welche darin besteht, dass sie sich fast völlig nach vorn tragen, wodurch natürlich die Hinterhand zurückbleiben muss und weniger entwickelt ist, als die Vorhand. Man kann somit ganz leicht das Thier dahin bringen, dass es von selbst die gewünschte und nothwendige Stellung einnimmt und beibehält, d. h. dass es sich daran gewöhnt, gleichmässig auf allen vier Beinen zu ruhen.

Dieser letzte Punkt ist von der allergrössten Wichtigkeit, denn während der Zeit der Dressur und überhaupt beim Reiten muss man vor allen Dingen das gute Gleichgewicht zu erreichen suchen.

Das Pferd darf sich weder auf der Vorhand, noch auf der Hinterhand tragen. Sein ganzes Gewicht und ebenso auch dasjenige des Reiters muss auf beiden gleichmässig ruhen. Nur unter dieser Bedingung geht das Pferd leicht, lebendig und sicher; ebenso wird es auch nur unter dieser Vorbedingung einen langen und anstrengenden Dienst thun können, ohne darunter zu leiden. Hat ein Pferd erst die Angewohnheit angenommen und längere Zeit beibehalten, im schlechten Gleichgewicht zu stehen und sich zu bewegen, so spricht sich das in seiner Figur aus: sie verändert sich, wird fehlerhaft und eine Abhülfe wird beinahe zur Unmöglichkeit. Wenn sich z. B. – und zwar kommt das am häufigsten vor – das Pferd auf den Schultern trägt, so bleibt die Hinterhand aus Mangel an Arbeit und Entwickelung weich und schleppend, während die Vorhand, welcher die Hauptthätigkeit zufällt, überlastet

wird. Die übermässig belastete und schwere Vorhand kann nur mit Mühe die Wendungen ausführen; der geringste Fehltritt, der kleinste Schwächzustand kann ein Stürzen zur Folge haben. Diejenigen Glieder, welche übermässig angestrengt werden, leiden darunter und nutzen sich sehr schnell ab. Dieses ist der einzige Grund für die vorzeitigen Ausrangirungen, welche jedes Jahr den Sollbestand der Cavallerie-Schwadronen bedeutend vermindern und so viele Pferde in einem Alter dem Dienst entziehen, wo sie sich in voller Gebrauchsfähigkeit befinden sollten.

Das Pferd in das richtige Gleichgewicht zu stellen, ist der wichtigste Theil der Dressur. Niemand wird dem widersprechen, dass ein dreieinhalbjähriges Pferd leichter zu erziehen ist, als ein fünfjähriges. Schon allein von diesem Gesichtspunkte aus, welcher so hochwichtig ist, muss man das grösste Interesse daran haben, das Pferd mit dreieinhalb Jahr in Arbeit zu nehmen.

Es kommt einzig und allein darauf an, zu wissen, ob ein Pferd mit dreieinhalb Jahr schon genügend entwickelt und hinreichend kräftig ist, um dressirt und benutzt werden zu können, – oder ob es das nicht ist: in dieser Beziehung ist jede Theorie, jedes Streiten ganz überflüssig; Thatsachen allein beweisen und haben Werth. Hierbei lassen sich aber die Thatsachen nicht ableugnen und beweisen es immer wieder. Die Halbblutpferde können von zweieinhalb Jahren an sowohl dressirt, als auch für die Rennen trainirt werden, und können zu diesem prachtvollen Stadium der Entwickelung und der Kraft gelangen, welches ihnen mit drei Jahren zu laufen gestattet. Diejenige Arbeit und Anstrengung, welche man ihnen während des sechsmonatlichen Trainings und beim Wettrennen zumuthet, ist zwanzig, ja sogar

hundert Mal bedeutender, als diejenige, welche die sehr geringe und beschränkte Dressur, die das Truppenpferd haben muss, erfordert. Man ist demnach berechtigt, den Schluss zu ziehen, – und zwar geschieht das meinerseits aus vollster Ueberzeugung – dass man die Remonte mit drei Jahren ankaufen muss, wobei man – dieses mittlere Alter als Norm angenommen – noch grosse Rücksicht auf die sich am spätesten entwickelnden Rassen nimmt, sowie auf die übliche Art und Weise der Aufzucht, welche nach dem Princip, sie so ökonomisch als nur irgend möglich zu gestalten, immerhin die Entwickelung beeinträchtigt. Die Remonten sehen, wie es der Beweis heute liefert, nur deshalb mit viereinhalb und fünf Jahren so schlecht aus, weil sie weder genügend ernährt, noch in Arbeit genommen worden sind. Ich scheue mich auch nicht, hinzuzufügen, dass sie mit drei Jahren weit mehr taugten, weil sie weniger lange unter Entbehrungen zu leiden hatten, weil das wasserhaltige, schwächende Futter, welches ihnen der Züchter verabreicht, und welches schon während der ersten drei Jahre unzureichend ist, während des vierten und fünften Jahres sogar eine ganz entsetzliche Wirkung ausübt. Bei der Ernährungsweise des Züchters nimmt das junge Pferd vom dritten bis zum fünften Jahre nicht zu, im Gegentheil: es nimmt ab.

Man mag thun, was man will, man mag dem Züchter das Pferd noch so theuer bezahlen oder ihm eine Prämie geben, nie wird er seine Pfleglinge von drei bis fünf Jahren ordentlich und genügend füttern, weil er keinen Vortheil davon hat.

Was man aber ohne Schwierigkeit von ihm erreichen wird, ist das, dass er dreijährige Pferde in gutem Futterzustande vorführt. Gerade weil der Züchter

ein Geschäft betreibt, hat er ein erhöhtes Interesse daran, seine Producte sobald als möglish an den Mann zu bringen. Wenn er aber weiss, dass ihm jedes normal zur Welt gekommene und gut entwickelte Pferd mit drei Jahren abgenommen wird, so wird er auch das Erforderliche thun, um die Entwickelung des Thieres zu begünstigen. Für dasjenige Pferd, welches er mit drei Jahren verkaufen wird – sollte es selbst zu einem geringeren Preise sein, als er heute für vier- oder fünfjährige erzielt – kann er für Futterkosten so viel anlegen, als es ihm über dieses Alter hinaus nicht mehr möglich sein würde. Und zwar wird er zu diesen Ausgaben gezwungen sein, will er nicht Gefahr laufen, dass ihm seine Waare nicht abgenommen wird. Beim dreijährigen Pferd wird man nämlich den Leuten keinen Sand in die Augen streuen können. In erster Linie muss nämlich die Figur vorhanden sein, und diese bekommt das Pferd nur dann, wenn es gut gepflegt und genährt worden ist. Endlich wird auch der Staat beim Ankauf von jungen Pferden nicht mehr auf die Concurrenz von Händlern aus aller Herren Länder stossen, weil diese nicht dasselbe thun können, was jener thun wird.

Der Händler kauft nämlich nur mit der Absicht, sofort oder doch sehr bald wieder weiter zu verkaufen. Nun ist aber das dreijährige Pferd, wie es vom Züchter kommt, als Arbeitspferd, ja sogar als Luxuspferd untauglich. Es muss Kornfutter erhalten und eine geraume Zeit, etwa ein Jahr lang, zugeritten werden.

Wenn die Remonte-Commission heute ein drei- oder vierjähriges Pferd kauft, so giebt sie es zu einem Bauern in Pflege, welcher übrigens alles Interesse daran hat, es nur mässig zu füttern, oder aber sie lässt es

nach einem ihrer Depots abführen. Hier wie dort gestalten sich für das Pferd die Verhältnisse günstiger, als beim Züchter; immerhin sind sie aber noch unzureichend. Es kommt nicht soweit vorwärts, als es der Fall sein sollte, und dieser Zustand währt achtzehn Monate lang.

Meiner Ansicht nach müsste gerade umgekehrt bei diesen jungen Pferden die Arbeit sofort begonnen werden, müssten sie, von den ersten Tagen an, an jene Lebensweise gewöhnt werden, welche ihre Entwickelung zu vollenden, ihnen die gewünschte Kraft und Gelehrigkeit zu geben, und sie in sechs Monaten so weit zu bringen vermag, dass sie für den Dienst tauglich sind. Kurzum man soll vom ersten Tage an mit dem Kornfutter und der Dressur beginnen.

Mit diesen beiden gleichzeitig vorgenommenen Maassregeln muss man aber nach einer gewissen Methode, schrittweise vorgehen.

Das Depot darf nicht mehr einem Lämmerstall gleichen, wie sich neulich ein General ausdrückte; es muss eine wirkliche Reitschule sein, unter strenger Controlle stehen, und an seiner Spitze einen sachverständigen Menschen haben, dessen Untergebene ausschliesslich völlig ausgebildete Reiter sind.

Man bringt nicht junge Pferde in einen guten Futterzustand, indem man sie mit Hafer vollpfropft, ebensowenig als man sie dressirt, indem man sie einfach viel bewegt und sie in ihren Gangarten fördert.

Das Pferd ist drei bis vier Jahre alt*) Es kommt

*) Die Kastrirung muss mindestens sechs Monate vor Beginn einer jeden Arbeit erfolgt sein, jedenfalls spätestens mit zweieinhalb Jahren. Diejenigen Pferde, welche nach erfolgter Operation zu früh bestiegen werden, behalten ihr Lebenlang einen

vom Züchter und ist in den Stall gestellt worden. Hierunter gebe ich nun an, nach welchen Gesichtspunkten und in welcher Steigerung ihm meiner Ansicht nach während der ersten drei Monaten sowohl Futter, wie Arbeit zugemessen werden müsste:

Erster Monat.

Die ersten 14 Tage: Täglich sechs Liter Hafer,*) zwei morgens, zwei mittags und zwei abends. Eine Stunde Bewegung an der Hand, entweder in der Bahn oder besser noch im Freien, sobald die Witterung es erlaubt.

Zweite 14 Tage: Sieben Liter Hafer. Zwei morgens, swei mittags, drei abends. Dieselbe Bewegung an der Hand. Täglich die Pferde fünf Minuten lang an die Longe nehmen, zur Hälfte im Schritt, zur Hälfte im kleinen Trab.

Zweiter Monat.

Die ersten 14 Tage: Täglich acht Liter Hafer. Zwei morgens, drei mittags und drei abends.

Das Bewegen an der Hand wird um eine halbe Stunde verlängert. Allmäliges Zulegen der Arbeit an der Longe und zwar um so viel, dass fünf Minuten lang hintereinander auf jeder Hand getrabt wird. Bevor

schwachen Rücken. Es macht sich bei ihnen eine wiegende Bewegung der Kruppe bemerkbar, welches charakteristisch ist.
J. Fillis.

*) Ich spreche hier von einem Pferde, welches noch nie Hafer gefressen hat. Ist es mit Hafer aufgezogen worden, so wird man ihm sofort acht Liter geben müssen: zwei morgens, drei mittags, drei abends.

Wenn ich von Hafer rede, so meine ich damit den einheimischen (französischen schwarzen v. Z. O.) Hafer und nicht jenes nichtsnutzige Zeug, welches noch den Truppentheilen unter dem Namen „weisser, russischer Hafer" geliefert wird. J. Fillis.

man auf die andere Hand geht, wird einige Minuten pausirt.

Zweite 14 Tage: Täglich neun Liter Hafer. Drei morgens, drei mittags und drei abends. Dasselbe Bewegen und dieselbe Arbeit an der Longe.

In der Regel giebt man dem Pferde von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends drei Mahlzeiten – mithin innerhalb zwölf Stunden – die übrigen zwölf Stunden bekommt es nichts zu fressen. Meiner Ansicht nach ist diese Eintheilung schlecht gewählt: das Morgenfutter müsste um fünf Uhr, und das Abendfutter um acht Uhr verabfolgt werden.

Dritter Monat.

Die ersten 14 Tage: Täglich zehn Liter Hafer. Drei morgens, drei mittags und vier abends. Für die schwere Kavallerie muss man bis zu zwölf Liter steigern. Dieses Maass muss nun fernerhin innegehalten werden. Dasselbe Bewegen. Gegen Ende der Arbeit an der Longe ist anzustreben, das Trabtempo eine Minute lang auf jeder Hand zu verstärken. Die Pferde fünf Minuten lang auf Decke und einfacher Trense im Schritt reiten lassen; die Reiter haben dabei weder Peitsche, noch Sporen. Die Pferde im Stall satteln lassen, wobei die Gurten nur ganz allmälig und mässig angezogen werden dürfen. Den Sattel nur einige Minuten liegen lassen, aber diese Zeit allmälig verlängern.

Zweite 14 Tage: Dieselben Uebungen, satteln und zäumen der Pferde im Stall, und im Stand umdrehen. Nach dem Longiren, Anlegen des Zaumes, und directes Abbiegen. Die gesattelten und gezäumten Pferde an der Longe traben und die Steigbügel lang herunterhängen lassen. Niemals dulden, dass das Pferd an der Longe galoppirt, so lange es noch nicht

dressirt ist und im richtigen Gleichgewicht steht. (Das bringt die Pferde zu sehr auf die Schultern.) Beim Benutzen der Longe kein Anlegen des Kappzaumes: die gewöhnliche Trense genügt, sowie jeder beliebige andere Strick, beispielsweise kann die Fouragirleine dazu benutzt werden.

Lässt man die Pferde reiten, so müssen einige Leute zur Hand sein, um den Zügel bei denjenigen Pferden zu erfassen, welche etwa nicht auf dem Hufschlag bleiben wollten. Hier handelt es sich nicht um Dressur, sondern einfach darum, die Nieren des Pferdes zu kräftigen und es daran zu gewöhnen, einen Reiter zu tragen.

Hat man drei Monate lang diese, von mir oben angegebene Lebensweise durchgeführt, so befinden sich die Pferde in genügend gutem Futterzustand, um mehr Arbeit zu vertragen. Sie haben sich im Traben ausgebildet, dulden den Reiter, lassen sich satteln und zäumen und haben in Folge des Abbiegens gelernt, sich etwas loszulassen: sie sind soweit fertig, dass nunmehr die Dressur beginnen kann. Doch nein! ihre Dressur befindet sich bereits auf dem besten Wege. Vom Truppenpferd verlangt man doch nur das a b c der Dressur, keine Künsteleien: es ist sogar günstiger, wenn es auf etwas kräftige Hülfen reagirt, da man mit den schweren Händen und dem plötzlichen Schenkeldruck rechnen muss. Sobald nur das Pferd auf den Druck der Schenkel dreist vorwärts geht und dabei die Trense ordentlich annimmt, sobald es Schritt geht, trabt oder rechts und links galoppirt, sobald es springt und auf Wunsch Kehrt macht oder zurücktritt, ist seine Dressur beendet. Hier verlangen wir nur das horizontale Gleichgewicht. Zweifelsohne wird man auch anstreben, leichte

Versammlung zu erreichen; jedoch muss man es nicht durchaus zur Bedingung machen. Es wird genügen, wenn der Reiter erforderlichenfalls in der Lage ist, den Kopf seines Pferdes wieder in diejenige Stellung zu bringen, von welcher das Gleichgewicht abhängt.

Es erübrigt noch, die Pferde daran zu gewöhnen, dass sie nicht vor jedem Gegenstande und vor jedem Geräusch erschrecken. Das Truppenpferd muss dreist sein, auf Alles los und an Allem vorbeigehen. Um es daran zu gewöhnen, wird man ihm in der Bahn die mannigfaltigsten Sachen vor die Beine· legen. In der Zeit, wo es sich im Stall befindet, und wo man im Begriff steht, ihm den Hafer zu geben, wird man es an alle Arten von Lärm gewöhnen: Tromnelwirbel, Signale, Waffengeklirr, Schüsse etc., etc.

Ich glaube, dass drei Monate genügen werden, diese vorbereitende und specielle Dressur-Methode zum guten Ende zu führen, welches auch der Gegenstand des Schreckens sein mag.

Nach diesen drei der Vorbereitung gewidmeten Monaten, muss man nunmehr zur eigentlichen Dressur übergehen.

Erster Monat.

Die ersten 14 Tage: Es ist mit dem Trabe an der Longe zu beginnen, wobei die Pferde gesattelt und gezäumt sind. Die Schnelligkeit der Gangart ist immer mehr und mehr zu verstärken, wobei die Bahnpeitsche zur Hülfe genommen wird, damit sie lernen, die Hinterhand zu gebrauchen. Während einiger Augenblicke sind die Thiere beinahe bis zum äussersten Tempo anzutreiben, wobei aber wohl zu beachten ist, dass sie nicht über ihr Können hinausgehen, weil man sonst dazu gelangen würde, dass sie zu sehr auf die

Schultern gebracht und aus dem Gang herauskommen würden. Diese Arbeit muss auf jeder Hand fünf Minuten lang dauern.

Die Pferde sind während einer Viertelstunde zu reiten, ohne irgend etwas Anderes von ihnen zu verlangen, als dass sie ihren Rücken, ohne gedrückt zu werden, unter dem Sattel hergeben.

Während zehn Minuten Arbeit an der Hand: directes Abbiegen, Drehungen der Kruppe um die Schultern, und zurücktreten lassen.

Die Pferde sind eine Stunde lang in der Bahn an der Hand zu führen, und womöglich im Freien, wenn es die Witterung nur irgend erlaubt.*)

Zweite 14 Tage: Dieselbe Arbeit an der Longe. Beginn der Directionsveränderungen durch das Doubliren, durch Volten und durch die ganze Bahn changiren.

Das Pferd ist anzulernen, dem Schenkel zu weichen. Zuerst begnüge man sich mit zwei bis drei Schritten zur Wendung. Zum Schluss die Arbeit an der Hand.

Zweiter Monat.

Die ersen 14 Tage: Zwei Minuten lang Trab an der Longe auf jeder Hand. Aufsitzen lassen. Fortsetzung der vorangegangenen Uebungen, um Sicherheit hineinzubringen. Die Pferde zu zweien und zu vieren neben einander stellen. Dieselben daran gewöhnen, sich in allen Richtungen zu kreuzen. Häufiges Haltenlassen, um die Pferde daran zu gewöhnen, auf einem Fleck still zu stehen. Dieselben Bewegungen, welche man soeben im Schritt gelehrt hat, im kleinen Trabe ausführen.

*) Letztere Vorschrift gilt für die ganze Dauer der Dressur.
J. Fillis.

Die Zahl der Seitwärtstritte zur Wendung vermehren. Zurücktreten unter dem Reiter. Arbeit an der Hand.

Zweite 14 Tage: Dieselbe Arbeit an der Longe. Befestigung der vorhergehenden Arbeit. Ausführen von Directionswechsel im gewöhnlichen Trabe zu zweien und vieren gemeinsam, Durcheinanderreiten. Halbe Volte mit anschliessendem kurzem Seitwärtstreten. Fortsetzung der Arbeit an der Hand, wobei die directe Biegung mit hochgenommenem Kopf verlangt werden muss.*) Beginn der seitlichen Biegungen. Seitwärtstreten. Schulter herein.**) (Das ist unser „Renvers". v. Z. O.)

Dritter Monat.

Die ersten 14 Tage: Dieselbe Arbeit an der Longe. Verstärken des Trabes beim verschiedenen Directionswechsel und bei allen Bewegungen zu mehreren? *(Mouvements d'ensemble?)* Den Trab auf der geraden Linie nach Möglichkeit verstärken. Seitengänge. Beginn des Anspringens zum Rechtsgalopp. Sowie der Rechtsgalopp keine Schwierigkeiten mehr bereitet, ist zum Linksgalopp überzugehen. Wird ohne Weiteres zum Galopp angesprungen, so sind in dieser

*) Bisher hat man sich mit der blossen Aufforderung dazu begnügt. J. Fillis.

**) Schulter heraus (das ist unser „Travers". v. Z. O.), was viel leichter ist, darf nur unter dem Reiter geübt werden. J. Fillis.

Was wir unter „Schulterherein" und „Contraschulterherein" verstehen, sind Seitengänge, die der Herr Verfasser nicht ausübt noch duldet, weil er sie für schlechte hält. Die Französische Schule kennt diese Seitengänge auch nicht.

Auch ist zu beachten, dass der Herr Verfasser unter „äusserer Seite" immer die der Bande zugekehrte, unter „innerer Seite" immer die nach dem Innern der Bahn zugekehrte Seite — versteht. v. Z. O.

Gangart sämmtliche im Schritt erlernte Bewegungen auszuführen, dann im Trabe. Das Nachgeben an der Hand vermehren und verbessern.

Am Schluss der Stunde ist dem Pferde das Springen zu lehren.*)

Die zweiten 14 Tage: Dieselben Uebungen. Die bisherigen sind fester einzuprägen und präciser auszuführen. Die Pferde sind an die Standarte, an den Säbel, an die Lanze, an die Feuerwaffen, an den Schuss, an das Vorbeigehen beim Feuern, an's Schwimmen**) u. s. w. zu gewöhnen.

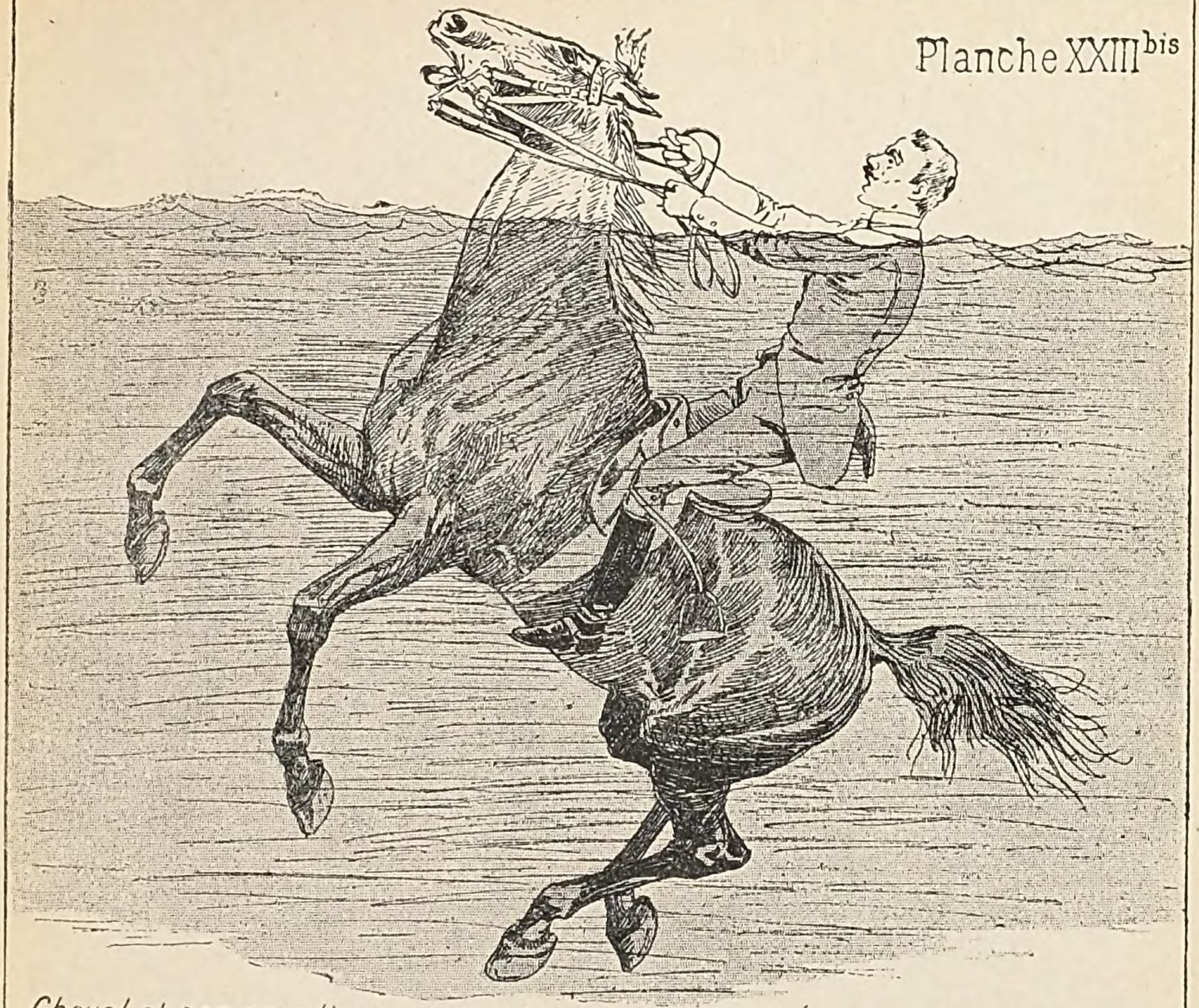
Dieser Theil der Dressur wird wiederum drei Monate gewährt haben. Das Pferd kann nun Alles, was es für den Dienst der Kavallerie braucht. Es erübrigt nur noch, diese gesammte Arbeit draussen beim Manövriren in feste Form zu bringen und die Pferde so weit zu stählen dass sie im Stande sind, lang-

*) Vergl. die allmälige Steigerung beim Kapitel „der Sprung".
J. Fillis.

**) Wie soll sich der Reiter benehmen, wenn er sich in's Wasser begiebt, um etwa einen Fluss, oder einen Bach zu überschreiten?

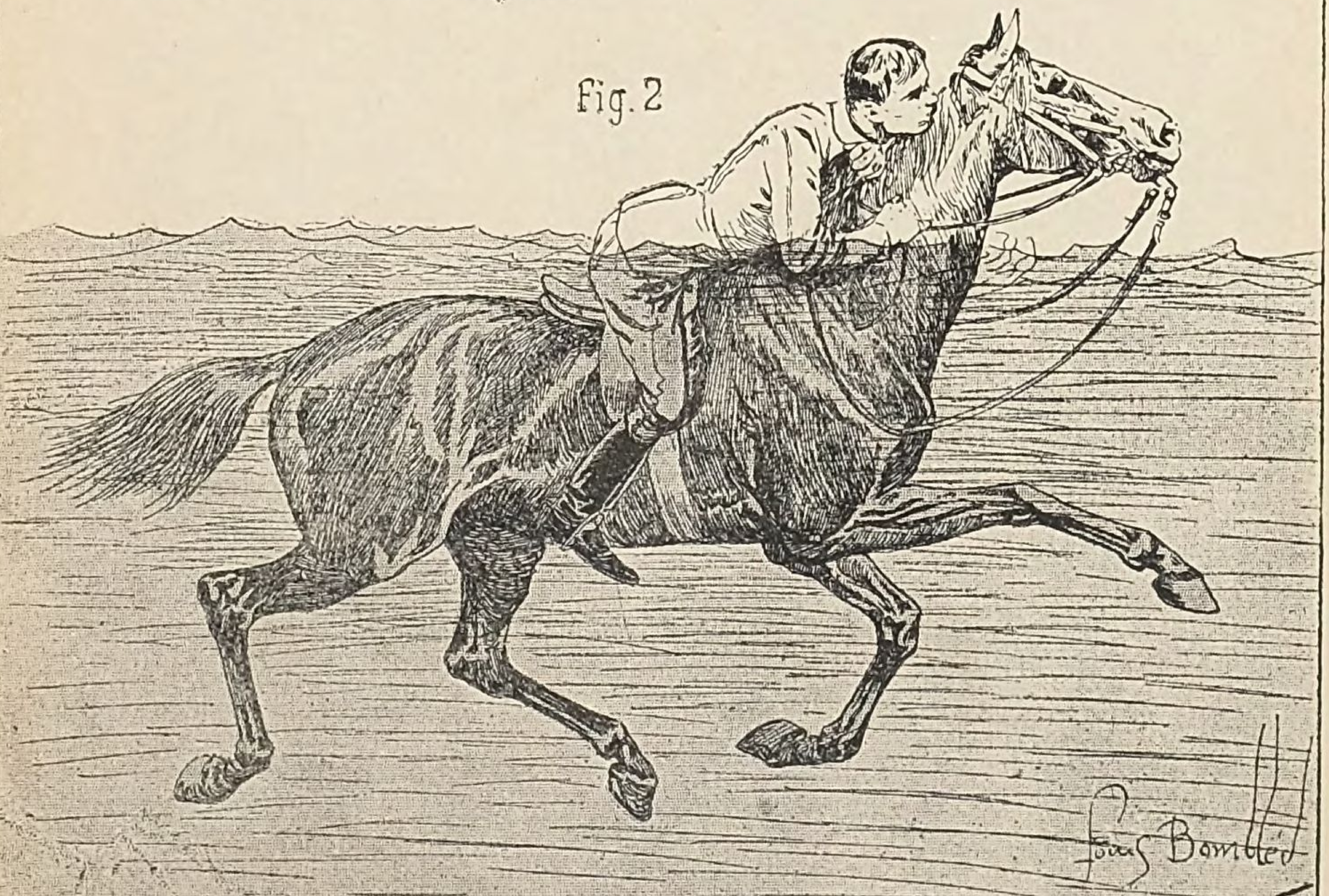
Man soll durchaus nicht glauben, dass das Pferd, welches doch an Wasser nicht gewöhnt ist, von Natur schon mit Leichtigkeit schwimmen könnte, sobald es den Grund verliert. Das Thier hat nur den einen Gedanken, den Kopf über Wasser und den Hals so hoch als möglich zu halten. Zufolge dessen sinkt die Kruppe unter, und das Pferd befindet sich in der Stellung, als ob es steigen wollte, *(position de la pointe)* d. h. dreiviertel stehend. (Tafel XXIII, Fig. 1.) Diese Stellung verhindert es am Vorwärtskommen, und kann man in neun von zehn Fällen annehmen, dass Pferd und Reiter ertrinken, wenn Letzterer ungeschickt ist und nicht versteht, ein Pferd schwimmen zu lassen. Ist das Pferd erst in die von mir soeben beschriebene Stellung gerathen, und zieht der Reiter — sei es auch noch so wenig — an der Trense, oder neigt er seinen Oberkörper nur ein wenig nach hinten, so sinkt die

Planche XXIII bis



Cheval et son cavalier se noyant

Fig. 2



Cavalier sur son cheval se sauvant à la nage par la Méthode de Mr James FILLIS.

andauerden Märschen und den Unbilden der Witterung genügenden Widerstand entgegenzusetzen.

Recapituliren wir nun: Das Pferd ist im Frühjahr drei Jahre alt geworden. Macht die Remonte-Commission ihre Ankäufe in der Zeit vom April bis zum September, so ist das Pferd durchschnittlich dreieinhalb Jahre alt, wenn es in's Depot kommt. Dreimonatliche Vorbereitung zur Dressur. Drei Monate der wirklichen Dressur. Mit vier Jahren ist das Pferd vollkommen zugeritten und durchaus zu jedem Dienst fähig. Man sage nicht, dass die Arbeit, welcher es während seines vierten Jahres unterworfen wurde, es vorzeitig abnützen wird. Ich versichere im Gegentheil, und die Erfahrung giebt mir darin Recht, dass die, unter den von mir angeführten Gesichtspunkten vorgenommene Arbeit zur Entwickelung und Kräftigung der Pferde beitragen wird.

Kruppe mehr und mehr unter, das Pferd befindet sich bald in aufrechter, senkrechter Stellung, dreht sich — da es nach vorwärts nicht kann — um sich selbst, schlägt noch einmal mit dem Vorderbein das Wasser und geht dann unter.

Der Reiter muss, sowie das Pferd festen Fuss verliert, im Gegentheil eine grosse Handvoll Mähne erfassen und seinen Oberkörper nach vorn auf den Hals legen, ohne dabei den Kopf des Pferdes jemals zu berühren. Mit den Knieen muss er festen Schluss fassen; thut er das nicht, so wird er alsbald abgespült. Nur in solcher Stellung kann der Reiter schwimmend im Sattel und auf dem Pferde bleiben. Der Reiter muss in jeder Hand einen Trensenzügel behalten und kann — wenn er auf das Pferdemaul rechts oder links einwirken will, um dem Pferde die einzuschlagende Richtung anzugeben — auf Augenblicke die Arme seitwärts führen. Wie ich schon oben ausgeführt, ist es aber von der allergrössten Wichtigkeit, die Zügel nicht von vorn nach hinten wirken zu lassen. (Tafes XXIII bis Fig. 2.) Ich darf annehmen, dass man der Kavallerie aller Armeen Instructionen in diesem Sinne geben wird. J. Fillis.

Wenn man heut zu Tage das Truppenpferd mit fünf Jahren einstellt, so verwendet man ein volles Jahr zu seiner Dressur und die Sachverständigen sind die Ersten, die zugeben, dass diese Dressur eine höchst unvollkommene ist. Das kommt daher, weil man damit beginnt, die Pferde, sowie sie gerade sind, in Bewegung zu setzen, ohne sie zuvor in's Gleichgewicht gebracht zu haben, woraus der Schwung in seiner vollen verbessernden und in jeder Beziehung nutzbringenden Wirkung hervorgehen würde. Dieses war der Fehler, welchen Baucher mit Recht der früheren Reitkunst zum Vorwurf machte, und welcher die Pferde durch diese unverständige Bewegung, wie sie nun eben war, herunterbrachte. Man suchte, so gut es eben ging, das Gleichgewicht herzustellen, indem man die Pferde in der von ihnen selbst gewählten Art der Bewegung vorwärtstrieb. Die von Baucher eingeführte Umwälzung hat eben darin bestanden, zunächst das Pferd im Gleichgewicht zu befestigen, um in diesem die Bedingungen für eine richtige und nutzbringende Bewegung zu suchen. Der Fehler des grossen Reitkünstlers bestand nur darin, dass er, als er dieses Gleichgewicht vervollkommnen und verfeinern wollte, dasselbe gerade dadurch aufhob, dass er nicht zunächst das Vorwärtsgehen verlangte. Wenn ich in diesem Punkt von seiner Ansicht abweiche, indem ich sage, dass ich meine Pferde im Schwunge arbeite, so habe ich doch nicht wie er, damit begonnen, mein Pferd, bevor ich es in Bewegung setzte,*) in's Gleichgewicht setzen zu wollen.

Was mich von Baucher unterscheidet, ist, dass ich, anstatt das vom Pferde Auszuführende in zu-

*) Vergl. die vorhergehende Steigerung. J. Fillis.

sammengestelltem Gleichgewicht zu erheischen, – also beinahe auf der Stelle und hinter dem Zügel – gleich von vorn herein Schenkelgehorsam und Gleichgewicht im Schwunge*) verlange.

Fährt man fort, die Pferde in Trab und Galopp zu setzen, bevor man sie gelehrt hat, ihr Gewicht gleichmässig auf alle vier Beine zu vertheilen, so folgt man damit veralteten Ueberlieferungen, welche die Dressur von Grund aus verderben.

Nicht dadurch, dass man das Pferd in den lebhafteren Gängen erhält, oder es in diese hineintreibt, wird man auf sein Gleichgewicht vortheilhaft einwirken, man wird im Gegentheil neue Fehler beim Pferde hervorrufen und es nur so durchschleppen, ohne ihm etwas beigebracht zu haben.

Die grösste Mehrzahl der Pferde verlegt sein Gewicht auf die Schultern, ganz besonders dann, wenn man beginnt, sie zu reiten. Treibt man sie zu lebhaften Gangarten an, ohne sie vorher in das Gleichgewicht gesetzt zu haben, so erreicht man dadurch nichts weiter, als dass sie ihr Gewicht nur noch mehr auf den Schultern werfen und vorzeitig sich abnutzen. Der Kopf hängt nach unten, der Hals in Höhe des Widerrüstes. Sie gewähren einen hässlichen Anblick. Alles Wenden und Haltmachen ist ihnen peinlich; dafür fallen sie aber leicht hin. Da den Pferden die Haltung des Kopfes und des Halses nach Belieben freisteht, so können sie mit Erfolg den Reiter-

*) Dasjenige Pferd, welches sein Gewicht auf die Schultern verlegt, kann sich zwar mit schleppender Hinterhand nach vorwärts bewegen, hat aber keinen Schwung, welcher nur dadurch hervorgebracht werden kann, dass sich die Hinterhand gehörig unter den Schwerpunkt schiebt, was nothwendigerweise das Gleichgewicht voraussetzt. J. Fillis.

hülfen entgegenwirken; denn es ist Thatsache, dass die Kandare nur dann ihre volle Wirkung ausüben kann, wenn der Hals aufgerichtet ist und der Kopf beinahe senkrecht steht.

Bei tief hängendem Kopfe verliert die Kandare einen grossen Theil ihrer Wirkung auf die Kinnladen; sie wirkt nur noch als Trense, und das Pferd entzieht sich auf diese Weise der Hand. Man giebt wohl zu, dass ein grosser Procentsatz gut geschulter Truppen-Pferde es verweigert, allein aus dem Gliede herauszugehen. Beweist dieser Umstand nicht am deutlichsten, dass die Dressur eine unvollkommene ist? Ein Pferd, welches nicht gehorcht, ist eben nicht dressirt.

Das sind eben die Resultate jahrelanger und noch längerer unvernünftiger Vorarbeiten!

Bestimmungsmässig muss die Dressur derart betrieben werden, dass die jungen Pferde im Mobilmachungsfalle am 1. April in Reih' und Glied gestellt werden können. Das wäre demnach die dreimonatliche Dressur. In Friedenszeiten dehnt man aber diese Dressur absichtlich auf ein ganzes Jahr aus und stellt das Pferd endgiltig erst im nächsten Jahre in Reih' und Glied ein.

Um dieses Verfahren zu rechtfertigen, führt man an, dass die Regimenter, bei welchen mit der Dressur zu rasch vorgegangen würde, oder welche, richtiger gesagt, Pferde nach den ersten drei Monaten der Dressur in Reih' und Glied stellten, diejenigen wären, welche den meisten Verbrauch an Pferden hätten. Das ist wohl möglich, obgleich ich in dieser Hinsicht einige Zweifel hege.

Wahr ist hieran nur, dass die unzureichend ernährten und schlecht durchgebildeten Pferde durch die

in Rede stehende Dressur vorzeitig verbraucht werden. Die sachgemässe Dressur dagegen, selbst noch schneller ausgeführt, würde sie nicht nur nicht stumpf machen, sondern besser entwickeln und ihnen die beste Gewähr für ihre Dauerhaftigkeit sichern. Dieses habe ich weiter oben durch unumstössliche Thatsachen bewiesen.

Was nun die Mannschaften anbelangt, so behaupte ich, dass sie sich viel leichter an die von mir angeführte Art der Dressur gewöhnen würden, als an die angreifenden Uebungen, welche man von ihnen verlangt und welche ihnen oft alle Lust benehmen, weil sie den Grund dafür nicht einsehen. Anstatt ihr Interesse für das Reiten zu wecken, ihnen Liebe für das Pferd, eine Haupttugend des Reiters, einzuflössen, gelangt man häufig nur dazu, dass der Mann durch das Pferd, und dass das Pferd durch den Mann zu leiden hat.

Das ist bald gesagt, dass die Dressur in der Weise, wie ich sie verlange, zu fein ist; warum finden sie denn die Deutschen nicht zu fein, eine Nation, deren vorherrschende Tugend gewiss nicht „finesse“ ist? Warum wird bei ihnen die Ausbildung des Truppenpferdes viel individueller betrieben, als es in Frankreich der Fall ist? Warum beginnen sie damit, das richtige Gleichgewicht zu erstreben? Warum betreiben sie rationelle Dressur, anstatt ihre Pferde blos abzuhetzen? Warum halten ihre Pferde länger aus? Mit anderen Worten: Warum dressiren sie rationell, anstatt ihre Pferde zu schinden? Einfach daher, weil sie aus Anschauungen, welche ihnen aus Frankreich überkommen sind, Nutzen gezogen haben, während man im klassischen Lande der wahren Reitkunst am alten Schlendrian festhält.

DRITTER THEIL.

I.

Die hohe Schule
(Equitation savante).

Die Uebungen, mit denen wir uns jetzt beschäftigen wollen, sind nichts Anderes, als die Fortsetzung, die natürliche Folge und die Vervollkommnung der vorausgegangenen. Sie sind schwieriger, weniger gebräuchlich. Man nennt sie Uebungen oder Kunstgänge *(aires)* der hohen Schule. Einige davon sind natürlicher, andere künstlicher Art. Alles, was den Galopp angeht, gehört z. B. den natürlichen Gängen an. Andererseits bringt der „Spanische Schritt“ das Wesen der künstlichen Gänge zum Ausdruck.

Ich habe oft sagen hören, dass die Arbeit der hohen Schule die Pferde zu Grunde richte, sie vor der Zeit abnutze und ihnen eine Unzahl von Fehlern einbrächte.

Man sagt und wiederholt es oft: „Wie ist es möglich, dass ein Pferd alle die Anstrengungen, welche man von ihm zu diesen so energischen Uebungen fordern muss, ertragen kann, ohne seine Festigkeit auf's Spiel zu setzen.“ Die Antwort ist einfach: Sehe man sich doch die Turnkünstler *(gymnasiasts)* an! auch sie setzen sich den grössten Anstrengungen aus, auch sie entwickeln die grösste körperliche Energie.

Sind diese etwa in einer schlechten Verfassung? Sind deren Arme, Beine und Schultern etwa schlechter geworden, verbraucht? Nein, im Gegentheil, sie sind

in der kräftigsten Verfassung, welche sie vor allen Anderen auszeichnet; ihre Muskeln sind fabelhaft und hart wie Stahl; und endlich ihr Allgemeinbefinden ist vortrefflich. Ja! Ganz anders wäre es ohne Zweifel, wenn man die Arbeit, welcher sie sich unterwerfen, ganz unvermittelt von ihnen fordern wollte – und ich spreche hier ebensowohl von den Pferden, wie von den Menschen – sie würden das nicht aushalten, sie würden erliegen. Bereitet man sie indessen bei sich steigernden Anforderungen allmälig dazu vor durch wohlbemessene Uebungen, deren Anstrengung an die stetig zunehmende erhaltene Muskelkraft fast heranreicht, so wird ihnen die Arbeit – wenn auch energisch gehandhabt – in relativem Sinne angenehm, selbst heilsam.*)

Gewiss sind schon viele Pferde durch die Arbeit der hohen Schule geschädigt worden, aber nur deshalb, weil diese Arbeit schlecht eingeleitet war, weil keine vorgängige und ausreichende Erziehung stattgefunden hatte. Die Reitkunst hat – wie alle anderen Wissenschaften – ihre schwindelhaft angelegten und ihre durch Erfahrung gereiften Anhänger. Ist das Pferd methodisch dressirt, so lässt die praktische Ausführung aller Uebungen, denen man es unterwirft – weit entfernt, es zu schädigen – es geradezu erstarken.

Bezüglich aller Derjenigen, welche die Reitkunst der hohen Schule unter ihrer Würde halten, von ihr verächtlich sprechen, beschränke ich mich darauf, ihnen die Fabel vom Fuchs und von den Trauben in's Gedächtniss zurückzurufen.

*) Ich dressire meine Pferde, ohne dass sie je dadurch Fehler bekommen hätten; jedoch nehme ich sie schon in viel jüngerem Alter in Dressur, als Andere vor mir. J. Fillis.

II.

Der Spanische Schritt.

(Pas espagnol.)

Man sagt, das Pferd geht Spanischen Schritt,*) wenn es die Vorderbeine, eins nach dem anderen, hochgehoben und gestreckt nach vorwärts bringt. – Worauf es ankommt, ist, die Art und Weise zu beachten, wie das Pferd sein Bein zur Erde setzt; – denn – so leicht es auch ist, dem Pferde das Heben des Beins beizubringen, – so schwer ist es, andererseits, ihm zu lehren, das Bein richtig zur Erde zu setzen.

Man muss diese Arbeit zunächst zu Fuss vornehmen, indem man sich selbst an die linke Schulter des Pferdes und dieses auf dem Hufschlag links herum – stellt; die Bande soll das Pferd verhindern, nach rechts auszuweichen. Man hält den Kopf des Thieres etwas hoch und schiebt es dabei nach rechts, um den grösseren Theil des Gewichts der Vorhand auf das rechte Vorderbein zu verlegen, und um so dem linken Vorderbein zu gestatten, sich mit Leichtigkeit zu erheben.

Darauf muss man das linke Vorderbein des Pferdes ganz leicht mit dem Reitpeitschenende berühren. Es ist ziemlich schwer, genau zu bestimmen, an welcher

*) Es ist nie recht bekannt geworden, weswegen diese Gangart mit „Spanischer Schritt“ bezeichnet wird; sie hat vom Spanischen nur den Namen und ähnelt durchaus nicht der Gangart des Andalusischen Pferdes. — Das Spanische Pferd geht mit gebogenen Knieen und wirft das untere Bein von aussen nach innen; es thut das, was man jenseits der Pyrenäen „*paso de campana*“ (pendelartigen Gang — *pas de la cloche* —) nennt. — Eigentlich müsste man den Spanischen Schritt „*pas du conscrit*“ (Rekruten-Schritt) nennen; denn es besteht unter beiden eine grosse Aehnlichkeit.
J. Fillis.

Stelle des Bein's dies geschehen soll: die empfindliche Stelle ist bei jedem verschieden; sie liegt zwischen Ellenbogen und Fessel.

Der erste Eindruck, welchen das Pferd von dieser Berührung empfängt, ist Ueberraschung; denn es kann sich noch keine Rechenschaft davon geben, was man von ihm verlangt; auch versucht es gewöhnlich, seinem Peiniger auszuweichen. Jedenfalls kann es sich nicht nach rechts werfen: die Bande verhindert es daran: wenn es sich also nach links wirft, muss man es alsbald mit der Peitsche zurücktreiben. Es kann auch zurücktreten: in diesem Falle muss man es sogleich mit der Peitsche — hinter den Gurten gebraucht — wieder vortreiben. Fast immer wird das Pferd nach einer Weile seine Ungeduld durch Scharren mit dem Hufe desjenigen Beines zu erkennen geben, welches man berührt hat. Sobald es aber dieses Bein gehoben hat, soll man es streicheln, um ihm anzudeuten, dass es gethan hat, was man von ihm wollte. Wenn man diese Uebungen während mehrerer Tage auf's Neue vorgenommen hat, wird das Pferd, um die Berührung mit der Peitsche zu vermeiden, das Bein schon heben, sobald es dieselbe nur kommen sieht. Hat das Pferd die Arbeit des linken Vorderbeins richtig verstanden und ausgeführt, so unterwirft man auch das rechte Vorderbein derselben Uebung, indem man auf die rechte Hand geht und Acht giebt, dass der Kopf aufgerichtet und nach links gebracht wird. Da das wiederholte Berühren mit der Peitsche das Pferd stumpf macht, so muss man sich anfangs mit dem geringsten Anzeichen des guten Willens begnügen. Das ist das beste Mittel, um das Thier nicht abzuschrecken. In der Regel erreicht man schon in der ersten Unterrichtsstunde, dass

es die Beine hebt; aber die Art und Weise, wie es sie hebt, ist nichts weniger als ausreichend; denn es streckt sie nicht aus und begnügt sich damit, das Zeichen der Ungeduld, das Scharren im Erdboden oder dergl. zu machen. Nichtsdestoweniger muss man sich – wie schon gesagt – anfangs mit dem unscheinbarsten Versuch zum Beinheben zufrieden erklären; auf ein Mehr zu bestehen, es gar mit der Peitsche zu schlagen, nützt nichts und würde das Pferd nur verdutzter machen.

Indessen muss man nach und nach doch bis zum Strecken gelangen, und das ist nur dann als ausreichend zu betrachten, wenn die völlig ausgestreckten Beine in Schulterhöhe und wagerecht stehen.

Nach meinem Dafürhalten kann man dann erst sagen, das Pferd ginge Spanischen Tritt, wenn man diese Höhe und diese Streckung der Beine erzielt hat. Sobald das Pferd verstanden hat, was man von ihm verlangt, und das tadellos ausführt, d. h. die Beine horizental ausgestreckt hält, muss man ihm lehren, sie so zur Erde zu setzen, wie man will: Die Beine sollen zur Erde gesetzt werden, ohne die geringste Kniebiegung. Davon hängt die gute Ausführung der Bewegung ganz allein ab.

Um dahin zu gelangen, ist es nothwendig, das Pferd – sobald es das Bein gut ausgestreckt hält – mit der Trense nach vorwärts zu ziehen, und zwar so, dass es das Bein weit vorstreckt. Würde es das Knie beugen, so könnte es nur einen kleinen Schritt machen; und andererseits: da sich die Kniee einmal mehr, einmal weniger biegen, so würde sich daraus ergeben, dass die Schritte nicht gleich wären. Endlich ist es, wenn man dem Pferde erlauben würde, die Kniee zu biegen, unmöglich, es am Scharren zu verhindern, was

wiederum nothwendigerweise zum ungleichen Schritt führen würde. Also muss man mit der grössten Sorgfalt so lange auf vollständige Streckung des Gliedes halten, bis der Huf zur Erde zurückgekommen ist.

Setzt das Pferd den Huf richtig zur Erde, hält es ebenso die Beine gestreckt, so sind die Schritte gezwungenermaassen auch gleich lang.

Sobald man auch nur einen einzigen, ganz tadellosen Schritt von jedem Bein erzielt hat, soll man diese Arbeit zu Fuss nicht länger fortsetzen, damit die Fortschritte in der Dressur keinen Aufschub erleiden.

Der Spanische Schritt nimmt sich in der That immer viel hübscher, glänzender und regelmässiger aus, wenn ihn der Reiter zu Pferde vollführt. Thatsächlich muss man zu Fuss doch das Pferd nach vorwärts ziehen, man kann es sich doch nicht in die Hand stellen; denn durch das Ziehen wird der Hals gestreckt. Der Kopf befindet sich in einer schlechten Haltung, wodurch das ganze Pferd unschön erscheint.

Anstatt das Pferd nach vorwärts zu ziehen, ist es doch bei Weitem vorzuziehen, dasselbe mit den Schenkeln vorzutreiben: deshalb soll man den Spanischen Schritt auch nur zeigen, wenn man aufgesessen ist.

Hat man zu Fuss die beiden ersten richtigen Tritte vollführen lassen, so sitzt man auf und versucht die Uebung, wie folgt, auszuführen.

Ich mache das so:

Ich nehme die Kandarenzügel und den linken Trensenzügel in die linke Hand, während der rechte Trensenzügel und die Peitsche in die rechte Hand genommen werden.

Nachdem ich mein Pferd parirt habe, nehme ich die Trensenzügel straff an, um Kopf und Hals aufzu-

richten. Ich bin auf der linken Hand und verlange den ersten Tritt vom rechten Bein. Da ich die Bande zu meiner Rechten habe, bin ich sicher, dass das Pferd nicht die Querstellung annehmen kann, wenn ich – unter der Einwirkung meines linken Schenkels – das Heben des rechten Beins verlange; während – wenn ich das Heben des linken Beins verlangen würde – die Einwirkung meines rechten Schenkels die Kruppe nach links ausfallen lassen würde.

Ich bringe beide Hände nach links und gebrauche meinen linken Schenkel recht nachdrücklich; später unterstütze ich diesen noch durch den Sporn.

Der rechte Trensenzügel ist straffer als der linke; beide Schenkel liegen fest hinter den Gurten (um ein Zurückkriechen zu verhüten), der linke Schenkel noch fester, als der rechte. Die Wirkung der Zügel wird die sein, beinahe das ganze Gewicht der Vorhand auf die linke Schulter zu verlegen. Nun ist es Sache des linken Schenkels des Reiters, das rechte Vorderbein des Pferdes zum Heben zu veranlassen. Dazu gebe ich dem Pferde mit der ganz tief gehaltenen Peitsche leichte, kleine Schläge auf die rechte Schulter, indem ich dabei fortwährend Hals und Kopf mit dem rechten Trenzenzügel aufrichte.

Im Unklaren darüber, was ich denn eigentlich von ihm will, wird das Pferd anfangs immer ungeduldig sein; deshalb darf man nur in sehr gelindem Maasse bei diesen Hülfen beharren. Jedoch muss man dieses so lange thun, bis es sein Bein hebt. Sobald das Pferd die geringste Bewegung dazu macht, muss man nachgeben, es streicheln, einmal in der Bahn herumreiten und dann erst wieder anfangen.

Nach kaum acht Tagen schon wird das Pferd

gelernt haben, beide Beine gestreckt zu heben; denn es ist selbstverständlich, dass ich – allerdings im umgekehrten Sinne – die selben Uebungen auch vom linken Bein ausführen lasse.

Von jetzt ab bringe ich die Peitschenhülfen mit denjenigen meiner Schenkel in Verbindung, und je nachdem das Perd auf die Absicht meiner Hülfen willig oder weniger willig eingeht, schränke ich den Gebrauch der Peitsche ein und vermehre denjenigen des Schenkels, bis ich schliesslich – durch letzteren allein – den Gehorsam erziele.

Sobald das Pferd meinen Schenkelhülfen (im Bedarfsfalle den Sporen) ohne Weiteres Folge giebt, bediene ich mich der Peitsche überhaupt nicht mehr und ist es mir dann ein Leichtes, es vorwärts auf die Hand zu treiben, was mir zu Fuss nicht möglich war.

Zergliedern wir uns nun die Thätigkeit aller Hülfen während des ganzen Vorgangs:

Die Thätigkeit des linken Schenkels und rechten Zügels veranlasst das Pferd, das rechte Bein zu heben. In dem Augenblick, als es im Begriff ist, es wieder niederzusetzen, treibe ich es mit beiden Schenkeln vorwärts, deren doppelte Aufgabe es ist, das Pferd auf gerader Linie zu erhalten, und alsdann das vollkommen ausgestreckte rechte Bein nun wirklich zur Erde zu bringen, und zwar vor das linke Bein. Während des Vorwärtsschreitens bis zu dem Moment des Niedersetzens stehen beide Zügel gleichmässig an. Dann aber bewirken mein rechter Schenkel und linker Zügel das Erheben des linken Beins. In dieser Weise reiht sich Tritt an Tritt, in harmonischer Verbindung, welche mit viel Sorgfalt ausgeführt werden muss, um die völlige Regelmässigkeit der Bewegung zu sichern.

Kann man doch hier – wie immer – auf die diagonalen Hülfen zurückgreifen.

Man ist auch im Stande, den Spanischen Tritt beim Rückwärtstreten auszuführen. Das bewirken die Zügel, welche das Pferd in dem Augenblick zurücknehmen, wenn es das Bein nach vorwärts ausgestreckt hat. Die Schwierigkeit dieser Rückwärtsbewegung liegt darin, die Hinterhand – sei es rechts, sei es links – dann zu verwahren, wenn man das erhobene Bein bei dem ruhenden Bein vorbei nach rückwärts führen will.

Hierbei kommt es oft vor, dass das Pferd, – indem es das Zurücktreten übereilt – sich insofern den Reiterhülfen entzieht, als es das Vorderbein nur halb ausstreckt. In diesem Falle muss man das Pferd in demselben Tempo wieder vorbringen und die vollkommene Streckung des Beins verlangen.

Man soll durchaus nicht glauben, dass man immer mit unfehlbarer Sicherheit zum Ziel kommt, selbst dann nicht, wenn man die Vorschriften, welche ich hierüber soeben gegeben habe, buchstäblich befolgt: Es gehört hierzu vielmehr die ganze Geschicklichkeit des Reiters, alle vortheilhaften Umstände, die sich ihm bieten, zu benutzen, um dem Pferde begreiflich zu machen, was man von ihm verlangt.

Das ist rein Sache des feinen Tactgefühl. Sehr erklärlich *(d'ailleurs)* ist es ja auch, dass der Reiter, welcher zum ersten Mal ein Pferd in diese Dressur nimmt, welcher sich selbst noch nicht sicher fühlt, dass dieser gar nicht anders kann, als im Unsicheren tappen. Erst nach Dressur von drei oder vier Pferden wird er erkennen können, ob er es richtig macht, oder ob er der Vorschrift zuwider handelt.

Der Spanische Schritt darf vom Pferde nicht früher

verlangt werden, als bis es schon völlig durchgebogen, und besonders, als bis es ausserordentlich gehorsam auf alle Hülfen ist.

Man muss sich thatsächlich darüber ganz sicher sein, das Pferd jederzeit vortreiben zu können; denn gerade bei dieser Arbeit verlangt man von ihm, den Sporn anzunehmen, ohne darauf vorgehen zu dürfen.

Da man, zum Ueberfluss, auch noch gezwungen ist, mit hoher Hand zu reiten, um den Hals aufzurichten, so wird auch dadurch noch ein grosser Theil des Körpergewichts auf die Hinterhand übertragen, und man setzt sich dem aus, dass das Pferd hinter den Zügel kriecht. Die Folge davon kann die sein, dass das Pferd – statt eines – beide Beine zugleich erhebt: So entsteht dann ein Sprung nach vorwärts *(la pointe)*, eine Widersetzlichkeit ohne Bedeutung, da sie eben nach vorwärts ausgeführt wird; oder es wird daraus ein Steigen *(la carbade)*, was schon gefährlicher ist, besonders dann, wenn man auch noch die Zügel festhalten wollte.

Um diese Widersetzlichkeiten zu vermeiden, ist es nothwendig, dass das Pferd – bevor es vor diese Aufgabe der Dressur gestellt wird – gelernt hat, unter allen Umständen und immer am Sporn frisch und frei vorwärts zu gehen. Tritt diese Widersetzlichkeit dennoch in die Erscheinung, und gebraucht man – genau in dem Moment, in welchem das Pferd beide Vorderbeine hebt – beide Schenkel recht kräftig, indem man die Zügel *(mains)* ganz nachgiebt, so wird aus dem beabsichtigten Steigen *(cabrade)* ein Sprung nach vorwärts *(la pointe)* entstehen, welchen man (durch diese Hülfe) ja wohlweislich herausforderte.

Es kommt im Verlauf der Dressur alle Augenblicke

vor, dass man zum Zweck des Vorwärtstreibens genöthigt ist, auf eine schon angedeutete Bewegung zeitweise zu verzichten. Liesse man gelegentlich dem Pferde das Zurück-(Hinter den Zügel-)kriechen auch nur in geringem Maasse *(pour peu)* durchgehen, so würde man – auch nicht einmal mit Gewalt – im Stande sein, es vorwärts zu treiben. Es würde schnell verstehen lernen, dass es sich durch Zurückkriechen der Versammlung entziehen könnte, und würde alle Augenblicke hierauf wieder zurückkommen.

Alle Arbeit auf der Stelle, welche den Zweck verfolgt, dem Pferde zu lehren, die Sporen anzunehmen, ohne so gut wie garnicht vorwärts zu gehen, ist immer gefährlich; sie führt dazu, das Pferd stätig zu machen. In diesem Falle giebt man immer der Dressurmethode Schuld, während man viel eher die Art und Weise, wie diese Methode angewandt wurde, beschuldigen sollte. Es ist übrigens für einen Reiter, welcher sein erstes, oder eines seiner ersten Pferde dressirt, recht schwer, das Zurückkriechen zu verhindern. Sehr oft ist das Pferd schon hinter dem Zügel, wenn der Reiter selbst es noch garnicht bemerkt hat: Merke man sich also die Generalregel: Geht das Pferd nicht auf den Zügel an, so ist es hinter demselben. Meine Devise dabei ist: Vorwärts, immer vorwärts, und nochmals vorwärts!

Ich gebe übrigens zu, dass von Seiten des Pferdes auf Nachgiebigkeit – ohne mehr oder minder heftige Kämpfe – nicht zu rechnen ist; aber man vergesse nicht, dass von diesem Kampf die Herrschaft des Menschen über das Thier abhängt.*) Wenn man vom

*) Man thut gut, es zu beachten, dass nach jeder stürmisch verlaufenen Unterrichtsstunde, in welcher der Reiter Sieger im

Pferde ein schwieriges Ding fordert, ohne es genügend darauf vorbereitet zu haben, so würde der Kampf noch nicht viel zu bedeuten haben; aber, dass das Pferd aus demselben als Sieger hervorging, das ist viel schlimmer. Man muss sich also über den genauen Zeitpunkt klar sein, in welchem diese oder diese Anforderung gestellt werden kann. Das ist abermals Gefühlssache.

Auch wenn das Pferd falsch vorbereitet ist, und man fordert zu früh eine – sonst gebotene – Arbeit von ihm, so kann man doch sicher sein, nicht durchzudringen. Ist also die Vorbereitung unzureichend gewesen, so stösst man sicherlich beim Pferde auf Widerstand.

Andererseits kann diese selbe Arbeit ohne Unzuträglichkeiten sehr wohl später gefordert werden. Es ist besser, den Versuch zu machen, sein Pferd in einem Jahre, als in sechs Monaten zu dressiren. Je mehr Schwierigkeiten ein Pferd zeigt, desto mehr Zeit muss man für seine Unterweisung opfern. Man verwende, wenn es sein muss, sechs Monate auf die Herstellung des Gleichgewichts, auf die drei natürlichen Gangarten, und auf die Erlernung des correcten Zurücktretens, bevor man ihm die Arbeit der hohen Schule und die künstlichen Gänge beibringt.

Ich würde dem Spanischen Tritt keinerlei Bedeutung beilegen, wenn man ihm dem Pferde nicht deshalb lehren müsste, um dadurch später seine Ausbildung in der hohen Schule vervollkommnen zu können; zur Pirouette auf drei Beinen, zum Spanischen Trab und

Kampfe geblieben ist, sich das Pferd in den folgenden Unterrichtsstunden exemplarisch duldsam zeigt. Ausnahmen giebt's von dieser Regel nicht. J. Fillis.

zum Galopp auf drei Beinen. Deshalb ist es durchaus nöthig, dass der Reiter ganz nach seinem Belieben die Streckung des Bein's vom Pferde verlangen und zwar besonders vermittelst des Sporns verlangen kann, dem einzigen Mittel, das Pferd im Gleichgewicht zu erhalten, es auf und in die Hand zu treiben und es zu veranlassen, die Vorderbeine so hoch und so gestreckt zu halten, als vorgeschrieben ist.

Es giebt, ach leider! noch ein anderes Mittel, dem Pferde den Spanischen Tritt beizubringen; ein Mittel – ich beeile mich es zu sagen – welches ich niemals anwende, über welches zu sprechen ich aber dennoch verpflichtet bin; denn es ist bei der Neuen Schule sehr gebräuchlich. Ich bezeichne hiermit diejenige Generation von Stallmeistern, welche sich nach Baucher's Tode heranbildete und welche an Stelle der von letzterem so hervorragend ausgeführten Kunstleistungen in der hohen Schule, eine Reihe von unnatürlichen, seltsamen Verrenkungen gesetzt hat, die mit Aufwand von Hülfsapparaten erzielt werden, deren Anwendung die Zuhülfenahme einer Anzahl mehr oder weniger starker Männer erfordert.

Um den Spanischen Tritt nach der Methode der Neuen Schule zu lehren, bedarf es einer ganzen Rotte von Stallmeistern: vier Mann und ein Korporal, nicht Einen weniger, aber oft mehr.

Man beginnt damit, um jede der beiden Vorderfesseln einen Spannstrick zu legen; jeder derselben ist an einem besonderen Strick befestigt und jeder von diesen wird von einem Mann gehalten. Eine dritte Persönlichkeit hält das Pferd am Zügel und ist gleichzeitig damit beauftragt, die Reitpeitsche zu führen. Der Korporal setzt sich auf's Pferd, während dem fünften

Henkersknecht die erhabene Aufgabe zufällt, die lange Bahnpeitsche bereit zu halten.

Sehen wir uns jetzt die Gesammtarbeit an, wie sich diese Rotte über das unglückliche Thier hermacht:

Der Mann Nr. 3, der die Reitpeitsche führt, schlägt auf das linke Bein des Pferdes; Nr. 1, welcher den Strick des correspondirenden Beins hält, zieht an und streckt das Bein, während der Korporal, welcher auf dem Rücken des Thiers ist, einen Druck mit dem rechten Schenkel giebt, um das Pferd daran zu gewöhnen, sein Bein bei Annäherung des Sporns auszustrecken; in demselben Augenblick berührt Nr. 5, welcher die Bahnpeitsche hält, das Pferd auf der Kruppe, um das Vortreten des Pferdes zu erzwingen.

Damit wäre ein Tritt mit dem linken Bein vollendet.

Der Mann Nr. 2, welcher den correspondirenden Strick im Fesselgelenk des rechten Beins hält, tritt natürlich erst dann in Thätigkeit, wenn die Rotte am rechten Bein diejenige Arbeit ausführt, welche soeben bezüglich des linken Beins beschrieben wurde. Und dieses Doppelspiel wird so lange fortgesetzt, bis dem Thier der Spanische Tritt zur Gewohnheit geworden ist.

Im Rothwälsch könnte man das ebenso gut mit: „Lehrt dem Pferde doch Schmerzen ertragen“ (*„passer le cheval a tabac“*) bezeichnen. Was mich betrifft, so suche ich in der That vergeblich nach dem Wort, womit ich diese Art von Operation bezeichnen könnte. Das ist wahrlich keine Dressur und hat mit der Reitkunst Nichts gemein.

III.

Pirouette auf drei Beinen
(Pirouette renversée sur trois jambes).

Die Pirouette auf drei Beinen, wobei das vierte Bein ausgestreckt in der Luft bleibt, während die Kruppe sich um die Schultern dreht, ist eine dem Pferde am leichtesten beizubringende Bewegung. Ich spreche – wohlverstanden – von einem Pferde, welches bereits in's Gleichgewicht gesetzt ist; denn es handelt sich darum, dass die Drehung der Kruppe und das Ausstrecken des Beins in eins ausgeführt wird.

Man fängt damit an, vom Pferde, welches inmitten der Reitbahn auf der Stelle sich befindet, einige, um die Kruppe sich drehende Tritte der Hinterhand zu verlangen, hält es aber alle drei oder vier Tritte an, um das eine Vorderbein (hoch) ausstrecken zu lassen.

Da man sich zu diesen beiden Ausführungen ein und desselben Schenkels bedient, darf dieser seinen Platz hinter den Gurten nie aufgeben; jedoch bewirkt der entgegengesetzte Schenkel, dass die drehende Bewegung unterbrochen wird.

Hier ein Beispiel: Ich beabsichtige die Drehung der Kruppe um die Schulter von links nach rechts. Da ist es also mein linker Schenkel, welcher sowohl die Drehung, als auch das Ausstrecken des rechten Vorderbeins bewirkt. Sobald das Pferd fast den vierten Theil der Drehung ausgeführt hat, halte ich es vermittelst des rechten Schenkels an, während mein linker Schenkel – welcher dicht hinter den Gurten liegen bleibt und den Sporn fühlen lässt – unter einer leichten gleichzeitigen Einwirkung der rechten Trense

das Thier dazu zwingt, sein rechtes Vorderbein (hoch) auszustrecken.

Wenn man dies öfter wiederholt,- erreicht man schnell, dass das Pferd schon während der Wendung (Drehung) oder doch während eines oder zweier Tritte das Bein gestreckt hält, ohne es niederzusetzen und gelangt so nach und nach dahin, dass eine regelrechte Pirouette ausgeführt wird.

Man muss während der ganzen Dauer dieser Ausführungen bestrebt sein, mit dem entgegengesetzten, ziemlich stark eingreifenden Schenkel das Pferd auf die Hand zu treiben und es am Zurückweichen zu verhindern. Ein richtig gestelltes Pferd soll Kopf und Hals hoch tragen mit einer leichten Biegung des letzteren nach rechts. Die Einwirkung des rechten Trensenzügels ist schon zur Erhaltung dieser Biegung und des Gestrecktbleibens des rechten Beins nothwendig.

Um die Pirouette von rechts nach links mit erhobenem und gestrecktem linken Vorderbein ausführen zu lassen, bedient man sich der selben Hülfen im entgegengesetzten Sinne.

Die Schwierigkeit liegt darin, dass – wenn beispielsweise das rechte Vorderbein gestreckt bleiben soll – auch das Gleichgewicht auf drei Beinen in dieser Stellung, und die Bewegungsfreiheit der Hinterhand um das linke Vorderbein aufrecht erhalten wird. Letzteres bildet den Drehpunkt und darf sich nicht von der Stelle rühren.

In der Pirouette von links nach rechts gehen die Hände nach links, und die rechten Zügel stehen leicht an, um das Gewicht der Vorhand auf die linke Schulter zu übertragen. In der Pirouette von rechts nach links bildet das rechte Vorderbein den Drehpunkt und muss

man alsdann die Hände nach rechts bringen und den linken Zügel mehr anstehen lassen, damit nun das rechte Vorderbein die Last der Vorhand übernimmt, um so dem linken zu erlauben, sich frei zu erheben.

IV.

Pirouette mit gekreuzten Beinen
(Pirouettes renversées et ordinaires, les pieds croisés).

Die Pirouette *(renversée)* mit gekreuzten Vorderbeinen, wird wie diejenige auf drei Beinen ausgeführt mit dem einzigen Unterschiede, dass die Vorderbeine – anstatt abwechselnd in die Luft ausgestreckt zu werden – auf der Erde bleiben und sich kreuzen, während das Pferd mit der Kruppe herumtritt.

Bei der gewöhnlichen Pirouette *(pirouette ordinaire)* mit gekreuzten Beinen ist es die Vorhand, welche sich dreht, und sind es die Hinterbeine, welche sich kreuzen.

Die erstere Art *(pirouette renversée)* ist sehr einfach; hingegen ist die Ausführung der zweiten sehr schwierig.

V.

Das Zurücktreten ohne Benutzung der Zügel
(Reculer sans rênes).

Diese Bewegung ist nicht schwer zu lehren; aber sie ist nicht ohne Nachtheil für das Pferd, und nicht ohne Gefahr für den Reiter, insofern, als die Schenkel und Sporen allein thäthig sind, um das Pferd zurücktreten zu lassen: es kann daraus also leicht ein Zurückfliehen und daraus ein Steigen entstehen.

Ich rathe jungen und unerfahrenen Stallmeistern also ab, diese Uebung früher zu versuchen, als bis sie

ein oder mehrere Pferde dressirt haben. Erst dann werden sie ein gesundes Urtheil darüber haben, wann diese Uebung angebracht ist.

Man wird diese Uebung von ungestümen und von solchen Pferden ohne Unzuträglichkeiten verlangen können, die den Drang nach vorwärts haben, jedoch würde es ein Irrthum sein, sie einem weichlichen oder temperamentlosen Pferde lehren zu wollen, bei welchem nur ein kräftiger Schenkeldruck im Stande wäre, es auf die Hand zu treiben.

Jedenfalls darf man dies einem Pferde nicht früher lehren, bevor man sicher ist, dass es gegen den Willen des Reiters, aus Widersetzlichkeit, keinen falschen Gebrauch vom Rückwärtstreten macht; – kurz – nicht stätisch wird. Ich beginne diese Uebung erst dann, wenn ich das Pferd meinem Willen völlig unterworfen habe und – man beachte wohl – wenn ich sicher bin, dass ich es unter allen Umständen vorwärts treiben kann.

Um das zu erreichen, bringe ich anfangs diejenigen Hülfen in Anwendung, welche ich im Kapitel „Rückwärtstreten“ *(reculer)* angegeben habe, d. h. ich bediene mich der Schenkel und der Zügel; dann, nach und nach, vermindere ich die Zügelhülfen und endlich unterlasse ich diese ganz, indem ich dem Pferde mit den Schenkeln allein – und darin liegt gerade die Schwierigkeit – zu verstehen gebe, dass die Hinterhand mit der Bewegung den Anfang machen soll. Das Pferd soll gewissermaassen mit Oberschenkel und Gesäss nach rückwärts gezogen werden und einen Schwung von vorn nach hinten empfangen.

Zu Anfang begegne ich dabei wohl einem zögernden Verhalten des Pferdes, in demjenigen Maasse grösser als bisher, je mehr ich mein Pferd daran ge-

wöhnt habe, auf den geringsten Schenkeldruck vorwärts zu gehen. Man muss also seine ganze Ruhe bewahren und darf sich nicht verbeissen; denn das Pferd wird sich besonders dann, und um so mehr erregen, wenn es unsere Hülfe nicht versteht. Man wird sich mit zwei oder drei Tritten rückwärts begnügen müssen, und dazu alsbald die gleiche Schrittzahl nach vorwärts machen lassen, indem man die Einwirkung der Oberschenkel aufhebt und mit derjenigen des Hackens oder Sporns einsetzt. Man verhindere vor Allem, dass das Pferd schneller zurücktritt, als man beabsichtigt.

Ich fasse das oben Gesagte kurz noch einmal dahin zusammen, dass ich zu Anfang – um das Zurücktreten herbeizuführen – die Schenkel herannehme und auch die Zügel ein wenig annehme. Erziele ich dadurch die Rückwärtsbewegung, beeile ich mich, das Pferd zu beloben, und beginne dann wieder, indem ich jedes Mal den Schenkeldruck vermehre, die Zügel aber in geringerem Maasse wirken lasse. Wenn das Pferd dann nach und nach mich endlich verstanden hat, lasse ich die Zügel ganz bei Seite.

VI.

Das Balancer der Vorhand
(Balancer de l'avant-main).

Im Balancer auf der Vorhand hebt das Pferd die Vorderbeine, ohne sie ganz zu strecken, schaukelt sich – so zu sagen – beim Vortreten von einem Vorderbein auf's andere und spreitzt diese nach Möglichkeit im Moment des Niedersetzens (Fussens).

Da ich über die früher erlernte Beinstreckung verfüge, ist es mir ein Leichtes, daraus das Balancer

der Vorhand zu entwickeln. Kopf und Hals darf man nicht zu sehr aufrichten und keine zu ausgesprochene Beinstreckung verlangen; die halben Streckungen genügen. Diese erhält man auf folgende Weise: Nachdem ich mein Pferd angehalten habe, lasse ich es das rechte Bein, wie zum Strecken heben; aber in dem Augenblicke, wo es sich hebt und bevor es vollständig gestreckt ist, bringe ich meine Hände nach rechts. Das ganze Gewicht der Vorhand, welches bisher auf dem linken Vorderbein ruhete, wird zufolge dessen ganz plötzlich nach rechts verlegt und das Pferd fällt natürlich nach dieser Seite zurück und entfernt dabei das rechte Vorderbein von dem linken.

Nachdem ich diesen ersten Schritt erzielt habe, verlange ich den zweiten vom linken Bein, indem ich dieselben Hülfen zur Anwendung bringe. Das erste Tempo ist nun also von jedem Bein gesondert ausgeführt; es erübrigt mithin nur noch, beide zusammengerückte Tempo's in einanderfliessen zu lassen und richtig abzumessen. Je ausgiebiger die Zügelhülfen sind, desto grösser wird die Spreitzung der Beine ausfallen.

Die Schenkelhülfen sind gleich denen, die zur Beinstreckung in Anwendung kamen; aber sie müssen gleichzeitig von beiden Seiten derart wirken, dass ein Balancer der Kruppe verhindert wird.

Nach Verlauf von kurzer Zeit schon, wird man das Balancer der Vorhand von rechts nach links – und umgekehrt – erreichen.

Erst, wenn dieses Balancer gut geregelt ist, soll man eine grössere Spreitzung der Vorderbeine fordern. Je grösser die Spreitzung, desto langsamer, weicher und angenehmer für's Auge ist das Balancer. Man

kann leicht bis zu einem Meter Spreitzung, bisweilen auch bis zu einem solchen von ein ein halb Metern gelangen.

Das Balancer der Vorhand wird auf der Stelle ausgeführt, kann aber auch im Vorrücken gemacht werden.

Letzteres ist hübscher für's Auge und gewährt ausserdem den Vorzug, dass das Pferd niemals hinter den Zügel kommt. Aber es ist sehr viel schwerer: denn zu den Hülfen, welche wir soeben erwähnt haben, treten noch diejenigen hinzu, welche den Schwung nach vorwärts bewirken.

VII.

Das Balancer der Hinterhand
(Balancer des hanches).

Diese Bewegung erfordert eine geschicktere Einwirkung mit dem Gesäss, als die vorhergehende. Um sie zu erzielen, darf die Hand nur ganz leicht eingreifen und muss man suchen, dem Pferde eine leichte Anlehnung an die Trense zu verschaffen, indem man es an diese derart herantreibt, dass die Körperlast mehr auf die Schultern kommt. Die Hinterhand wird dadurch entlastet, ihre Thätigkeit wird ihr dadurch leichter gemacht.

Man muss ausserdem darauf Bedacht nehmen, dass das Pferd auf der Stelle ganz ruhig bleibt; denn diesmal verlangen wir von ihm zwei Tempo's kurz hintereinander. Ein einziges Tempo hätte als Schulbewegung keinen Zweck und würde für's Pferd keinerlei Belehrung enthalten.

Zunächst vollführe man einen ganz leichten Druck mit dem rechten Schenkel; alsbald wird das Pferd sein rechtes Hinterbein heben, als ob es einen Tritt nach links machen wollte. Sobald dieses sich aber dem linken Hinterbein nähert, wird es – bevor es zur Erde kommt – durch einen Druck des linken Schenkels auf seinen Platz zurückgebracht, wodurch gleichzeitig das linke Hinterbein, auf dem Wege zum rechten Hinterbein, sich erhebt, als ob es einen Tritt nach rechts machen wollte.

Erfasst der Reiter diesen Moment, in welchem das Pferd sein rechtes Hinterbein fussen lassen will, nicht sofort, so wird letzteres eben die Erde berühren, ohne dass der Reiter im Stande gewesen wäre, es vermittelst Eingriffs seines linken Schenkels nach rechts zurückzutreiben,

Hierdurch ist es dann bedingt, dass das rechte Hinterbein dicht neben dem linken zu stehen kommt, nur dass nicht soviel Spreitzung gewonnen wird, um auch nur eine kleine Balancer-Bewegung auszuführen.

Man muss sich mit diesen beiden ersten Tritten begnügen, bis das Pferd diese ganz gelassen zur Ausführung bringt, um sie ihm dann im entgegengesetzten Sinne abzuverlangen, d. h. von links nach rechts. Erst später wird man das Pferd vier Tritte und so steigernd eine grössere Anzahl machen lassen.

Ich empfehle dem Stallmeister, auf eine grosse Spreitzung nicht früher zu bestehen, als bis das Balancer äusserst regulirt ist. Um die grösstmöglichste Spreitzung zu erzielen, lässt man hin und wieder die Sporen wirken, wodurch der Bewegung mehr Kraft verliehen wird.

Bei dem Balancer der Hinterhand hat das Pferd eine natürliche Neigung, den Kopf tief zu tragen.

Anfangs dulde ich das in gewissem Maasse, weil dadurch die Hinterhand entlastet wird. Aber sobald diese Arbeit richtig verstanden wird, verlange ich ganze Aufrichtung des Halses und diejenige Haltung, von der ein Schulpferd sich niemals lossagen darf. *)

Wenn man die Schenkel noch mehr herannimmt und den Sporn noch etwas bestimmter gebraucht, gelangt man spielend zum Piaffiren der Vorhand als Begleiterscheinung zum Balancer der Hinterhand.

Treibt man nun auch noch das Pferd in kleinen Tritten vorwärts, so erzielt man ein Balancer der Hinterhand in Verbindung mit der Passage der Vorhand.

Auf der Stelle nimmt sich diese Bewegung weniger vortheilhaft aus, als im Vorwärtsreiten: denn der Abschwung fehlt; auch ist es schwieriger, die Aufrichtung des Halses beizubehalten.

Endlich wird man, da eine gewisse Erhebung aller

*) Mit tiefer Kopfhaltung sieht das Pferd niemals vortheilhaft und gefällig aus; indessen nehmen alle mit der Peitsche dressirten Pferde diese fehlerhafte Haltung mit hoher Kruppe leicht an.

Das ist erklärlich: Schlägt man mit der Peitsche auf die Kruppe, so führt man dadurch gezwungenermaassen — man hat sie ja herausgefordert — ein Erheben dieses Körpertheils herbei.

Deshalb verwerfe ich den Gebrauch der Peitsche bei der Arbeit der hohen Schule.

Die mit Hülfe der Peitsche abgerichteten — ich kann nicht sagen dressirten — Pferde sind immer hässlich und schlecht in's Gleichgewicht gesetzt. Da sie den Hals nur in gleicher Höhe mit dem Widerrüst und die Kruppe hoch haben, sind sie gewissermaassen mit der Vorhand (eingegraben) in der Erde und folglich in einer Stellung, welche derjenigen des Schulpferdes stricte zuwiderläuft, (siehe Tafel XXX) welches beständig mit Aufrichtung und mit biegsamen Sprunggelenken unter dem Schwerpunkt — sich tragen soll. J. Fillis.

vier Beine erzielt werden soll, vermeiden müssen, vom Pferdegewicht mehr nach vorn zu verlegen, als nach hinten; man wird, im Gegentheil, bemüht sein müssen, das Gleichgewicht peinlich aufrecht zu erhalten.*)

VIII.

Der Spanische Trab
(Trot espagnol).

Von allen künstlichen Gängen ist der Spanische Trab der leichteste und augenfälligste. Da das Pferd bereits den Spanischen Tritt bis zur Vollkommenheit erlernt hat, giebt es kaum etwas Einfacheres, als diesen in Trab zu übertragen. Vermehrte Hülfen allein genügen schon, um dem Pferde grössere Energie zu geben. Man setze zunächst das Pferd zum Spanischen Tritt in Gang und wenn man dann einige Tritte gemacht hat, muss man in demjenigen Moment den Sporn kräftiger fühlen lassen, in welchem das Pferd sein Vorderbein erhebt.

Ich habe nie ein Pferd besessen, welches lange gezögert hätte, diese Gangart anzunehmen. Ich begnüge mich – wie gesagt – aber auch zu Anfang jeder neuen Arbeit mit Wenigem. Nehmen wir z. B. an, dass ich, in dem Augenblick, als das rechte Bein sich streckt, mit dem Sporn von links nachdrücklich eingreife, so macht das Pferd einen kleinen Sprung nach vorwärts: Das wäre das erste Tempo. Ich begnüge mich damit, liebkose mein Pferd und fange wieder von vorn an.

*) Ich glaube mit „Amour", einem Vollblutpferde, im Jahre 1880 zu Paris der Erste gewesen zu sein, der das Balancer der Hinterhand mit gleichzeitiger Passage der Vorhand ausgeführt hat
J. Fillis.

PLANCHE XXIV

Fig. 1.

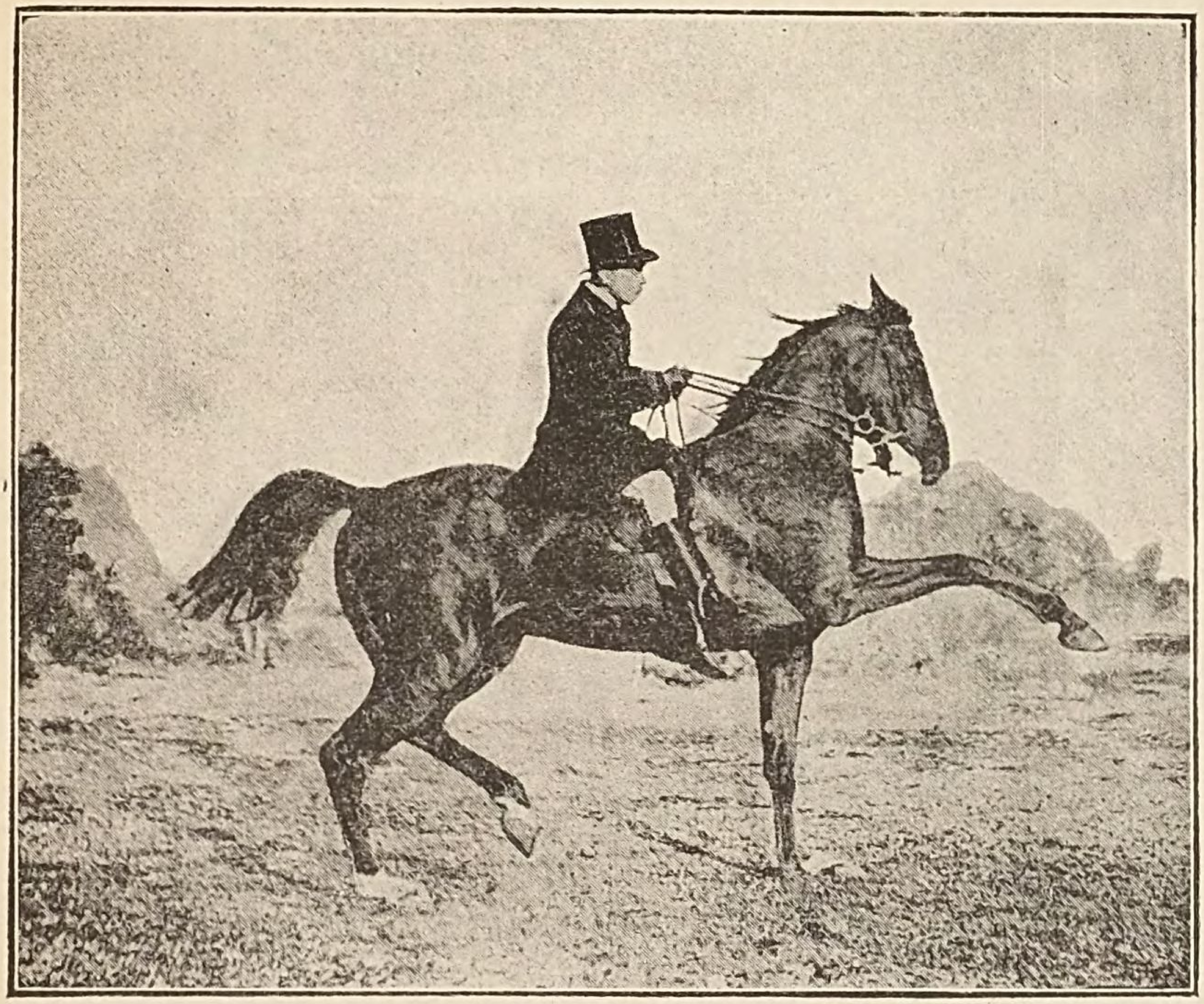
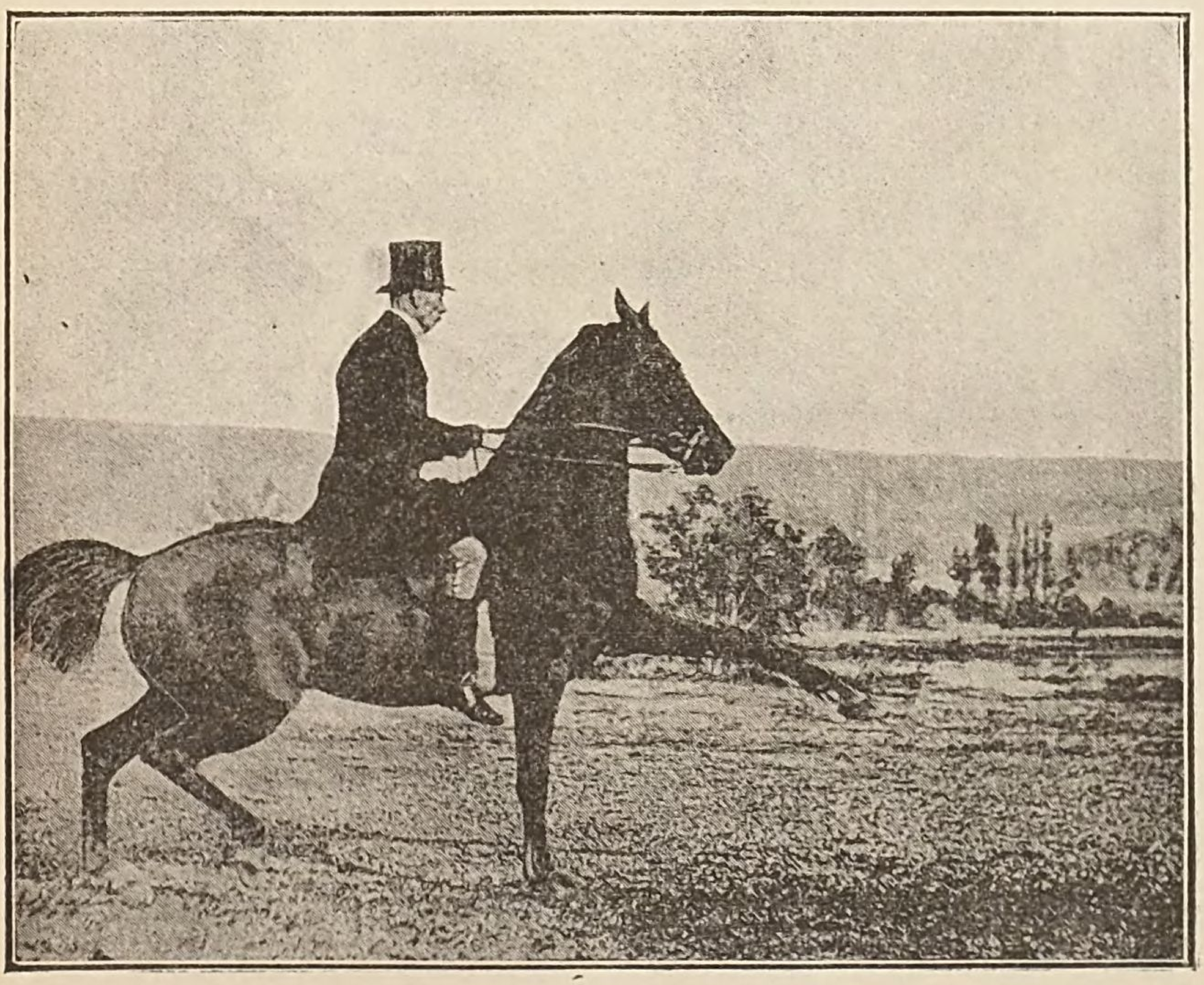


Fig. 2.



Bin ich zu meinem ersten Tempo vorgedrungen, so verlange ich nicht etwa deren zwei, sondern verlange nun wieder von dem linken Vorderbein das, was ich vorher vom rechten machen liess. Habe ich von meinem Pferde einen einzigen Trabtritt auf jedem Bein erreicht, so verlange ich alsdann von ihm deren zwei, aber nur dann, wenn jedes einzelne Tempo tadellos in Bezug auf Länge und Höhe war und mit Leichtigkeit ausgeführt wurde.

Sollte ein Bein weniger flink als das andere sein, was fast immer geschieht, so bearbeite ich einzig und allein dieses: Es ist dies das beste Mittel, dem Gedächtniss des Pferdes zu Hülfe zu kommen und um ihm – vermittelst der Sporen – begreiflich zu machen, dass es dieses Bein zu nachlässig gebraucht.

Ist die Beinthätigkeit in Uebereinstimmung gebracht, dann ziehe ich beide Tempo's in Eins zusammen; erst dann verlange ich vier, aber nicht mehr während längerer Zeit, und dieses auch dann nicht einmal, wenn das Pferd aus sich selbst versuchen sollte, deren mehr zu machen.

Es ist viel besser, sich mit vier gut durchgeführten Tempo's zu begnügen, als unmittelbar darauf schon eine grössere Anzahl erzielen zu wollen, die in Bezug auf Güte zweifelhafter Natur sein würden.

Es liegt in der Natur des Spanischen Trab's, dass das Pferd eine grössere Energie entwickeln muss.*)

*) Siehe Tafel XXIV, Fig. 1. „Makir“ (Vollblut vom Cyrus, anglo-arabisch Vollblut — aus der Thérésine, Vollblut) im Spanischen Trabe, rechte Diagonale in der Luft, vollständig in die Hand gestellt, Kopf vor der Senkrechten, losgelassene Kinnladen. Auf derselben Tafel, Fig. 2. „Germinal“ im Spanischen Trabe, linke Diagonale in der Luft. Niemals würde die Peitsche eine Bein-

Man soll es damit aber nicht zu weit treiben; denn wollte man in wenig Zeit zwanzig oder dreissig Tempo's erzielen, so kann man sicher sein, dass die letzten nicht so vorzüglich ausfallen würden, als die ersten. Die Folge davon würde sein, dass das Pferd die üble Gewohnheit annähme, seine Vorderbeine nicht mit der sonstigen Energie zu strecken.

Wenn man sich aber — im Gegentheil — mit Wenigem zu begnügen versteht, dann kann man auch verlangen, das die Anforderung mit einer, unserer Bescheidenheit entsprechenden Energie ausgeführt wird.

Man muss abwarten, bis das Pferd den Spanischen Trab ohne jede Anstrengung vollführen kann, bevor man von ihm verlangt, denselben längere Zeit hintereinander auszuführen. Wenn dem Pferde diese Gangart geläufig geworden ist, wird es dabei auch keinerlei Ermattung verspüren, und man kann dieselbe von ihm zwei oder drei Mal in der Bahn herum — fordern. Darüber gehe man aber nie hinaus.

Ich habe schon erwähnt, das man dem Pferde während der Dressur zu keiner Bewegung den ersten Anstoss einräumen darf. Erlaubt man ihm das, so würde es bald Missbrauch damit treiben und die Aufforderung dazu — nicht erst abwarten. Es würde

streckung wie diese auf den beiden Photographieen dargestellten — hervorbringen können. Das ist einzig und allein das Verdienst des Sporns.

Man wolle bemerken, wie in beiden Fällen das in der Luft befindliche Sprunggelenk im Begriff steht, sich unter den Schwerpunkt zu schieben. Darin liegt das ganze Geheimniss für die Aufrichtung der Vorhand. Hier sieht man bei aller Energie des Abschwungs das gute Gleichgewicht. Der Verbrauch an Energie, wie er sich in Fig. 1. darstellt, ist so gross, dass die Fesselköpfe fest die Erde berühren. J. Fillis.

geläufig das ausführen, was ihm leicht fällt oder Spass macht, aber nicht das, was dem Reiter zu thun gefällt.

Angenommen, der Reiter verlangt Beinwechsel im Galopp, so wird das Pferd sehr oft dessen Hülfen zuvorkommen. Liesse man das geschehen, so erreichte man ein regelrechtes Changement niemals, weil das Pferd es ganz nach seinem Belieben einrichtete, ohne dass es dem Reiter möglich würde, verbessernd einzugreifen.

Wenn das Pferd zu einer ihm gelehrten Bewegung die Initiative ergreifen sollte, so muss man es strafen, aber – wohlverstanden – nur gelinde strafen. Zügelte man diese Initiative nicht, so würde das Pferd nicht säumen, sie zu missbrauchen, und die Autorität des Reiters wäre verloren. Wenn ich sage, dass die Strafe in diesem Falle niemals sehr hart sein darf, so sage ich das, weil doch das Pferd – indem es zu einer erlernten Bewegung die Initiative ergriff – damit den Beweis seines guten Willens giebt. Nichtsdestoweniger darf man – ich wiederhole es – Derartiges nicht dulden. Jedes Mal, wenn das Pferd aus sich selbst heraus eine Bewegung ausführt, muss man es in diejenige Stellung zurückbringen, die es vorher inne hatte, und es darin lassen, bis es – ohne ein Herausgehen zu versuchen – freiwillig darin verharrt.

Ich habe oft Pferde, denen man den Spanischen Schritt gelehrt hatte, gesehen, die sich später dieses Schrittes als Vertheidigungsmittel bedienten. Auf Alles, was man von ihnen verlangte, erwiderten sie alsbald mit Ausstrecken des einen oder anderen Vorderbeins auf der Stelle. Das kommt davon, wenn man ihnen die Kunstfertigkeiten zu früh beigebracht hat. Erst muss man dahin kommen, dass das Pferd eine grosse

Durchlässigkeit gewinnt und in allen natürlichen Gängen von einem tadellosen Gehorsam beseelt ist.

Junge Stallmeister wollen gewöhnlich zu schnell vorgehen, sie freuen sich schon, das Pferd ein Bein ausstrecken zu sehen, und sobald es dies thut – selbst aus eigenem Antrieb – beloben sie es und wundern sich dann später, wenn sie ganz etwas Anderes verlangen, dass sie nicht damit durchdringen.

Es ist sehr erklärlich, dass das Pferd sich des Spanischen Trittes als Vertheidigungsmittel bedient, wenn die weiter vorgeschrittene Dressur lückenhaft gewesen ist. Fordert man doch gerade bei der Anleitung zu dieser Bewegung vom Pferde, den Spornstich hinzunehmen, ohne von der Stelle zu gehen. Darin liegt die Gefahr für die ganze Dressur; denn, wenn das Pferd nicht gleich zuerst daran gewöhnt wurde, auf die Spornhülfen frei vorwärts zu gehen, so wird es nun ein Bein ausstrecken, oder sich auf den Sporn zusammenziehen. Bevor man also das Pferd anleitet, den Sporn hinzunehmen, ohne sich von der Stelle zu rühren, muss man immer zuerst sicher sein, dass es auf den Sporn vorwärts geht, wenn man dies will.

Es kommt übrigens oft vor, und zwar aus Schlaffheit, dass das Pferd sich einer erlernten und ihm geläufigen anderen Uebung zur Vertheidigung bedient; es wird sich aber nie einer solchen bedienen, die viel Energie erfordert. Man muss das Pferd also – wie schon gesagt – selbstverständlich in die ursprüngliche Stellung zurücknehmen und verhindern, dass es unaufgefordert aus dieser heraustritt.*)

*) Wenn aber ein Pferd, welches eine Uebung oft und schnell gut ausführt, sich eines guten Tages plötzlich in den Kopf setzt, nicht mehr gehorchen zu wollen, so muss man sehr energisch vor-

Mehr noch: Das Pferd soll sich während der ganzen Dauer der Unterrichtsstunde so ausschliesslich mit seinem Reiter beschäftigen, dass es alles Andere um sich her unbeachtet lässt. Desgleichen muss aber auch der Reiter alle Nebendinge, welche sich nicht auf das Pferd beziehen, aus seinen Gedanken verbannen.

Der Mensch muss sich, so zu sagen, des ganzen Thieres bemächtigen und es so aufmerksam auf seine Anforderungen erhalten, dass es an gar keine anderen Dinge denken kann, als an diejenigen, welche man gerade von ihm verlangt. Was mich betrifft, so bemächtige ich mich des Pferdes derartig, das es sich nur mit dem einen Gedanken trägt: „Was wird er denn nun von dir verlangen?“

Es giebt gewisse Autoren, welche sagen: „Das kostet so und so viel Zeit, um das zu erreichen und so und so viel um jenes; nach Verlauf von so viel Unterrichtsstunden muss man schon das oder das erzielen können“ und dergl. mehr. Das ist ein grober

gehen und muss es mit allen erdenklichen Mitteln zum Gehorsam zurückführen. Ich empfehle sogar, niemals nachzugeben, denn sonst würde das Pferd schnell lernen, dass es sich nur zu sträuben brauche, um Herr über den Reiter zu werden und als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Nichtsdestoweniger soll der Reiter immer seine Kaltblütigkeit bewahren, niemals heftig werden, oder diesem Gefühl doch nur so weit nachgeben, als gerade nöthig ist, um die Energie zu bewahren und um die Gefahren des Kampfes zu vergessen. Durch diese Art Fehler entwöhnt sich ein selbst schon dressirtes Pferd und verliert an Werth, wenn es nicht in Zucht gehalten wird. Der geringste Fehler, den man ihm heute durchlässt, verschlimmert sich schon morgen, wird zur fehlerhaften Angewohnheit und kann später nur um den Preis energischen Kampfes beseitigt werden. Ein dressirtes Pferd ist keine Maschine die man nur in Gang zu setzen braucht, ist vielmehr ein lebendes Wesen, welches sich unaufhörlich den Hülfen des Reiters zu entziehen sucht, und welches man deshalb ununterbrochen mit scharfen Correctionsmitteln bei der Arbeit halten muss. J. Fillis.

Irrthum. Man weiss niemals im Voraus, wie viel Zeit man wird anwenden müssen, um dahin zu gelangen, die oder die Arbeit tadellos ausführen zu lassen.

Es giebt Pferde, welche die oder die Biegsamkeit, die oder die Bewegung sehr viel schneller lernen, als andere, welche das sehr viel schwerer erfassen. Und umgekehrt, erstere zeigen sich oft widerspenstig, wenn es sich darum handelt, diese Bewegungen zu erlernen, welche letztere sofort begreifen. Daraus ergiebt sich, dass man den besonderen Fähigkeiten jedes Pferdes vollauf Rechnung tragen und sich dadurch nicht entmuthigen lassen soll, dass man in dem hier angegebenen Zeitabschnitt ein nennenswerthes Resultat nicht erzielt. Gegen diese Muthlosigkeit kämpfe ich besonders an.

So habe ich unter anderen solche Pferde besessen, welche den Spanischen Schritt in acht Tagen erlernten, während es mich drei Monate der Arbeit und Anstrengung kostete, ihn anderen beizubringen, obgleich ich mich in beiden Fällen ganz gleichmässig benahm.

Mit einzelnen Pferden, welche leicht und wohlgebaut waren, habe ich zum Beispiel das Abchangiren im Galopp fast immer sofort erreicht, während ich bei der grösseren Mehrzahl, um sie dies ordnungsmässig ausführen zu lassen, sechs Monate brauchte. So ist es mit Allem in der Reitkunst.

IX.

Schulter herein im Galopp*) (Renvers-Galopp)

(L'épaule en dedans au galop).

Ich habe die halben Volten im Galopp – schon gelegentlich der Besprechung der einfachen Reitkunst

*) Das ist also thatsächlich unser Renvers-Galopp und will ich — um Irrthümer zu vermeiden — hinfort den Ausdruck —

PLANCHE XXV

Fig. 1.

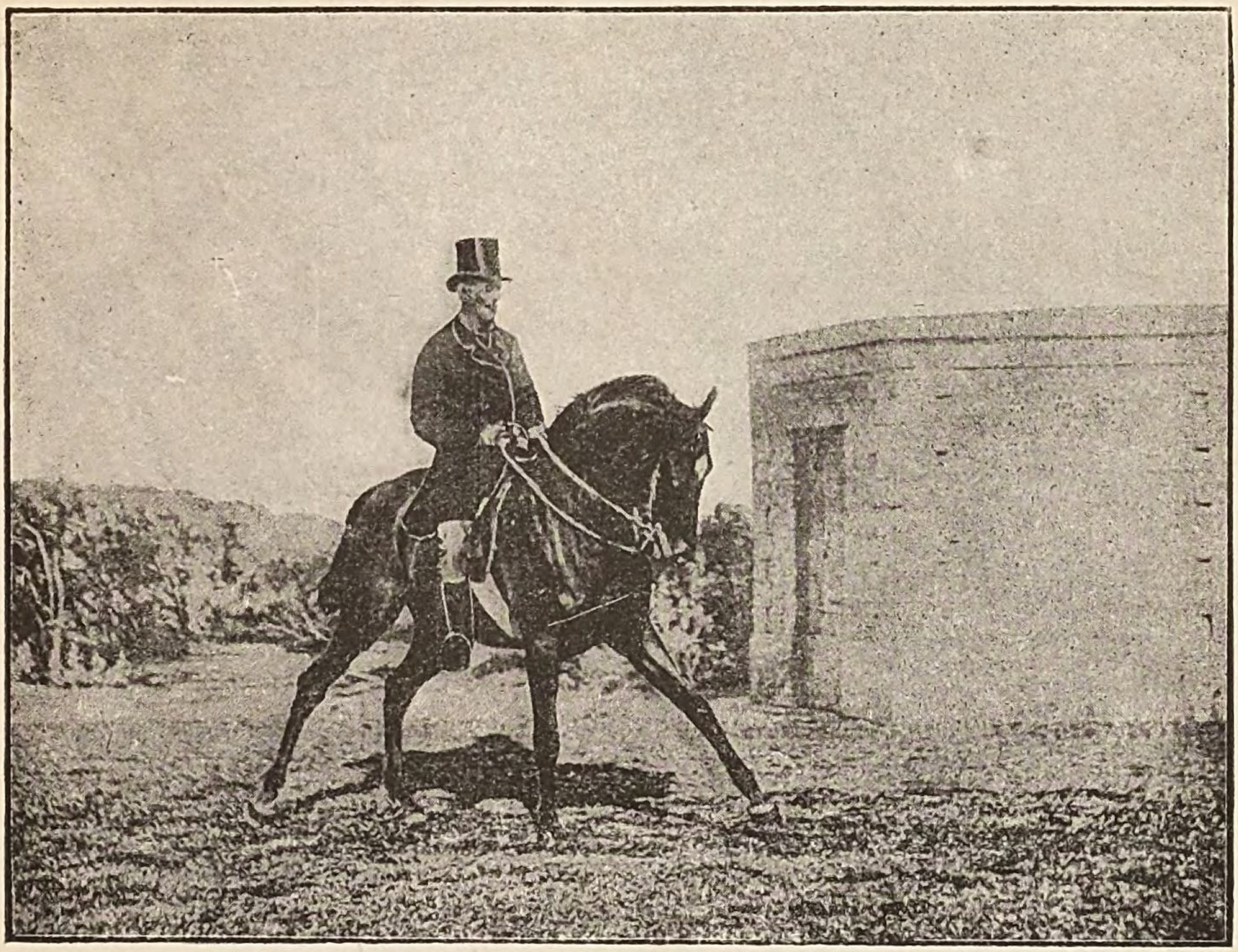
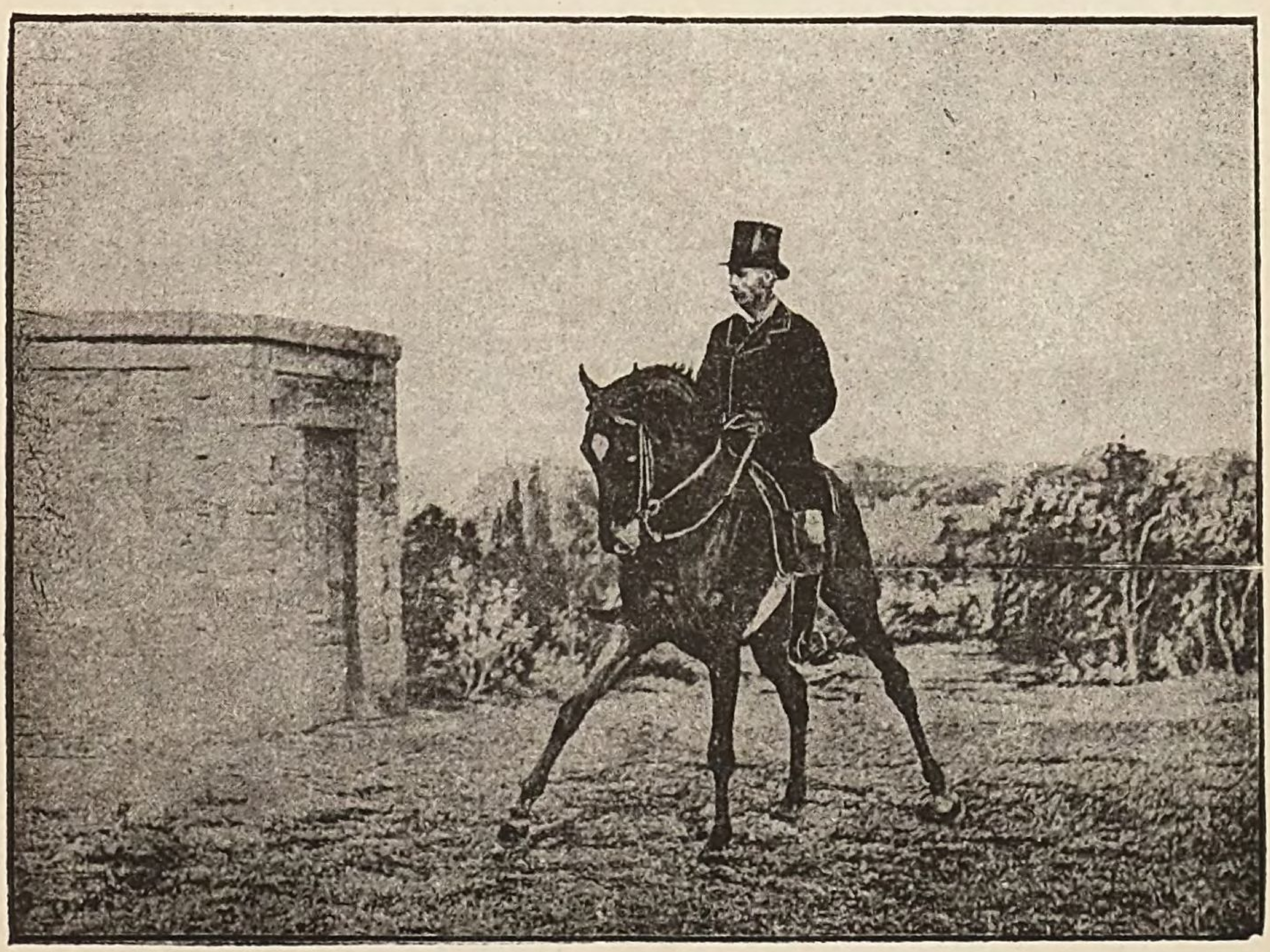


Fig. 2.



eingeflochten, weil diese schon beim Spazierenreiten und bei den mehr oder weniger correct ausgeführten Galoppsprüngen auf zwei Hufschlägen – nöthig werden können, um sich – selbst im Galopp – zu rangiren. Ich lasse mich jetzt über die Lehren des Galopps in der hohen Schule aus:

Sobald das Pferd die halben Volten im Galopp – richtig ausführt, suche ich zu der Renvers-Arbeit mit den Schultern von der Bande abzukommen, bleibe dabei aber immer im Galopp. Hierzu ist das Pferd übrigens durch die Arbeit auf zwei Hufschlägen im Schulschritt und noch mehr durch die halben Volten im Galopp wunderschön vorbereitet.

Auf der rechten Hand mich befindend und noch während einiger Galoppsprünge auf diesem Hufschlag mich haltend, lasse ich mein Pferd links anspringen; darauf nehme ich meine Fäuste nach rechts, um die Schultern von der Bande abzubringen, aber nur sehr wenig, etwa einen Meter. Gleichzeitig tritt mein rechter Schenkel auf's Kräftigste in Wirkung, um die Hinterhand von rechts nach links zu bringen, während der linke Schenkel die Hinterhand, welche ihm vom rechten soeben zugeschickt wurde, so zu sagen in Empfang nimmt und den Schwung zur Hand weiter giebt. Es ist thatsächlich der linke Schenkel, welcher das Pferd

Renvers — gegebenen Falles gebrauchen. Ich bemerke hier nochmals, dass das, was der Herr Verfasser mit *„épaule en dedans"* (Schulter herein) bezeichnet, immer unserem Renvers, das was er mit *„épaule au mur"* (Schulter heraus) bezeichnet, immer unserem Travers — entspricht.

Das, was wir unter „Schulter herein", oder unter „Contra-Schulter herein" verstehen und reiten, reitet der Herr Verfasser überhaupt nicht, macht es deshalb auch in seinem Werk nicht zum Gegenstand der Besprechung. v. Z. O.

vortreibt und es so verhindert, hinter den Zügel zu kriechen. Auch wiederum der linke Schenkel ist es, der die Gangart regelt und es verhindert, dass das Pferd nach links ausweicht; denn, wenn die schnell ausgeführte Seitwärtsbewegung – sei es im Schritt, Trab oder Galopp – durch nichts aufgehalten würde, so nähme zum Nachtheil das Pferd selbst die Regelung dieser Gangart in die Hand und ginge noch mehr seitwärts, um der hohen Versammlung zu entgehen, d. h. es würde nicht auf zwei Hufschlägen gehen. Daher also, damit diese Bewegung gut geregelt erscheint, und damit in allen Gangarten das Tempo durch den Reiter bestimmt werden kann, muss dieser die Schenkel immer in Bereitschaft haben, auf dass das Pferd in der Hand bleibt und genöthigt ist, vorwärts zu gehen.*)

*) Siehe die Photogravuren auf Tafel XXV und XXVI.

Tafel XXV Fig. 1. „Germinal" im Renvers-Galopp, von rechts nach links gehend. Dies ist das zweite Tempo des Galopps. Die rechte Diagonale ist im Stütz, das rechte Sprunggelenk ist im Begriff, sich abzuschwingen, und das linke Vorderbein hat noch nicht gefusst.

Dieselbe Tafel, Fig. 2. „Germinal" im Renvers-Galopp, von links nach rechts gehend. Die linke Diagonale ruht.

Tafel XXVI. „Germinal" im Renvers-Galopp, von links nach rechts, vollständig in hoher Versammlung gehend. Man wird bemerken, dass das Pferd natürlich nicht so viel Terrain gewinnt, man wird besonders bemerken, dass der Galopp in hoher Versammlung vier Tempos markirt: Linkes Hinterbein, rechtes Hinterbein, linkes Vorderbein, rechtes Vorderbein.

In Tafel XXVI wird das rechte Hinterbein erst nach dem linken Hinterbein zur Erde gebracht, und das linke Vorderbein, welches in demselben Augenblick als das rechte Hinterbein (um das dritte Tempo bei linker ruhender Diagonale auszuführen) hätte niedergesetzt werden müssen — hat noch nicht gefusst. Der Galopp hat also seine vier Tempos. Es ist zu beachten, dass es einen Moment giebt, wo das rechte Hinterbein und das linke

PLANCHE XXVI



Ich sagte, dass ich, um die Schultern von der Bande abzustellen, die Hände nach rechts brächte: es ist jedoch nur der Druck des linken Zügels am Pferdehalse, welcher die Schultern nach rechts herein schiebt. Kaum, dass diese aber die Bande verlassen haben, muss schon der Druck des linken Zügels von links nach rechts sofort aufhören, oder man liefe Gefahr *(sous peine)*, die Schultern dadurch zu verhalten. Man muss also sogleich wieder die Hände nach links nehmen, wobei der linke Zügel direct nach dieser Seite zieht, und der rechte seinerseits einen (schiebenden) Druck auf den Hals ausübt, um die Schultern wieder von rechts nach links zu treiben. Das ist also eine Wirkung der linken Diagonale. Indem der linke Zügel die Vorderhand ganz leicht nach links*) zieht, verhindert er die Hinterhand der Vorhand zuvor zu kommen. Bei (den Seitengängen auf) zwei Hufschlägen und besonders bei den halben Volten ist die Hinterhand immer geneigt, den Schultern zuvor zu kommen, und das ist ein

Vorderbein (welche zusammen die linke Diagonale abgeben) gleichzeitig im Stützpunkt sind; was aber trotzdem die vier Tempos ausmacht, ist, dass das rechte Hinterbein um ganz wenig dem Stützen des linken Vorderbeins vorausgeht. J. Fillis.

*) Längere Zeit hindurch habe auch ich, wie alle Stallmeister seit Baucher's Erscheinen, den Pferdehals nach derjenigen Seite hin gebogen, wohin das Pferd tritt. Ich habe eingesehen, dass dies ein Fehler war, denn nichts ist geeigneter, den Schwung aufzuheben. Ich beschränke mich darauf, nur den Kopf des Pferdes ganz wenig nach derjenigen Seite zu stellen, wohin es tritt, und gestatte dem Halse eine nur ganz geringe Biegung. Der der Marschrichtung entgegengesetzte Zügel darf also, um die Vorhand vorzuschieben, seine volle Wirkung ausüben, kann das Pferd auf gerader Linie halten und kann in Verbindung mit dem andern Zügel und Schenkel das Maximum des Schwunges sichern.

J. Fillis.

Fehler, den man auf's Sorgfältigste zurückdrängen muss; denn in dem Augenblick, als die Hinterhand der Vorhand auf der schrägen Linie voraus kommt, ist das Pferd schon hinter dem Zügel.

Nun lasse ich dieselbe Renvers-Arbeit im Galopp von links nach rechts folgen.*)

X.

Pirouettiren im Galopp
(Pirouettes au galop).

Beim Pirouettiren im Galopp sollen die Hinterbeine des Pferdes, so zu sagen, den Galopp auf der Stelle markiren, indem sie sich fast auf ein und demselben Platze heben und senken und dabei drehen, damit die Hinterhand mit den Schultern, welche einen Zirkel um den Schwerpunkt beschreiben, in gerader Linie bleibt. Niemals darf das Pferd – wie es wohl andere Autoren verlangen – auf einem seiner hinteren Gliedmaassen längere Zeit ruhen, denn in diesem Falle würde es aufhören, zu galoppiren.

Bevor man das Pirouettiren im Galopp verlangt, muss man es dem hochversammelten Pferde im Schritt lehren.

Dazu stelle ich mein Pferd mitten in die Bahn. Wenn ich pirouettiren will, so dass sich die Schultern um die Kruppe von links nach rechts drehen, bringe ich die Zügel nach rechts; während der rechte Zügel

*) Von dem „Schulter heraus"[1]) spreche ich hier garnicht; denn ich halte diese Arbeit für eine schlechte Uebung. Wird das Pferd doch ohnehin schon durch die Bande geleitet, so dass es der Reiter gar nicht mehr zu dirigiren braucht. J. Fillis.

[1]) Also unserm Travers. v. Z. O.

den Kopf nach rechts zieht, schiebt der linke Zügel Hals und Schultern gleichermaassen nach rechts, beide Schenkel halten gut gegen: der linke Schenkel liegt etwas weiter nach hinten, um die Kruppe fest zu halten und um das Ausfallen derselben zu verhüten, während der rechte Schenkel das Pferd auf die Hand treibt, um ein Zurückkriechen zu hindern. Diese Arbeit erfordert viel feines Gefühl und eine leichte Hand. Wenn die Hände von links nach rechts mit Gewalt wirken wollten, so entstünde eine Querstellung der Schulter, wenn sie aber mit Gewalt von vorn nach hinten wirkte, so würde dies zum Zurückweichen führen.

Wenn das Pferd diese Arbeit verstanden hat, und sie mit Leichtigkeit im Schritt ausführt, so setze ich es auf einem etwas grössern Kreise *(plus grand périmètre)* in Galopp und verkleinere dann diesen – nicht etwa von vorn nach hinten – sondern, indem ich mit den Schultern nach vorn – seitwärts Terrain zu gewinnen suche. Mit den Schenkeln wirke ich vermehrt ein, um den Gang aufrecht zu erhalten. Die Hinterbeine müssen den Galopp, so zu sagen, auf der Stelle markiren, indem sie fast auf derselben Stelle dazu gehoben und wieder niedergesetzt werden; aber das Pferd darf sich, wie gesagt, im Drehen niemals auf einem seiner hinteren Gliedmaassen längere Zeit stützen. Das Pirouettiren soll so langsam, als möglich ausgeführt werden. Die grosse Schwierigkeit besteht eben darin, einen sehr langsamen Galopp zu erzielen, der nicht abstirbt. Zum Pirouettiren von rechts nach links bediene ich mich derselben Hülfen im umgekehrten Verhältniss.

Man kann auch im Galopp pirouettiren, indem sich die Kruppe um die Schultern dreht. Das ist eine ausgezeichnete Uebung im Schritt, sie aber im Galopp

auszuführen, lehre ich meinen Pferden niemals; denn die grosse Schwierigkeit bei jeder Arbeit liegt doch eben darin, die Schultern in der Vorwärtsbewegung zu belassen. Bei dieser Art des Pirouettirens lehrt man aber dem Pferde das Gegentheil, d. h. die Schultern auf der Stelle zu belassen, was ich in der Reitkunst für ein Unding halte. Ausserdem ist diese Bewegung geschmacklos; denn die Vorderbeine, welche kein Terrain gewinnen können, bleiben, indem sie auf dem Platz hin und her treten, steif.

Dagegen sind die Volten auf zwei Hufschlägen als hübsch und nützlich zu bezeichnen. Man erzielt diese vermittelst der selben Hülfen, welche man zum Pirouettiren anwendet, nur lässt man das Pferd, anstatt es auf der Stelle herumtreten zu lassen, einen etwas grösseren Zirkel beschreiben. Wenn man eine Volte anfängt, ist es schwer, den Durchmesser des zu beschreibenden Zirkels im Voraus zu bestimmen, und dennoch würde dies für den Reiter das einzige Mittel sein, um zu wissen, ob sein Pferd Alles richtig macht. Um sich hiervon Rechenschaft zu geben, genügt es, sich inmitten der Reitbahn einen Zirkel anzulegen. Folgt das Pferd dieser Zirkellinie genau, so ist es in guter Haltung und auch im Schwunge in gutem Gleichgewicht.

Wenn das Pferd im Galopp alle diese soeben beschriebenen Uebungen regelrecht ausführt, so kann man ihm auch alle nur denkbaren anderen Bewegungen im Galopp abverlangen. Ist es durch alle diese vorausgegangenen Uebungen geschmeidig und gehorsam gemacht, so wird das Pferd niemals anstehen, sich den Anforderungen des Reiters zu unterwerfen, vorausgesetzt, dass dieser geduldig bleibt und bestrebt ist, sich ihm verständlich zu machen.

XI.

Das Abchangiren im Galopp nach Tempo's
(Le changements de pied au temps).

Bei Besprechung des Promenadengalopps haben wir das Abchangiren von aussen nach innen und auf gerader Linie behandelt: nun wollen wir vom Abchangiren im Schulgalopp sprechen.

Erst, wenn das Abchangiren von aussen nach innen dem Pferde sehr leicht wird, verlange ich von ihm das Abchangiren von innen nach aussen. Ich bringe hierbei natürlich ein und dasselbe Verfahren in Anwendung. Dieses aber schon anfangs in den Ecken auszuführen, muss man sorgfältig vermeiden, da die äussere Seite des Pferdes während der Wendung den grösseren Weg zu machen hat, und weil dies wiederum eine viel energischere Einwirkung des gegenüberliegenden *) Schenkels erfordert, um zu verhüten, dass das Pferd sich quer *(de travers)* stellt und dass sich das ganze Körpergewicht nach vorwärts auf die Hand wirft. Man soll erst dann das Abchangiren von innen nach aussen, in den Ecken der Reitbahn verlangen, wenn man es auf gerader Linie **) mit sehr grosser Leichtigkeit erzielt hat.

*) Unter „gegenüberliegendem" Schenkel verstehe ich den, welcher demjenigen gegenüberliegt, der das Abchangiren bewirkt. Ich bin z. B. auf der rechten Hand und mein Pferd war im Rechtsgalopp, dann nehme ich den rechten Schenkel heran, um abzuchangiren, und den linken Schenkel, um das Pferd geradeaus zu halten; würde ich das Pferd mit dem linken Schenkel nicht in Empfang nehmen, so würde die Kruppe unvermeidlich gegen die Bande hin ausweichen. J. Fillis.

**) Es bleibt immer sehr schwer, in der Wendung ein correctes Abchangiren auszuführen. J. Filles.

Ich verlange niemals Travers-Galopp*) *(L'épaule au mur au galop)*, bevor ich nicht das Abchangiren in der Luft – das ist das Abchangiren ohne Ruhepause – erzielt habe; denn, wenn man das Abchangiren von aussen nach innen verlangt, wird das Pferd fast immer versuchen, seine Hinterhand ebenso nach innen zu werfen, wie es das beim Travers thut, weil die Hülfen sich gleichen. Nähme nämlich der innere Schenkel die ihm vom äussern Schenkel überkommene Aufforderung zum Abchangiren nicht sofort auf, so würde das Pferd nothgedrungen in die Querstellung gerathen. Unter diesen Umständen würde das Abchangiren weder gut regulirt, noch gut ausgeführt werden. Da man aber bei Beginn dieser Uebung immer zwei oder drei Galoppsprünge nöthig hat, um das Pferd wieder gerade zu stellen, so wäre das Abchangiren mit kurzen Zwischenpausen zunächst ganz unmöglich.

Nach aussen hin ist das Uebel weniger gross, denn die Bande verhindert es, dass die Hinterhand zu viel nach dort hin ausweicht.

Erst wenn das Abchangiren auf beiden Beinen rechter und linker Hand und besonders in den Ecken der Reitbahn gleichmässig correct ausgeführt wird, beginne ich damit, es in bestimmten Zwischenräumen ausführen zu lassen *(regler)*, was unmöglich zu erreichen ist, wenn man sich vorher nicht versichert hat, dass

*) Ich habe schon weiter oben auseinandergesetzt, dass ich das „*épaule au mur*“ — um mich richtig auszudrücken — in dem Sinne niemals machte, als ich mir versagen musste, mein Pferd durch die Bande geleitet zu sehen. Ich bediene mich des Ausdrucks „*épaule au mur*“, weil er gebräuchlich ist; da ich diese Arbeit aber weit ab von der Bande in den Volten ausgeführt habe, würde es richtiger sein, sie „*épaule en dehors*“ zu nennen.
J. Fillis.

das Pferd jedes Mal auch wirklich changirt, sobald man es dazu auffordert.

Zunächst begnüge ich mich damit, vom Pferde nach je acht bis zehn Galoppsprüngen ein einmaliges Abchangiren auf jedem Beine zu erreichen. Sollte das Pferd sich dabei erregen, so muss man anhalten und dann wieder anspringen. Um mit seinem Pferde ganz eins zu sein, muss man die Galoppsprünge zählen; z. B.: ich bin auf der rechten Hand im Rechtsgalopp und zähle: eins! zwei! drei! vier! fünf! sechs! Jede Zahl markirt einen Galoppsprung. Beim sechsten changire ich ab und lasse die selbe Uebung im Linksgalopp ausführen. Wenn das Pferd beide, von ihm verlangte Changements gut macht, halte ich es an und liebkose es. Dann beginne ich auf's Neue, verlange aber nur ein einziges Changement (zum sechsten Galoppsprung v. Z. O.) auf jedem Bein.

Nach Verlauf einiger Tage, wenn ich fühle, dass das Pferd diese Arbeit willig *(franchement)* vollführt, höre ich nicht beim sechsten Sprung auf, sondern bleibe dabei, bis es vier- bis sechsmal beim sechsten Sprung changirt hat. So lange das Pferd diese Arbeit mit Ruhe hinnimmt, verlange ich dieses selbe Changement nach und nach einmal öfter bei jedem sechsten Galoppsprung, oder -- wie gesagt -- bei jedem sechsten Tempo. Es ist selbstverständlich, dass dies nicht im Uebermaass geschehen darf.

Sollte sich das Pferd dabei erregen, so halte ich an, lobe es aber nicht, denn sonst könnte es glauben, dass ich es zu dieser Erregung ermuntern wolle. Ich reite Schritt, stelle mir das Pferd in die Hand, fange dann von vorn an und beendige die Uebung nicht früher, als bis es die Changements in aller Ruhe annimmt.

Die Klippe, woran die Changements oft leicht scheitern, liegt einzig und allein in den vorbereitenden Hülfen, welche von den Reitern zur Erreichung des Zweckes für gewöhnlich gegeben werden. Ich spreche – wohl verstanden – nicht von der Gesammtvorbereitung des Pferdes, welche natürlich unerlässlich ist, sondern ich spreche einfach von der speciell vorbereitenden Hülfe des Reiters, welche er genau kurz vor dem Moment giebt, in welchem er das Changement gemacht wissen will. Es ist äusserst wichtig, dass er während derjenigen Galoppsprünge, in welchen das Pferd nicht changiren soll, recht still sitzt. So darf er während der ersten fünf Galoppsprünge nicht die leiseste Bewegung machen. Erst zum sechsten Galoppsprung darf er seine Hülfen wechseln, dann aber auf einmal und mit grosser Entschiedenheit. Wenn man schon beim vierten oder fünften Tempo das Changement vorbereiten wollte, würde man sicherlich einen falschen Weg einschlagen; denn das, auf die Reiterhülfen schon sehr empfindliche und auf die Aufforderungen sehr aufmerksame Pferd würde durch die Einwirkung der vorbereitenden Hülfen verwirrt werden; rührt man die Zügel, so ist es die Vorhand, ändert man im Gebrauch des Schenkels etwas, so ist es die Hinterhand, die sich veruneinigt. Weil aber keine Einhelligkeit zwischen den Hülfen herrscht, wird das Pferd das Changement nicht ausführen.

Oft misst man dem Pferde, welches verwirrt wird, die Schuld bei. Man thut unrecht daran; denn es ist fast immer der Reiter, der es dazu veranlasst, weil er sich bis zu dem entscheidenden Augenblick nicht ruhig verhält.

Es kommt auch vor, dass das Pferd – im Glauben, es recht gut zu machen – die Aufforderung des Reiters

nicht erst abwartet. Es kommt unserem Wunsch, oder dem, was es für unsern Wunsch hält, zuvor, deshalb dürfte man eigentlich dem Reiter nicht zu sehr einschärfen, während der ersten fünf Galoppsprünge in absoluter Ruhe zu verharren.

Es kommt bei allen Pferden vor, dass sie, sobald ihnen das Changiren leicht fällt, dieses selbstständig ausführen, ohne hierzu auch nur im Geringsten aufgefordert zu sein.

In diesem Falle muss man das Pferd strafen, denn, wenn man ihm erlaubt, den ersten Anstoss zu einer beabsichtigten Bewegung selbstständig geben zu dürfen, so kann man keine Regelmässigkeit im Changement erzielen.

Wenn ich sage, man müsse strafen, so meine ich damit, dass man den Fehler zurückdrängen soll. Angenommen, das Pferd wäre im Rechtsgalopp und changirte früher, als man das verlangt, so muss man einfach mit dem linken Sporn kräftiger als gewöhnlich eingreifen, um es zu veranlassen, im Rechtsgalopp zu bleiben. Dasselbe würde man natürlich mit dem rechten Sporn machen, wenn das Pferd aus dem Linksgalopp (unaufgefordert v. Z. O.) abchangirt hätte. Ist der Fehler in der von mir angedeuteten Weise ausgeglichen, so verlange man das Changement in der Luft nicht so bald wieder, und nicht in derselben Unterrichtsstunde: das könnte in der Auffassung des Pferdes zum Irrthum führen. Vielmehr lasse man das Pferd zwar anspringen, bleibe aber längere Zeit auf dem selben Fuss.

Hat man den selben Fehler mehrere Male unterdrückt, und das Thier jedes Mal dafür belobt, dass es nur aufgefordert abchangirt, so wird es schnell verstehen lernen, dass es unaufgefordert nichts thun darf. Aber

ich wiederhole es, man nehme nur dann das Changement vor, wenn man vorher nicht gezwungen war, zu strafen. Es ist besser, zum Zweck der Beseitigung des Fehlers mehrere Unterrichtsstunden zu opfern. Das Pferd lernt besser verstehen, wird ruhiger und wird um so schnellere Fortschritte machen.

Erst, wenn das Pferd gut versteht, dass es meine Aufforderung abzuwarten hat, lass ich es in kürzeren Zwischenräumen abchangiren. Anstatt mit dem sechsten changire ich schon mit dem vierten Sprung, indem ich immer wieder dieselben Hülfen anwende. Das erste Mal begnüge ich mich, wenn das Pferd dies auf jedem Bein einmal richtig macht; dann verlange ich es in den folgenden Tagen nach und nach öfter.

Man wolle bemerken, dass die Summe von Energie, welche das Pferd anwenden muss, in dem Maasse zunimmt, als die Zeiträume zwischen den einzelnen Changements abnehmen. Dies kann zur Folge haben, dass das Pferd in Aufregung versetzt und in Verwirrung gebracht wird: in diesem Falle muss man es anhalten und einige Zeit Schritt gehen lassen, aber nicht beloben. Man wird dann wieder mit dem Anspringen auf jedem Bein anfangen, sich das Pferd dabei in die Hand stellen müssen, und die Unterrichtsstunde erst dann aufnehmen dürfen, wenn das Pferd wieder ganz ruhig geworden ist.

Jedes Mal, wenn ich bei den Changements auf Schwierigkeiten stosse, kehre ich zu dem (einfachen) Anspringen zurück und ziehe daraus Vortheil. Diese Uebungen im Anspringen sind für das Pferd das, was die Tonleiter für den Pianisten, oder was für den Tänzer das Pendeln mit den Beinen ist.

Von den vier Tempo's gehe ich zu dreien über, dann zu zweien und schliesslich zu einem Tempo, wobei

die Galoppsprünge von einem zum andern Bein sich ununterbrochen folgen. Ich lasse übrigens eine ziemlich lange Zeit zwischen meinen einzelnen Anforderungen: vom vierten zum dritten, vom dritten zum zweiten, oder vom zweiten zu einem einzigen Tempo – verstreichen.

Wenn man zu schnell vorgehen wollte, käme man zu nichts. Das Pferd wird sich unwillkürlich irren, denn man macht es ihm unmöglich, den Unterschied zwischen den verlangten Changements und den verschiedenen Tempo's zu verstehen. Gehe man in der Reitkunst doch immer langsam vor; das leistet sichere Gewähr, schnell an's Ziel zu kommen. Das Pferd selbst ist es übrigens, welches mir den Moment anzeigt, zu welchem ich – ohne sein Gleichgewicht, seine Kräfte und seine ungezwungene Haltung zu beeinträchtigen – die Zahl der Changements und deren Tempo's vermindern kann.

Erst, wenn das Pferd ruhig und ungezwungen ist, wenn es die Changements mit Leichtigkeit so ausführt, dass ich dieselben in zwei Tempo's, dann in einem einzigen Tempo während zwei- oder dreimaligem Herumreiten in der Bahn – und zwar auf beiden Händen – erziele, erst dann verlange ich die nämliche Arbeit in zwei Tempo's in der Volte und beim Handwechsel. Bin ich mit den erzielten Resultaten zufrieden, dann erst verlange ich bei den nämlichen Verrichtungen das Abchangiren in einem Tempo.

Derjenige Stallmeister, welcher bis dahin vorgedrungen ist, Volten und Handwechsel ausführen zu lassen, bei denen das Pferd auch noch mit jedem Galoppsprung sehr regelrecht abchangirt, der kann mit sich selbst und mit seinem Pferde zufrieden sein: er hat das Schwierigste in der Reitkunst überwunden.

XII.

Das Abchangiren auf der Stelle

(Changements de pied sur place).

Um das Abchangiren auf der Stelle auszuführen, muss man sich wie beim Changiren nach Tempo's verhalten, mit dem einzigen Unterschiede, dass die hohe Versammlung noch vollkommener sein muss.

Es könnte scheinen, als ob es hier einer grösseren Anspannung der Zügel und einer Herabminderung der Schenkelthätigkeit bedürfe, da doch die Gangart langsamer wird. Das ist ein Irrthum; denn dann würde die Hand die Sprunggelenke hinter den Schwerpunkt zurückwerfen. Man muss im Gegentheil mit beiden Schenkeln kräftig einwirken, um den Schwung aufrecht zu erhalten, ohne welchen das Pferd erlahmen würde, die Hand muss sich – allerdings mit sehr grosser Nachgiebigkeit – dieses Schwunges bemächtigen und muss diesen bis gegen die Mitte des Schwerpunkts, welcher sich – wenn das Pferd gut im Gleichgewicht ist – immer in der Nähe des Schenkels des Reiters befindet, zurückgeben.

Changements, welche thatsächlich auf der Stelle ausgeführt werden, sind für das Auge kaum bemerkbar. Das hat einen sehr natürlichen Grund: Da das Pferd nach vorwärts kein Terrain gewinnt, ist das Ausgreifen der Vorderbeine, ebenso wie das der Hinterbeine – untereinander – wenig sichtbar; daraus ergiebt sich, dass der Beschauer, um die Changements mit dem Blick erfassen zu können, sich sehr dicht neben dem Pferde aufgestellen müsste.

Die Erfindung dieser schwierigen und complicirten Uebung verdanken wir Baucher. Er hat sie in der Vollendung mit „Turban“ ausgeführt, nicht mit „Partisan“, wie Viele behaupten.

XIII.
Piaffiren und Passagiren
(Piaffers et Passages).

Das Passagiren, „natürliches Passagiren“ genannt, ist ein kurzer Trab in sehr hoher Versammlung, mit sehr hohen, geregelten, tactmässigen Tritten, welche von einer Diagonale zur anderen übergehen. Das ist aber noch nicht Alles. Um sagen zu können: das Pferd passagirt – ist noch erforderlich, dass die Vorderbeine – ausserdem, dass sie mit Macht und doch bedächtig herausgebracht werden – einen Augenblick in der Luft bleiben, dass die Kniee und das ganze Bein gekrümmt werden. Ebenso erheben sich die Hinterbeine, die Sprung- und Fesselgelenke treten gebogen unter den Schwerpunkt, kurz alle vier Beine sollen hoch und tactmässig derart erhoben werden, dass das Pferd bald in der einen, bald in der anderen Diagonale völlig in der Luft schwebt; die Bewegung soll so hoch und so langsam als möglich sein. Dieser Kunsttritt *(air)* ist anmuthig und prächtig; man nennt ihn „natürliche Passage“.*)

Man muss übrigens wissen, dass es kein Pferd

*) Siehe die Photogravuren Tafel XXVII, Fig. 2: „Germinal“ passagirend, rechte Diagonale in der Luft. Tafel XXVII, Fig. 1: „Markir“ passagirend, linke Diagonale in der Luft. Auf beiden Tafeln wird man beim Erheben der Beine bemerken, dass dasjenige der Vorderbeine etwas höher ist, als dasjenige der Hinterbeine. Der Sporn allein lässt uns zu diesem Resultat gelangen. Bei Pferden, welche mit Peitsche hierzu dressirt sind, findet das Gegentheil statt: die Peitsche — dem Pferde auf der Kruppe versetzt — bringt unvermeidlich ein Heben der Hinterhand hervor.

In der Figur 1 bereitet die fast den Erdboden berührende Fessel den energischen Abstoss vor, welcher dem Tritt die Höhe giebt, während in Figur 2 die Vorwärtsbewegung sich mehr ausspricht. J. Fillis.

giebt, welches aus sich selbst passagirt. Die Passage wird nur durch Dressur erlernt. Gewisse Pferde haben grosse Anlage dazu, besonders diejenigen, welche bedächtigen Gang, und – wie man sagt – hohe Knieaction *(ont des genoux)* haben, d. h. solche Pferde, die bei hohen Tritten die Kniee tüchtig biegen und welche – bei sehr geschmeidigen Sprunggelenken – auch die Hinterbeine hoch herausbringen; mit einem Wort, diejenigen, welche einen bedächtigen und hohen Tritt haben.

Ein Pferd, welches mit steifen Beinen geht, ohne weder die Kniee, noch die Sprunggelenke zu biegen, ist zu dieser Kunstleistung *(air)* untauglich. Ich gehe nicht so weit, zu behaupten, dass man eine solche überhaupt von ihm nicht erreichen könnte, aber angenommen, man erreichte sie, so wäre dies für's Auge dennoch wenig angenehm, denn das untere Bein würde fast auf der Erde nachschleppen und gäbe dem Pferde ein steifes Aussehen.

Es ist ausserordentlich schwer, in einem Buche auseinander zu setzen, wie man zur „natürlichen Passage" kommt:

Zunächst muss man das Pferd in hohe Versammlung *(rassembler)* bringen, weil ein Passagiren ohne diese nicht möglich ist. Diese allein genügt aber auch noch nicht; denn, wäre das Pferd in einer noch so guten hohen Versammlung, so bliebe doch noch übrig, dass es auch wirklich passagirt. Ist das Pferd vollkommen in die Hand gestellt und versammelt, muss man den Sporn gebrauchen, damit es diejenigen Beine hebt, welche die Passage ausmachen.

Nachdem ich mein Pferd in Schritt und in's Gleichgewicht gesetzt habe, fordere ich es – indem ich mit

PLANCHE XXVII

Fig. 1.

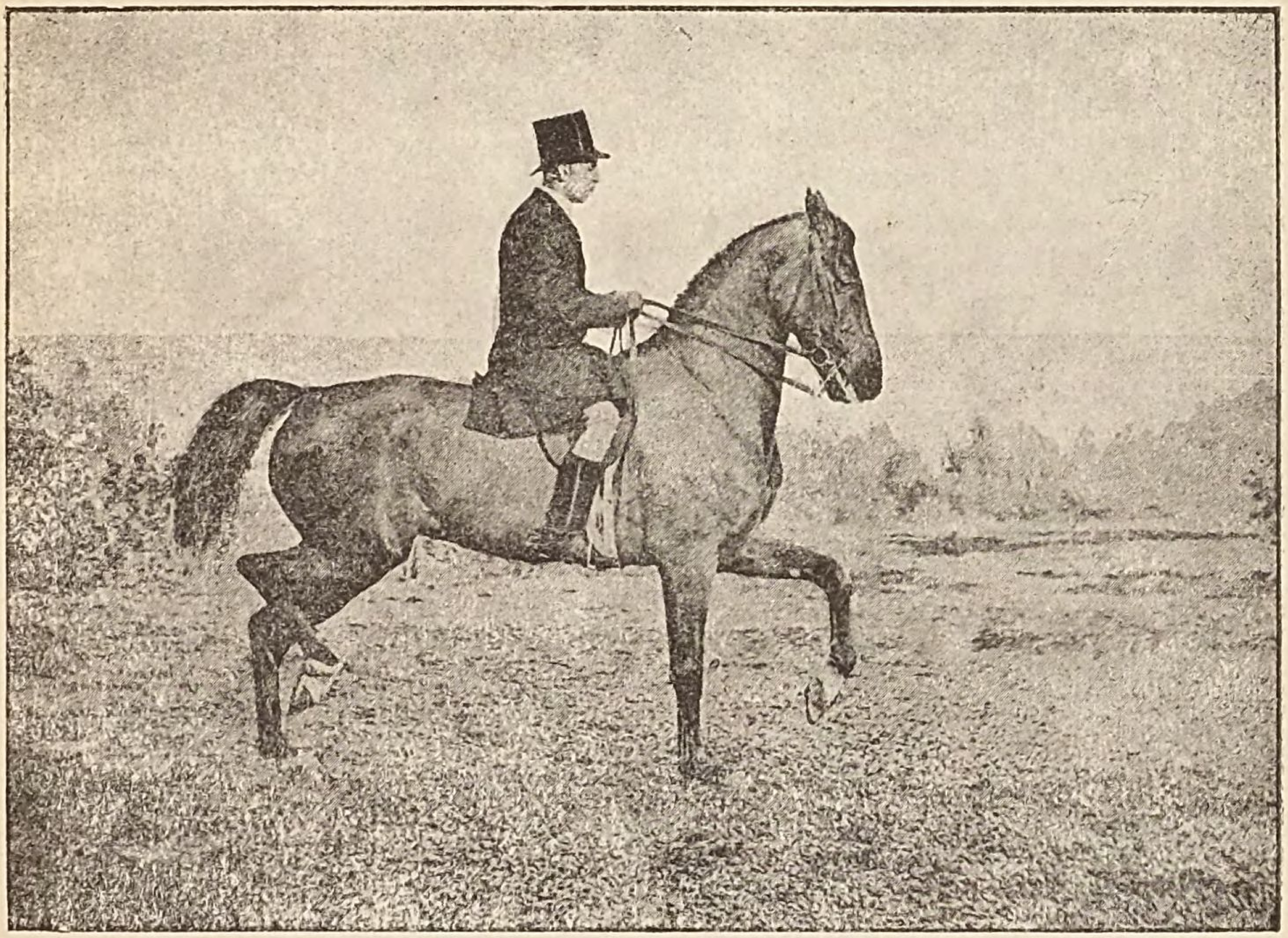
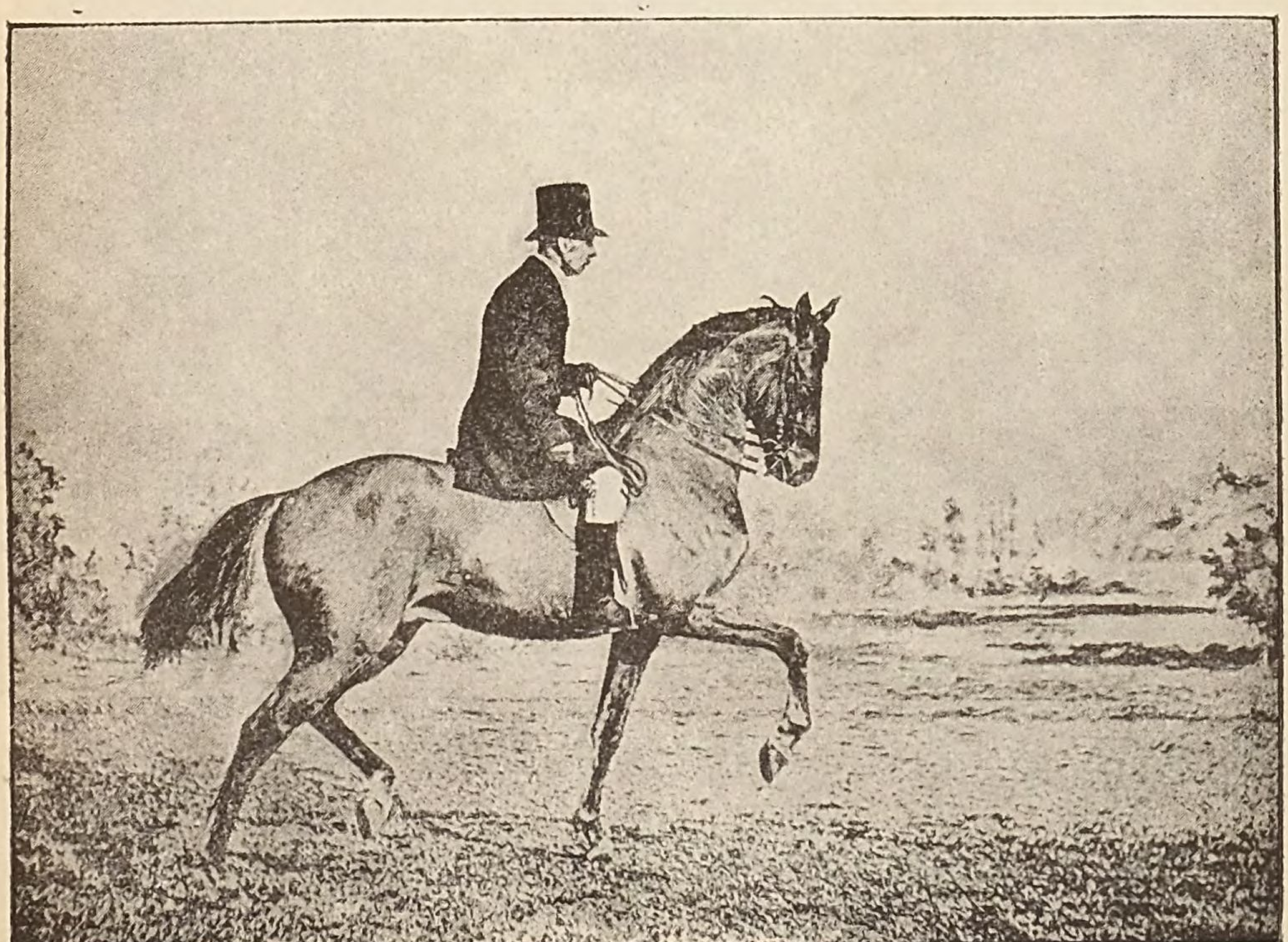


Fig. 2.



den Schenkeln kräftig vorwärts treibe – zum Trabe auf, während ich es gleichzeitig mit der Hand zurückhalte, um das Fortschreiten zu verhindern. Das Pferd wird dann – da es die Beine nicht vorbringen kann – diese alsbald heben und gewinnt dabei an Höhe der Tritte, was es an deren Länge einbüsst. Zugleich gelangt es mit Hülfe des Sporns dahin, von einer Diagonale zur anderen – so zu sagen – kleine, sprungartige Bewegungen zu machen. Das ist dann der Anfang zum Passagiren. Aber der tactmässige Tritt ist damit noch nicht erreicht; denn das Pferd erregt sich Anfangs immer dabei, weil es noch nicht weiss, was ich von ihm will. Wenn man Widersetzlichkeiten vermeiden will, hüte man sich in den ersten Tagen wohl davor, zu lange Zeit hindurch auf seinem Willen zu bestehen.

Zuweilen kommt das Pferd — beunruhigt darüber, dass es sich angegriffen sieht, obgleich es den Grund dazu nicht einsieht und weil ihm diese Arbeit ganz neu ist und auch aus Furcht vor den immer bereiten Sporen — dazu, in eine Art verzweifelte Stimmung zu gerathen.*) Besteht man in diesem Moment auf seinem Willen, so thut man unrecht und wird wahrscheinlich nicht als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen, denn selbst das geduldigste Pferd entwickelt – plötzlich wie närrisch geworden – eine ganz ausserordentliche Kraft und vertheidigt sich mit einer unglaublichen Gewalt.

*) Es tritt im Verlauf der Dressur gewöhnlich ein Tag, oder eine Periode von mehreren Tagen ein, wo das geplagte *(énervé)* Pferd einen grossen Entschluss fasst und Alles auf's Spiel setzt: Es greift zu den ungeordnetsten Vertheidigungsmitteln. Wenn dann der Reiter durch die Gewalt seines Tactes und seiner Energie diesen letzten Widerstand überwunden hat, unterwirft sich das Pferd zwar, aber es ist trotzdem noch nicht genügend dressirt.

J. Fillis.

Man muss also immer viel Geduld bewahren und muss bei dem geringsten Anzeichen von Unruhe, d. h. beim ersten – spätestens beim zweiten – Tempo, mit den Hülfen aufhören, muss sein Pferd liebkosen, ihm Zeit geben, sich zu beruhigen, und darf dann erst wieder anfangen.

Der Reiter, welcher ein scharf ausgeprägtes Tactgefühl besitzt, hält schon beim ersten Tempo an und schmeichelt dem Pferde. Je weniger aber sein Tactgefühl entwickelt ist, desto weniger wird er im Stande sein, zu erkennen, ob das Tempo richtig *(cadancé)* ist. Er setzt also die Uebung fort, giebt sich dabei zwar immer die grösste Mühe, das Tempo richtig zu erfassen, und stellt aber diese Uebung nicht früher ein, als bis er sein Pferd vor Ermattung fast närrisch gemacht hat.

Hiermit ist gesagt, dass ein geschickter und sehr feinfühliger Reiter von seinem Pferde Alles erreicht, ohne es heftig zu machen und ohne dass es Schaden nimmt. Da er das geringste Anzeichen von Gehorsam gleich merkt, unterbricht er die Arbeit sogleich, um seinem Pferde durch Liebkosungen zu verstehen zu geben, dass es gut gethan hat. Die ausserordentliche Schnelligkeit, mit welcher er die kleinsten Verschiedenheiten erfasst, lässt ihn vermeiden, dass er sein Pferd überanstrengt, es zurückschreckt, und dass er es zu Zwistigkeiten kommen lässt, in welchen sie sich alle Beide abnutzen.

Derjenige Reiter aber, welcher zu ungeschickt ist, um die Verschiedenheiten zu bemerken, welcher nicht sogleich den im Entstehen begriffenen cadancirten Tritt fühlt, fährt eben fort, den Sporn wirken zu lassen, um mehrere cadancirte Tritte zu erzielen,

und um sich zu vergewissern, dass er sich nicht geirrt hat. Das ist schon eine Strafe für das Pferd; aber das Schlimmste ist, dass dieses sich – in Unkenntniss darüber, wofür es bestraft wird – vertheidigt, sobald der Reiter seinen Angriff fortsetzt. Daraus ergiebt sich dann bei der erneuten Anforderung zum Passagiren, dass das Pferd – in dem Glauben, die Quälerei nehme wieder ihren Anfang – von Neuem sich vertheidigt und schon unwirsch wird, sobald die Schenkel sich nur nähern; und das thut es aus dem einzigen Grunde, weil es bestraft worden ist, ohne zu wissen, warum.

Es ist also wichtig, das geringste Anzeichen von gutem Willen zu erkennen und zu verstehen, sich mit Wenigem zu begnügen. Wenn das Pferd die Annäherung des Schenkels nicht mehr fürchtet, und wenn der Reiter nicht zu viel verlangt, so wird immer ein Moment kommen, wo es mit der grössten Leichtigkeit und selbst mit Vergnügen auf den cadancirten Tritt eingeht. Dann kann man mehr verlangen; denn da das Pferd nun begriffen hat, ist nicht mehr zu befürchten, dass sein Nervensystem überreizt wird.

Die ganze Arbeit auf zwei Hufschlägen kann man passagirend ausführen; es aber richtig zu machen, ist schwierig.*)

Es giebt noch eine andere Art Passage, die „künstliche“ genannt, welche nur folgerichtig aus dem

*) Siehe die Photogravuren der Tafel XXVIII, Fig. 1. „Markir“ in der Passage auf zwei Hufschlägen von links nach rechts. Diagonale links in der Luft. Die Stellung markirt diejenige auf zwei Hufschlägen. Die Thätigkeit der Beine ist die der Passage.

Tafel XXVIII, Fig. 2 wieder „Markir“ in der Passage auf zwei Hufschlägen, von rechts nach links. Rechte Diagonale in

Spanischen Tritt hervorgegangen ist. Das ist eine Passage ohne hohe Versammlung und deshalb der angewandten Reitkunst zuwider. Ich habe diese Art in meiner Jugend wohl unternommen, als ich noch nicht genug Tact besass, um zu der natürlichen Passage zu gelangen. Heutigen Tages lehre ich sie nie.*)

Das Piaffiren ist nichts Anderes als die natürliche Passage auf der Stelle ausgeführt. Es giebt zwei Arten des Piaffirens – die eine, langsam mit hohen Tritten, welche schwer zu erzielen ist und welche nicht von allen Pferden ertragen wird, die andere – sehr beschleunigt und dicht auf der Erde, welche man bei fast allen Pferden erreichen kann.

Das hohe und langsame Piaffiren unterscheidet sich von der natürlichen Passage nur insofern, als es genau auf der Stelle auszuführen ist. Man gelangt dahin, indem man die Passage Schritt für Schritt verkürzt, bis sie sich auf der Stelle vollführt. Das Piaffiren erfordert

der Luft. Hier in diesem Moment ist die Bewegung auf zwei Hufschlägen besonders erkennbar. Das linke Hinterbein, welches wenig Terrain gewinnt, erhält sich in der Schwebe. Das rechte Vorderbein — nachdem es erhoben ist, wie das linke in Fig. 1 — lässt seine Bewegung von links nach rechts erkennen und entfernt sich vom linken Vorderbein, um nach rechts hin Terrain zu gewinnen. J. Fillis.

*) Ich könnte eine diesem entsprechende Untersuchung noch bei einer gewissen Anzahl künstlicher Schulgänge anstellen, auf welche ich — wenn es sich nur um ein für mich zu dressirendes Pferd handelt — schon seit recht langer Zeit Verzicht geleistet habe; nicht etwa, weil sie nicht in Uebereinstimmung mit den Ueberlieferungen der höheren Reitkunst zu bringen wäre, sondern, weil ich sie nicht für kunstvoll genug halte. Dahin rechne ich: den Spanischen Tritt, das Pirouettiren auf drei Beinen, das gewöhnliche Pirouettiren mit Kreuzen der Beine, das Zurücktreten ohne Zügel, das Balancer der Vor- und Hinterhand.

J. Fillis.

PLANCHE XXVIII

Fig. 1.



Fig. 2.



also mehr hohe Versammlung und folglich mehr Schenkel und grössere Geschicklichkeit der Hand.*)

Hat man zur Erlernung (des Piaffirens v. Z. O.) nicht die Passage zu seiner Verfügung gehabt, so kann das Piaffiren auch aus dem Schritt hervorgehen. Bei einem heftigen und ungeduldigen Pferde erreicht man das beschleunigte Piaffiren leicht, aber auch das wird niemals richtig sein, wenn es nicht nach allen Regeln der Reitkunst gelehrt ist.

Es genügt in der That nicht, dass das Pferd lebhaft und heftig sei, um es durch Anwendung von Peitsche, Schenkel und Zungenschlag zum Piaffiren zu veranlassen. Durch diese Kraftmittel wird man unzweifelhaft dahin gelangen, des Pferdes Ungeduld hervorzurufen, aber nicht dahin, ihm zu lehren, wie es die Beine zur Erde setzen soll; und wenn es dieselben dennoch richtig hinsetzt, so kann man sicher sein, dass es aus reinem Zufall geschieht.

Die Hinterbeine werden – fast gleichzeitig – gehoben und niedergesetzt, was man aber doch nicht als eine correcte Gangart bezeichnen kann.

Man muss dem Pferde das Piaffiren in aller Ruhe lehren; nur wenn es beruhigt ist, kann es verstehen, was man von ihm verlangt.

Um das Piaffiren zu erzielen, muss man sein Pferd in hohe Versammlung bringen, indem man es mit beiden

*) Siehe das Photogramm Tafel XXIX, Fig. 1. „Markir“ piaffirend. Rechte Diagonale in der Luft.

Tafel XXIX, Fig 2. „Markir“ piaffirend. Diagonale links in der Luft. Man bemerkt in beiden Figuren die Energie der Action — markirt durch die bis zur Erde durchtretende Fessel, und ferner markirt durch die hocherhobenen Vorderbeine, welche — im Gegensatz zu dem durch die Peitsche erlernten Piaffiren — immer höher als die Hinterbeine erhoben werden. J. Fillis.

Schenkeln bis zum Sporn – fest umfasst. Es ist schwierig, hier auseinander zu setzen, in welchem Moment, genau, der Sporn eingreifen muss, um dem Schenkel Vorschub zu leisten: das ist offenbar eine Frage des Reitertactes. In der Praxis *(sur le terrain)* ist das viel leichter zu lehren, denn man sieht dann, ob der Reiter sich des Eisens zu viel oder zu wenig bedient. Wie schon gesagt, muss der Sporn eingreifen, um das Pferd zum Nachgeben zu bestimmen, wenn die Schenkelhülfe als solche unzureichend erscheint. Ausserdem muss das Pferd nothwendigerweise die Sporen fühlen, um in der hohen Versammlung zu bleiben.*) Endlich muss man, um das Pferd piaffiren zu lassen, es daran hindern, vorzugehen, und bediente man sich des Sporns nicht, so würde sich das Pferd unfehlbar nach rechts oder nach links mit Gewalt gegen den Schenkel werfen. Man soll die Schenkel gebrauchen, so lange sie genügen, um das Pferd in der Gewalt zu behalten, aber nichtsdestoweniger muss der Sporn die Haare immer leicht berühren, um dem Pferde Respect davor einzuflössen.

Um bis zum Piaffiren durchzudringen,**) muss man

*) Man hat oft darüber gestritten, ob der Sporn nur Hülfeleistung oder zur Strafe da sei; in Wirklichkeit ist er, wie schon gesagt, — ganz nach Bedarf — bald das eine, bald das andere. Während der Dressur soll er immer ein Hülfsmittel sein, und nur dann ein Strafmittel werden, wenn das Pferd sich offenkundig widersetzt. Man muss auch untersuchen, ob das Thier aus reiner Launenhaftigkeit, oder zufolge der fehlerhaften Einwirkung des Reiters störrisch wurde; aber in allen Fällen erinnere man sich daran, dass die Engländer dem Sporn mit vielem Recht den Namen: „Ueberreder“ *(persuaders)* beilegen. J. Fillis.

**) Das beschleunigte, wie das langsame Piaffiren erreicht man mit den nämlichen Hülfsmitteln. Ich halte mich nur an das langsame Piaffiren. J. Fillis.

PLANCHE XXIX

Fig. 1.

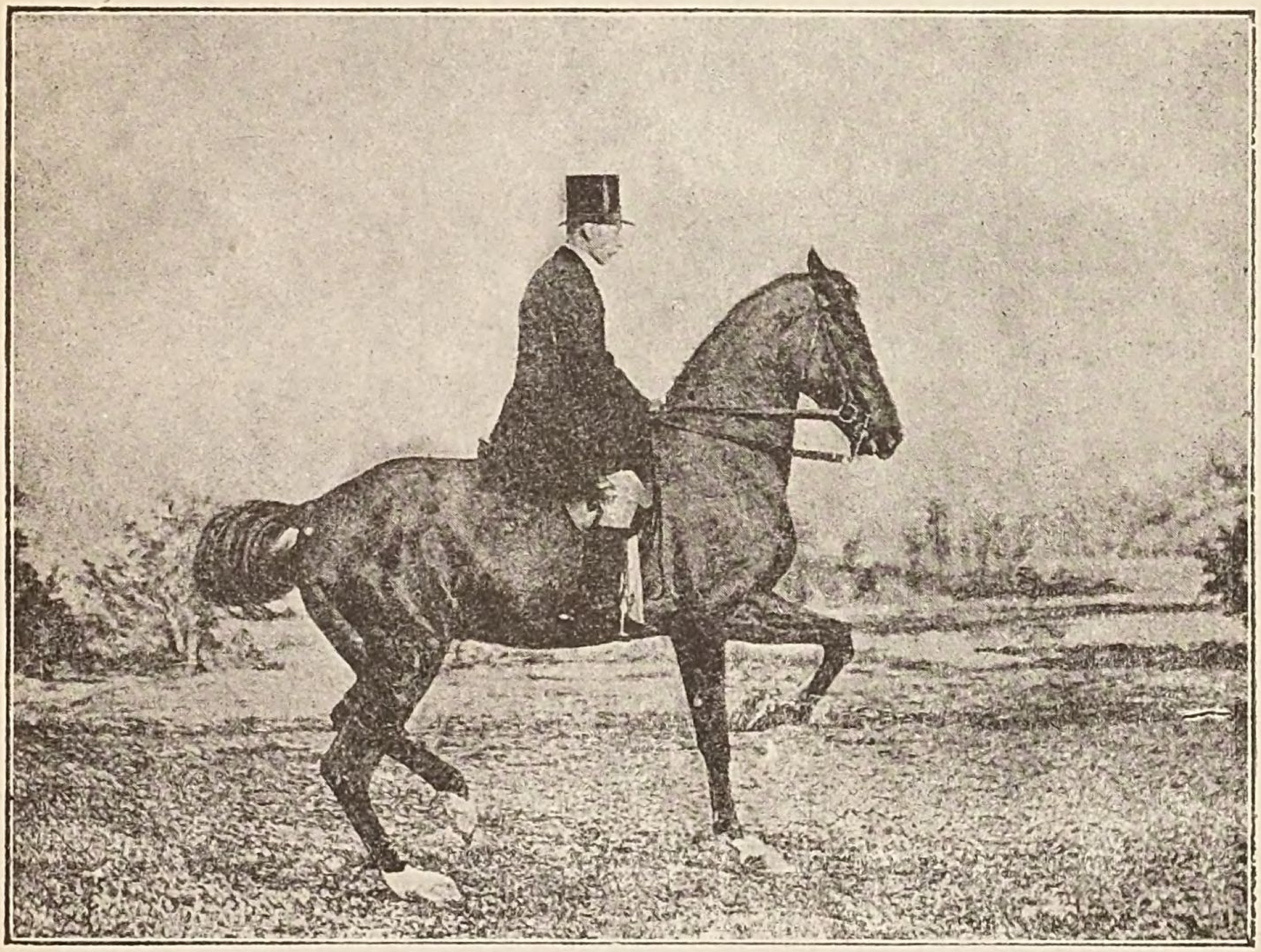
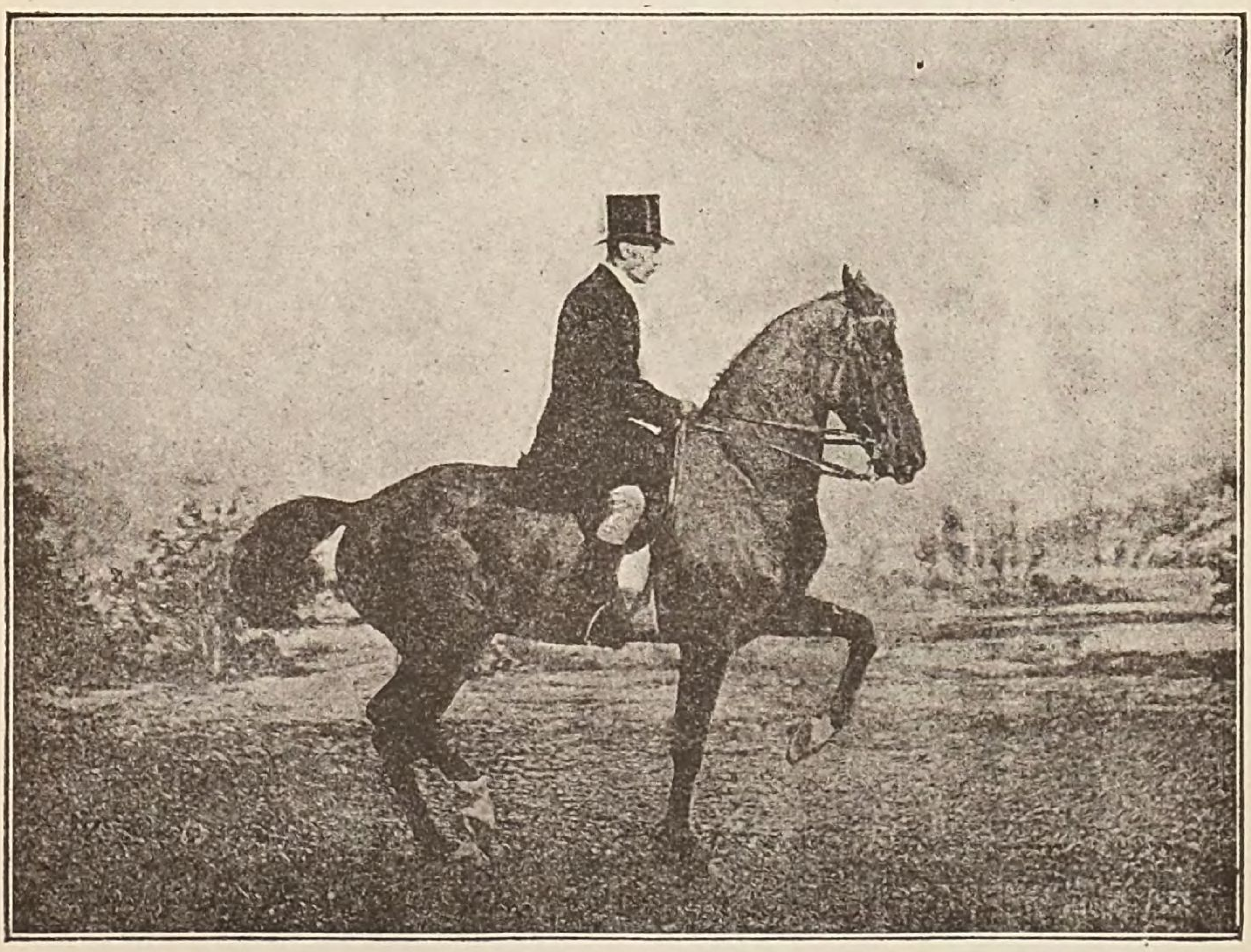


Fig. 2



kleine Spornstiche*) in Anwendung bringen, und — wie immer, so auch hier — sich anfangs mit zwei Tempo's begnügen.

Ich steche mein Pferd ganz leicht rechts und links, aber fast gleichzeitig,**) mein rechter Sporn holt sich das rechte Hinterbein unter den Schwerpunkt, wodurch das linke Vorderbein gezwungen wird, sich zu heben, während der — seinerseits sich bemerkbar machende — linke Sporn genau in dem Augenblick, wo der linke Diagonaltritt in der Luft ist, eine ähnliche Wirkung auf den rechten Diagonaltritt hervorbringt. Hiermit habe ich also meine beiden ersten Piaffir-Tempo's erzielt; aber beide müssen — eins dem anderen — so nahe gerückt sein, dass sie — so zu sagen — ein einziges Tempo bilden,***) genau wie beim Fechten, wenn der Fechtmeister zählt: eins! zwei! schnell hintereinander.†)

*) „La Guérinière" nannte das sehr bezeichnend „das zarte Spornkneifen" *(le pincer délicat de l'épéron).* J. Fillis.

**) Wenn ich mein Pferd ausschliesslich von einer Seite angreife, ohne es unmittelbar darauf mit dem entgegengesetzten Schenkel in Empfang zu nehmen, so erreiche ich nur, dass die Hinterhand zur Seite geworfen wird. J. Fillis.

***) Wenn ich sie in grösseren Zwischenräumen gäbe, so würde ich, nach Art des Ballance, abwechselnd ein Ausweichen der Hinterhand nach rechts, eins nach links haben. J. Fillis.

†) Aus dem, was ich gesagt habe, geht hervor, dass diese beiden ersten Tempo's nothwendigerweise beschleunigte Piaffer's sind. Wenn man das Piaffiren anfängt, kann man nicht im Voraus sagen, was eintreten wird. Gewöhnlich versucht das Pferd, es immer zu beschleunigen, aus Veranlassung der Ungeduld, welche ihm die Spornattacken verursachen. — Ausserdem erfordert das beschleunigte Piaffiren, welches nicht so hoch ausgeführt zu werden braucht, geringere Anstrengung, als das Piaffiren mit hoher Action. Ist das Piaffiren — schlecht oder recht — erst einmal erreicht, so erübrigt nur noch, es zu

Es kommt oft vor, dass das Pferd bei den ersten, voreiligen Spornhülfen springt. Wenn es dabei vorwärts geht, so ist das noch nicht schlimm: das zeigt uns nur an, dass wir die Sporen zu nachdrücklich gebraucht haben. Man muss also vorsichtiger zu Werke gehen, wenn man wieder anfängt.

Wenn man die beiden ersten Tempo's des Piaffirens wiederholt, versteht das Pferd in dieser so weit vorgeschrittenen Dressurperiode sehr schnell, was man von ihm verlangt. Sobald es also die beiden ersten Tempo's des Piaffirens ganz glatt markirt, ohne dabei die Absicht zu zeigen, sich unseren Spornattacken zu entziehen, so kann man dem Pferde deren vier, dann sechs Tempo's u. s. w. abverlangen, und fortfahren, deren Zahl so lange zu vermehren, wie man im Stande ist, es mit Behagen in dieser Stellung zu belassen. Man treibe das aber nicht zu weit.

reguliren, und dabei zeigt sich der Reitertact. Die Schwierigkeit liegt darin, das beschleunigte Piaffiren zu vermeiden, oder vielmehr darin, dieses in ein langsames Piaffiren umzuwandeln, indem man ersterem hohe Action beilegt, was von der hohen Versammlung abhängt. Je vollkommener die hohe Versammlung, desto grösser wird die hohe Action sein. Energische Schenkel, leichte Hand und besonders zarter Tact für das Zusammenwirken der Hülfen — damit erzielt man das langsame, erhabene Piaffiren. Beim beschleunigten Piaffir-Tempo bleiben die Beine des Pferdes, da sie sich nur wenig über den Erdboden erheben, fast steif, bei dem erhabenen Piaffiren biegen sich die diagonalen Beine stark in der Luft und gewinnen dabei an Höhe, während die Fessel der stehengebliebenen diagonalen Beine so durchgebogen sind, dass sie die Erde fast berühren (siehe Tafel XXIX, Fig. 2) um ihrerseits die Körpermasse durch die nachfolgende Streckung in die Höhe zu schnellen. Geht man von der Passage zum Piaffiren über, indem man erstere verkürzt, so regeln sich die Piaffir-Tempo's leichter, weil der cadancirte Tritt bereits vorhanden ist; aber der Reitertact ist darum nicht weniger nothwendig. J. Fillis.

Man muss natürlich aufhören und das Pferd nach vorwärts in die Hand treiben, sobald man fühlt, dass es sich uns entziehen möchte; sei es, dass das Pferd die Hinterhand verquer wirft, sei es, dass es zum Steigen ansetzt *(essayant la pointe)* oder sei es schliesslich – was noch schlimmer ist – dass es zurückkriecht.

Im ersteren Falle muss man dem Pferde einen kräftigen Spornstich, den man ihm von derjenigen Seite, wohin es sich wirft, giebt – versetzen. Das ist ein Strafmittel.

Wenn das Pferd zum Steigen ansetzt *(fait une pointe)* so ist man gezwungen, mit der Hand nachzugeben, um einen Unfall zu verhindern; aber die Sporen müssen bereit liegen bleiben.*) (Siehe Tafel XXXII): sie müssen sogar vermehrt wirken, vermittelst kleiner Stiche, bis das Pferd ruhig in der Hand bleibt.**)

Es bleibt noch das Zurückkriechen zu besprechen, was schwerer und nicht ohne Gefahr zu bekämpfen ist.

Wenn das Pferd schon auf leichte Spornhülfen hin, lebhaft zurückkriecht, muss man überall nachgeben und seine Zuflucht zu noch stärkeren Spornhülfen nehmen. Der wiederholte Spornangriff dicht hinter den Gurten ist ein Strafmittel, dem kein Pferd widersteht, zumal, wenn es energisch fortgesetzt wird. Uebrigens habe ich schon gesagt, dass man sein Pferd auf der Stelle niemals früher mit den Sporen angreifen soll, bevor man ihm nicht gelehrt hat, auf den Sporn dreist vorwärts zu gehen; dann bin ich doch dem nicht ausgesetzt, gegen den Widerstand anzukämpfen, welchen ich vorstehend beschrieben habe.

*) Ohne das, würde das Pferd alle Augenblick diesen Luftspung *(pointerait)* machen. J. Fillis.

**) Dann hat es sich hergegeben und hat sich in Wirklichkeit unterworfen. J. Fillis.

Begegnet indess mir trotzdem so etwas, so mache ich dem doch leicht ein Ende, indem ich dem Pferde wiederholentlich „Kalteisen"*) zu kosten gebe.

Befindet man sich aber, zu Folge mangelhafter Dressur, dieser Widersetzlichkeit einmal gegenüber und ist man nicht fähig, die vom Sporn hinter den Gurten wiederholt ausgetheilten Stiche ausreichend lange durchzuhalten, dann greife man zur Reitpeitsche, zum Stock, zur Heugabel, nehme einen mit der Bahnpeitsche bewaffneten Mann zu Hülfe, greife zum Feuer, wenn es sein muss – lasse aber das Pferd um jeden Preis vorwärts gehen! – Sind wir doch hier in vollem Kampf, und kommt es doch nur darauf an, zu wissen, ob der Reiter oder das Pferd Herr bleiben wird. Ersterer darf also unter keinerlei Vorwand nachgeben. Alle Mittel sind erlaubt, denn der Reiter muss als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen; wenn nicht, so ist das Pferd stätisch.**)

Wenn das Pferd fühlt, dass es sich durch Zurückkriechen der Arbeit entziehen kann, so ist man thatsächlich verloren: nicht nur, dass der Reiter nicht mehr Herr ist, sondern mehr noch: das Pferd ist Herr über den Reiter geworden. Jedes Mal, wenn man sich zu irgend einer Bewegung der Sporen bedienen will, wird das Pferd zurückkriechen, und wenn man dann nicht – noch während dieses Zurückkriechens – über das Pferd

*) Die Spornstiche wirbeln *(comme un roulement de tambour)* nur so auf das Pferd herab. J. Fillis.

**) Ich rathe selbstverständlich nicht, zu diesen groben Attacken und zu diesen Gewaltmitteln seine Zuflucht zu nehmen, es sei denn, das Pferd hätte sich in den Kopf gesetzt, zurückzukriechen: dann allerdings giebt es für den Reiter nur das eine Ziel vor Augen, nicht besiegt zu werden. J. Fillis.

eine ganz exemplarische Strafe verhängt, muss man auf die Dressur verzichten, oder – und das würde noch weiser sein – auf's Pferd.

Obgleich man sehr energisch werden darf, muss man nichtsdestoweniger seine Kaltblütigkeit immer bewahren; lässt man sich von seinem Zorn hinreissen, so wird man früher ermattet sein, als das Pferd. Unter der Wohlthat dieser Zurückhaltung strafe man kalten Blutes, aber nachdrücklich bis zu dem Augenblick, wo das Pferd – im Gefühl, dass seine Schmerzen zunehmen, je mehr es zurückweicht – sich zum Vorspringen entschliesst.

In diesem Falle muss man das Pferd sogleich beloben, absitzen und von dem Zugeständniss, welches es uns soeben gemacht hat, insofern Nutzen ziehen, als man die Unterrichtsstunde schliesst.

Es ist unwesentlich, ob der Kampf zu Anfang oder inmitten der Unterrichtsstunde sich herausstellt. Sobald das Pferd nachgegeben hat, muss man das auch anerkennend berücksichtigen; denn, wenn man die Arbeit wieder aufnimmt, ist man nicht sicher, ob eine zweite Nachgiebigkeit noch in derselben Unterrichtsstunde erzielt wird; besonders dann nicht, wenn das Pferd sich schon lange Zeit hindurch gesträubt hatte. Ausserdem ist man selbst matt, und das Pferd auch; es kann uns also nur noch passiven Widerstand entgegensetzen. Das ist aber der schrecklichste von allen, man könnte das Pferd todtschlagen, es würde nicht zucken. Das überstiege seine Kräfte. Liesse man dennoch nicht nach, so würde man das Pferd für immer verderben.

Man muss von dem kleinsten Zugeständniss Vortheil ziehen. Man muss, wenn das Pferd wieder vorwärts geht, besonders vermeiden, das strenge Zucht-

mittel noch länger anzuwenden; sonst weiss das Pferd nicht mehr, in welchem Moment es gut oder schlecht gethan hat; erhielt es doch – gleichgültig, ob es vorwärts ging, oder zurückkroch – unaufhörlich seine Prügel.

Ich empfehle also dem Reiter und lege ihm dies ganz besonders an's Herz, niemals und auch dann nicht seine Kaltblütigkeit zu verlieren, wenn er am Ende seiner Energie angekommen ist.

Ich habe ein sehr schönes, schwarzes Vollblutpferd, „Negro" genannt, besessen, welches ich vier oder fünf Jahre hindurch vor der Oeffentlichkeit geritten habe. Niemals hat mich dieses Pferd mit einer Arbeit im Stich gelassen, und doch war es launisch, stiess allerlei Töne aus (schrie, *criait*) und pisste, wenn man den Sporn gebrauchte. Als ich seine Dressur anfing, begann es sofort, zurückzukriechen, sobald es die Annäherung meiner Schenkel fühlte. Während der Dauer von zwei Monaten hat es nicht aufgehört, unter mir zurückzukriechen, wohl zwanzig Minuten lang täglich. Ich war in Verzweiflung. Alle Stallmeister meinten, ich würde es niemals zum Vorwärtsgehen bringen, und dennoch hat es schliesslich nachgeben müssen, es ist selbst ein ausgezeichnetes Damenpferd geworden und ist nie wieder in seine üble Gewohnheit zurückgefallen, welche ihm abzugewöhnen mir so viele Mühe gekostet hatte.

Um das zu erreichen, habe ich nur mit dem Sporn wirklich gestochen. Der Sporn darf niemals in den Flanken fest und etwa bohrend am Pferde liegen bleiben.*) Die Sporen, von denen ich damals

*) Das Pferd flieht thatsächlich nur deshalb den Sporn, weil (mit jedem Stoss v. Z. O.) der Schmerz alle Augenblick erneut

Gebrauch machte, waren sehr scharf, und ich versetzte – sie wie immer – dem Pferde so dicht als möglich hinter den Gurten.*)

Ich nahm natürlich Bedacht darauf, das Thier zu liebkosen, sobald es vorwärts ging. Ich gestehe übrigens zu, dass ich ebenso wie mein Pferd nach zwanzig Minuten des ernsten Kampfes – ohne Unterbrechung – jedes Mal vollständig ermattet war. Um so ein Thier zu dressiren, muss man jung und nach jeder Richtung hin sattelfest sein, und auch ein gutes Kreuz haben, denn das ist es, welches am meisten erlahmt.

Wenn ich sage, dass man aufhören muss, das Pferd auf der Stelle festzuhalten, wenn es in eine der drei von mir angeführten Vertheidigungsarten verfällt, so geschieht das, um immer Herr über dasselbe zu bleiben. Wenn es auf der Stelle meinen Anforderungen Widerstand entgegensetzt, so treibe ich es um jeden Preis vorwärts. Dann nehme ich es zwischen Schenkel und Zügel und fange wieder von vorn an, bis es nachgiebt. Der Punkt, auf welchen ich bestehe, ist der, dass man wenigstens immer so weit Herr des Pferdes sein muss, dass man es vorwärts treiben kann.

wiederkehrt: bliebe aber der Sporn in den Flanken bohrend festliegen, so würde sich das Pferd förmlich auf das Eisen legen und würde unvermeidlich stätisch werden. J. Fillis.

*) Eben an dieser Stelle, und nur da, giebt der Sporn dem Pferde den Schwung. Ein Spornstich mehr nach hinten kann wohl eine Art Vorwärtsbewegung hervorbringen, aber ohne den Schwung; zum Ueberfluss macht er das Pferd auch noch kitzlich, weil dasselbe gerade an dieser Stelle eine grosse Empfindlichkeit besitzt. Allein der Spornstich, welcher so dicht als möglich hinter den Gurten gegeben wird, holt die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt, und so ensteht der Schwung. Was mich betrifft, so zersteche ich (ohne es zu wollen v. Z. O.) meine Sattelgurten derartig, dass sie oft in Fetzen herabhängen. J. Fillis.

Es ist einleuchtend, dass alle diese Auseinandersetzungen sich nicht ausschliesslich auf das Piaffiren und Passagiren beziehen; wenn ich sie ziemlich weitläufig entwickelt habe, so musste das geschehen, weil es immer wieder die nämlichen Hülfsmittel sind, die man anwendet, um den Widerstand zu bekämpfen – immer wieder diejenigen, denen sich hinzugeben, kein Pferd jemals verfehlen wird, wenn man es – unter Festhalten auf der Stelle – mit dem Sporn herausfordert.*) Die Männer der neueren Schule, von denen zu sprechen ich schon im vorigen Kapitel Gelegenheit hatte, wenden – um das Piaffiren zu lehren – ein Mittel an, welches nicht weniger wunderlich ist, als dasjenige, dessen sie sich bedienten, um den Spanischen Schritt zu lehren. Es ist nur noch abscheulicher:

Man öffnet die Ausgangsthür der Reitbahn, stellt das Pferd dicht davor, mit dem Kopf in die Richtung nach dem Stalle, um die Ungeduld zu reizen.

Ein Mann sitzt auf dem Pferderücken, ein anderer hält das Thier am Kappzaum, ein dritter stellt sich, mit der Bahnpeitsche in der Hand, hinter das Pferd.**)

*) Viele Stallmeister, welche uns Pferde vorstellen, die nicht mehr wollen, — sagen, um sich zu entschuldigen, dass man nichts anfangen könne mit Thieren, welche jedes Mal hinten ausschlagen, zu steigen versuchen oder zurückkriechen, wenn man sie den Sporn fühlen lässt. Wahr ist daran nur, dass ihre Dressurmethode fehlerhaft ist. Bisweilen rühmen sie sich gar, ihre Pferde derartig gestraft zu haben, dass diese mehrere Tage (wie todt) auf der Streu liegen geblieben wären. Das beweist nur ihre persönliche Rohheit. Bei dem schlimmsten Widerstand habe ich ein Pferd niemals so gepeinigt, dass es auf seiner Streu hätte liegen bleiben müssen; ich habe es selbst nie so weit ermüdet, dass es am andern Tage seine Arbeit nicht hätte wieder aufnehmen können. J. Fillis.

**) Diese Herren arbeiten nur truppweise. Immer mehrere Henker für ein Opfer. Sie alle sind übrigens so tief davon über-

Darauf schnallt man um jedes Fesselbein ein Lederband, an welchem ein Stück Holz in Eiform befestigt ist. Sobald das Pferd ein Bein rührt, oder vielmehr, sobald es wieder fusst, schlägt das Holzei auf die Hufkrone und veranlasst das Pferd, sein Bein wieder aufzuheben. Der Mann, welcher auf dem Pferde sitzt, bringt die Sporen in Thätigkeit; der andere, welcher hinten aufgestellt ist, treibt es mit der Peitsche an, während der Mann, welcher den Kappzaum hält und sich vor dem Pferdekopf befindet, das Thier verhindert, vorzugehen, indem er mit dem Kappzaum ruckweise auf das Nasenbein einwirkt, Das so eingekeilte Pferd giebt sehr lebhaft seinen Unwillen zu erkennen, und da beim Niedersetzen des Beins das Holzei jedes Mal auf die Hufkrone schlägt und dadurch das Erheben des Beins veranlasst, entsteht eine Art beschleunigten Piaffirens, was weder anmuthig, noch regelmässig ist. Zum Ueberfluss gewöhnt man das Pferd in dieser Weise noch daran, nochmals vor der Stallthüre zu piaffiren, was zweifellos sehr sinnreich ist, aber kein grosses Wissen erfordert. Aber eine Unzulänglichkeit hat sich bei Anwendung dieses Verfahrens denn doch herausgestellt: dass das Pferd nämlich keinerlei Ungeduld mehr zeigt und aufhört zu piaffiren, sobald man es mit dem Kopf nach der dem Stalle abgewandten Seite aufstellt.

Da haben wir ein mechanisch *(mécanisé)* dressirtes Pferd. Ich höre hiermit auf, da ich nichts weiter be-

zeugt, dass man sich dabei nicht anders benehmen könne, dass sie glauben, man wolle sich über sie lustig machen, wenn man ihnen sagt, ein Stallmeister müsse sich auf sein Pferd setzen und es, ohne fremde Hülfe, dressiren. Das erscheint ihnen geradezu unmöglich. J. Fillis.

absichtigte, als einen kurzen Abriss des neuen Systems zur Pferdedressur – wiederzugeben. Für jede Art Arbeit bringen die Anhänger dieser Schule ähnliche Mittel zur Anwendung. Ich unterlasse es, diese zu beschreiben.

Dasjenige Pferd, welchem man gelehrt hat, unter alleiniger Zuhülfenahme von Schenkel und Zügel, und deren Gesammtwirkung – zu piaffiren, thut das überall nach dem Belieben seines Reiters, zu jedem Moment und an jedem Ort.

Es ist trotz alledem nicht weniger wahr, dass das System der neuen Schule fast überall zur Anwendung kommt. Man dressirt Pferde, ohne sie zu besteigen, und zwar mit Hülfsmitteln, die denjenigen nicht unähnlich sind, welche man in der Dressur von Affen und Ziegenböcken in Anwendung bringen könnte. Das ist, was man in Wien ironisch „Pudeldressirung“ *(du dressage de caniches)**) nennt.

Es ist übrigens leicht, sich von den Ursachen Rechenschaft zu geben, welche es zu Wege bringen, dass das in dieser Weise gelehrte Piaffiren immer schlecht sein wird. Entscheidend dafür ist nämlich: zunächst: jeder Fortschritt ist unmöglich, sodann: – würde die Einwirkung der Reit- oder Bahnpeitsche zur Folge haben, dass die Kruppe gehoben wird, dass die

*) In die nämliche Kategorie muss man das seitens gewisser Autoren empfohlene Verfahren zählen: dem Pferde nämlich, welchem man das Piaffiren oder das Passagiren lehrt, eine Arie in zwei Tempo's vorzusingen.

Ich selbst habe niemals ein Pferd vermittelst eines Musikstückes dressirt; mein ganzes Orchester steckt in meinen Sporen. Wenn meine Pferde Musik zum ersten Male hören, so kommen sie dadurch zunächst aus dem Takt, aber sie machen sich davon leicht wieder los. J. Fillis.

Tritte der Hinterbeine diejenigen der Vorderbeine an Höhe überragen und, dass der Hals nothwendigerweise herabgesenkt wird. Nun also: Beim Piaffiren, wie beim Passagiren müssen die Tritte der Vorderbeine an Höhe immer diejenigen der Hinterbeine überragen. Diese Art des Gehens stellt sich nämlich heraus, wenn man diese Bewegung unter alleiniger Zuhülfenahme von Zügel und Schenkel lehrt; denn nur dadurch werden die Sprunggelenke unter den Schwerpunkt des Thieres geschoben, was die Aufrichtung des Halses und folglich die bedeutendere Höhe der Vorhand hervorrruft.*)

Man wird begreiflich finden, das die Pferde der neuen Schule niemals im wahren Sinne des Wortes – „dressirt" – sind. Es sind höchstens Maschinen, Automaten, welche der erste beste in Bewegung setzen, und von welchen er die oder die Arbeit, gute oder schlechte, erzielen kann, wenn man ihm nur lehrt, wie, wann und wo er drücken muss.

Der Stallmeister der neuen Schule wird sich übrigens wohl hüten, jemals den Versuch zu machen, ein Vollblutpferd zu dressiren, weil er sehr gut aus der Er-

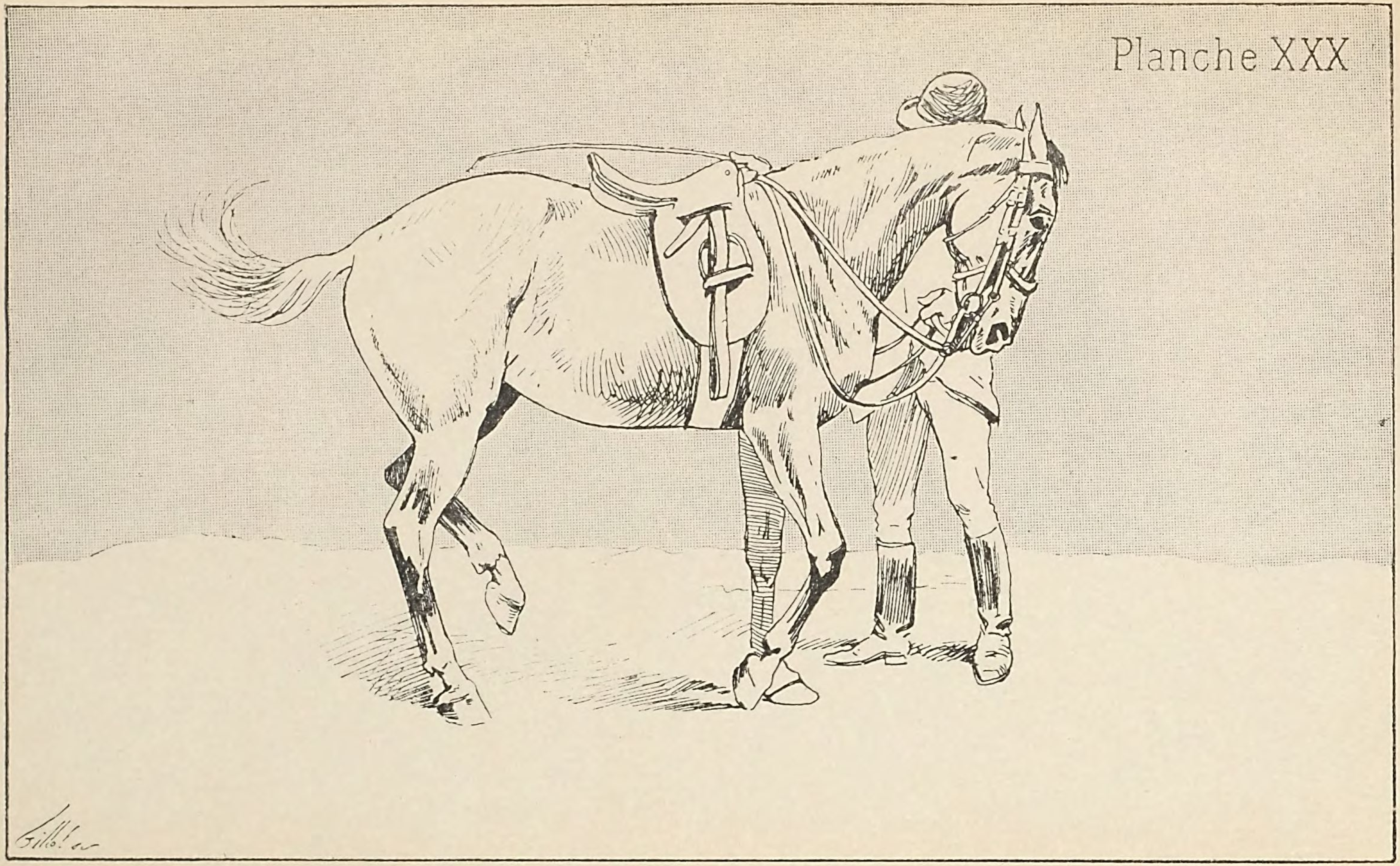
*) Man vergleiche die Figuren 1. und 2. der Tafel XXIX mit Tafel XXX, hergestellt nach einer Photogravure, welche veröffentlicht ist in einem neuerlichen Werke, wo vom Piaffiren vermittelst der Reitpeitsche — die Rede war. In Tafel XXX, sind Kopf- und Halshaltung so fehlerhaft, die Vorhand ist so überlastet, dass das rechte Vorderbein, welches in der Luft sein müsste, (wie in Fig. 1. und 2. der Tafel XXIX) sich überhaupt nicht heben kann. In Tafel XXX. — im Gegensatz zu Tafel XXIX. — biegt das Thier einfach das Knie, der Huf schleppt auf der Erde. Nur die Hinterhand piaffirt und ist höher als die Vorhand. Gegen die Absicht des Autors sind alle Mängel des Piaffirens vermittelst der Peitsche — in dieser Figur zutreffend zur Darstellung gekommen.
J. Fillis.

fahrung weiss, dass nervöse, energische und mächtige Pferde sich nicht mit Stricken festbinden lassen. Diese Herren unterstützen – um sich zu rechtfertigen – die Anschauung, dass dem Vollblutpferde die Biegsamkeit fehle. Wahr ist aber, dass das Vollblutpferd biegsamer, wenn auch weniger duldsam ist als andere Pferde. Uebrigens verdankt man dieser neuen Schule alle jene Reiterinnen *(amazones)*, welche – da sie entweder nicht reiten lernen können, oder nicht reiten lernen wollen – es für viel einfacher halten, ein mechanisch abgerichtetes Thier zu kaufen, es vermittelst Peitschenhieben auf Beine, Kopf, Kruppe und überall ein wenig, – auf diese unleidliche Art arbeiten zu lassen.

Die wahren Freunde der Reitkunst sind weit entfernt davon, diese Art Reiterei gut zu heissen, welche sich zusammensetzt aus Verdrehungen und was sonst immer: sei es nun im Circus, das Pferd auf den Knieen rutschen zu lassen, sei es, den Kopf auf dem Erdboden auszustrecken, wie ein Kalb, welches seine Abschlachtung erwartet, oder sei es ein Spaziergang auf dem Circusgeländer und dergl. mehr.

Ohne Zweifel spendet das grosse, über die Reitkunst wenig unterrichtete Publikum trotzdem Beifall; aber es ist traurig, dass die Kunst in der Reiterei so tief gefallen ist.

Um zu wissen, ob der Reiter in Wirklichkeit Kenntniss von der Kunstfertigkeit eines Pferdes besitzt, genügt es, das Thier anzusehen. Wenn dieses durchlässig, immer gut gestellt, immer im Schwunge ist, und wenn es alle Bewegungen mit so viel Eifer ausführt, dass es augenscheinlich wird: es arbeite mit Lust — dann kann man sicher sein, dass man es nicht mit einem Anhänger der neuen Schule, und noch


Planche XXX

weniger mit einem mechanisch abgerichteten Pferde zu thun hat, wovon ich eben gesprochen habe.

Ich füge noch hinzu, dass der Reiter immer ohne Peitsche reiten, hingegen die Reiterin sich aber der Peitsche nur als Ersatz für den fehlenden rechten Schenkel bedienen soll, d. h. um damit auf der rechten Seite – und nur da – dicht hinter den Gurten einzuwirken.

Es ist nicht zweifelhaft, dass die von der neuen Schule anerkannte Methode mit Vorliebe von Denjenigen befolgt werden wird, welchen alle Arbeit ein Greuel ist; diese Art Reitkunst ist Jedermann zugänglich, wenn sie ihm nur während mehrerer Tage praktisch gezeigt wird; dagegen kann man einem wahrhaften Stallmeister Jahre lang bei der Arbeit zusehen und wird doch verhältnissmässig nur wenig lernen. So ein Stallmeister bedient sich aber auch nur thatsächlich der Hände und Schenkel, und das auch noch mit solcher Zartheit, mit so ineinanderfliessenden Bewegungen, dass das Auge des Beschauers sie kaum festhalten kann.

Im Ganzen dressirt die neue Schule das Pferd vermittelst Kunstgriffen *(trucs)*. Deshalb kann der Erste Beste – sobald er im Besitz dieser Kniffe ist – gewisse Resultate erzielen. Die alte Schule ist – im Vergleich zur neuen – das, was das Klavier im Vergleich zum Leierkasten ist. Um sich als ein wirkliches Talent auf dem erstgenannten dieser Instrumente zu zeigen, bedarf es langer Studien und grosser Ausdauer, und dennoch kommt nicht Jeder, der es wohl möchte, so weit. Hingegen genügt es, um den Leierkasten zu spielen, dass man mässig starke Arme hat, um den Handgriff herumzudrehen. Im ersteren Falle kann man bei Arbeit und Geduld ein Künstler werden, im zweiten macht man nur Lärm; und das ist Alles.

XIV.

Unterschied zwischen Passigiren und Spanischem Trab
(Différence entre le passage et le trot espagnol).

Selbst Leute, die gut reiten, können Passage und Spanischen Trab nicht von einander unterscheiden.

Bei der Passage sind Kniee und Fesselgelenke gebogen; beim Spanischen Trab sind sie gestreckt.

Je weniger Terrain man im Passagiren gewinnt, desto besser ist es; das Tempo in der Luft spricht sich deutlicher aus, und das Pferd scheint sich von unten heraus zu heben.

Im Spanischen Trab dagegen, soll man mit jedem Tritt so viel Terrain als möglich zu gewinnen suchen.

Um angenehm aufzufallen, muss der Gang hoch und gestreckt sein, doch ohne Uebereilung; denn übereilte man sich, so könnten die Vorderbeine – in der Luft schwebend – das Tempo nicht genügend markiren.

Es giebt noch einen anderen Trab, den sogenannten „schwimmenden“ *(nageur)*, in welchem das Pferd mit aller ihm eigenen Schnelligkeit trabt und dabei mit dem jeweilig vorn befindlichen Bein das Lufttempo – schwebend andeutet; da der Gang aber sehr schnell gezeigt werden soll, so ergiebt sich von selbst, dass das Schweben in der Luft sich als Tempo hierbei weniger deutlich markiren kann, als im Spanischen Trabe.

Ich bin übrigens der Meinung, dass dies kein Schulgang ist. Ein Pferd, welches im Trabe mit Schulter und Knie schön herauskommt, führt diesen schwimmenden Trab am natürlichsten aus. Ich begnüge mich mit der blossen Erwähnung dieser Trabart.

XV.

Schlangenlinie im Trabe
(Serpentine au trop).

Diese Uebung besteht darin, dass das Pferd im versammelten Trabe vier Tritte nach links und vier Tritte nach rechts macht. Das Pferd muss ununterbrochen auf zwei Hufschlägen gehen, wobei die Vorhand immer nach derjenigen Seite hin, nach welcher man gerade reitet, etwas mehr Terrain gewinnen soll, damit die Hinterhand der Vorhand nicht vorauskommt.

Dieser Schulgang *(air)* scheint einfach zu sein; er ist aber – im Gegentheil – sehr schwer richtig auszuführen. Man wird sich in der That sehr schnell davon überzeugen, dass Einem nur eine ausserordentlich kurze Zeit verbleibt, um das Pferd von einer Diagonale zur anderen weich und ohne Erschütterung hinüberzuleiten.

Alles Verdienst und ebenso alle Schwierigkeiten dieser Uebung liegen darin, genau vier Schritte nach jeder Seite hin auszuführen. Wenn das Pferd einmal drei, und das andere Mal fünf Schritte macht, dann kann allerdings weder von Schwierigkeiten, noch Verdiensten und Interesse mehr die Rede sein.

XVI.

Galopp auf drei Beinen
(Galop sur trois jambes).

Man kann ein Pferd auch auf drei Beinen galoppiren lassen. In diesem Falle entwickeln sich die drei ersten Tempo's, wie beim versammelten Galopp (zu vier Tempo's), nur bleibt das vierte Tempo in der Luft.

Wenn man z. B. rechts galoppirt, so bleibt das rechte Vorderbein in der Luft, ohne jemals die Erde zu berühren.

Nur wenige Pferde führen den Galopp auf drei Beinen in glänzender Weise aus. Zwar erlernen viele diesen Gang in unvollkommener Weise, aber nur ein sehr energisches Pferd ist im Stande – ohne dabei jemals die Erde zu berühren – sein Vorderbein hübsch ausgestreckt während der ganzen Dauer der Bewegung in der Luft zu erhalten. Aber nur unter dieser Voraussetzung bietet die Uebung Interesse, oder erregt sie Aufsehen.

Wenn der Leser meinen Auseinandersetzungen aufmerksam gefolgt ist, weiss er, dass ein dressirtes Pferd zu dieser Kunstleistung eine gewisse Vorbereitung insofern genossen hat, als es bereits an das Ausstrecken der Vorderbeine gewöhnt wurde. Trotzdem ist es sehr schwer, dem Pferde die Ausführung dieses Schulgangs begreiflich zu machen. Es hat allerdings nur gelernt, die Vorderbeine eins nach dem anderen zu heben, zu strecken und dann zur Erde niederzusetzen, während es sich jetzt darum handelt, nur ein Bein ausstrecken zu lassen und es in dieser Stellung zu erhalten.

Wenn ich z. B. auf dem rechten, in der Luft bleibenden Beine Galopp wünsche, so wird dieser, vier Tempo's zählende, nur drei davon auf der Erde markiren; das erste Tempo giebt das linke Hinterbein, das zweite das rechte Hinterbein, das dritte das linke Vorderbein – ab. Das vierte Tempo markirt sich in der Luft mit dem rechten Vorderbein, welches in seiner ganzen Länge so hoch als möglich ausgestreckt bleibt.

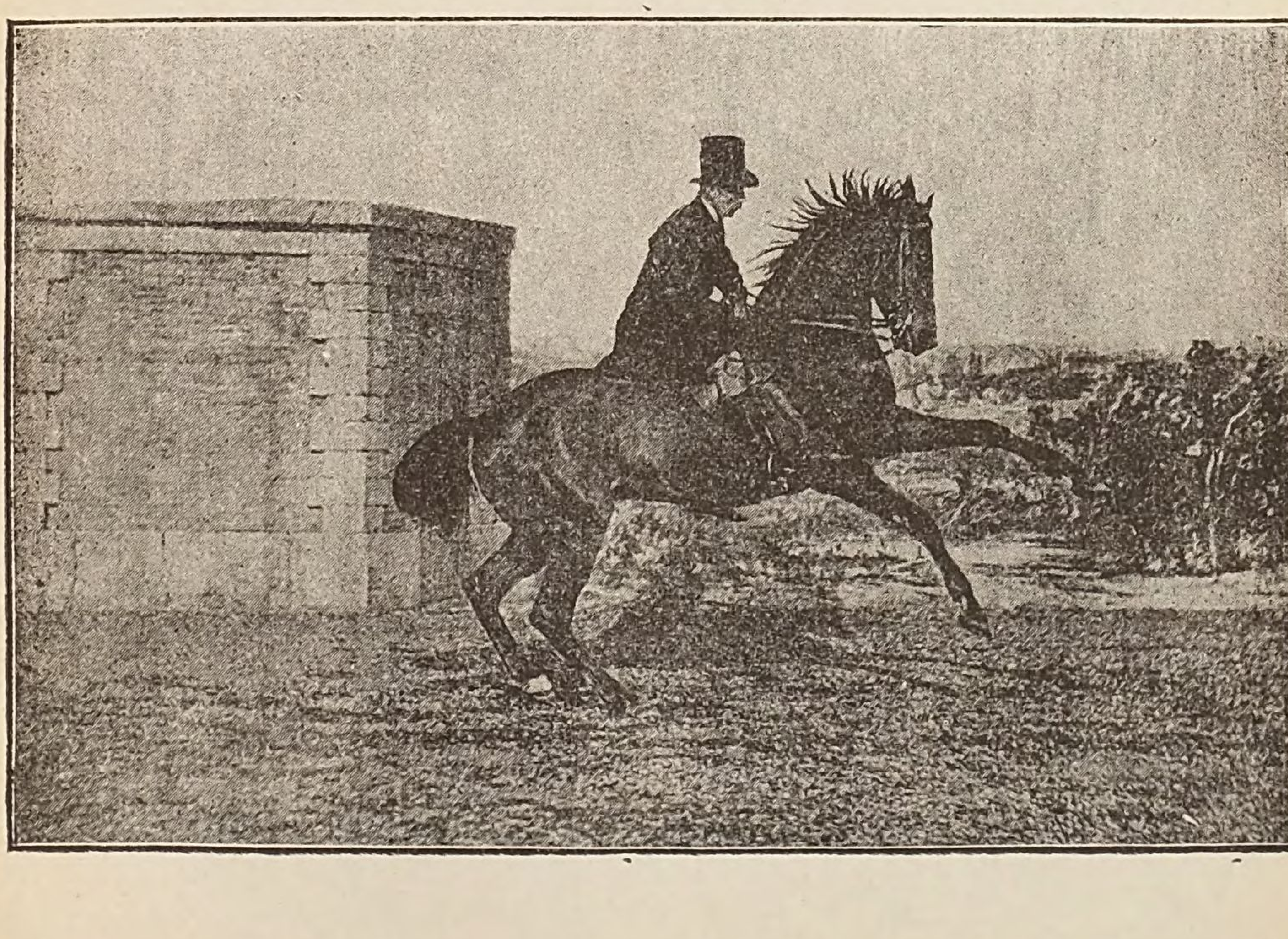
Bevor man diese Arbeit vom Pferde verlangt, muss abgewartet werden, bis das Pferd vollständig durchgearbeitet ist und keinerlei Widerstand mehr leistet.

PLANCHE XXXI

Fig. 1.



Fig. 2.



Zu dieser Uebung werde ich dann thatsächlich über zwei Kunstleistungen zu verfügen haben, wovon jede einzelne besonders erlernt ist: der gewöhnliche Rechts-Galopp als solcher und ferner das Ausstrecken des rechten Vorderbeins.

Aus der Verbindung dieser beiden Einzelleistungen ergiebt sich dann (für mich) der Rechts-Galopp auf drei Beinen.

Bei beiden ist mein linker Schenkel mein hauptsächlichster Helfershelfer.

Theoretisch könnte es scheinen, als ob man den Rechts-Galopp auf drei Beinen ganz leicht durch kräftigen Gebrauch des linken Schenkels erzielen könne: in der Praxis ist das aber nicht so einfach; denn, hat man auch sein Pferd in den (Rechts-) Galopp gesetzt, so könnte man dasselbe lange von links her angreifen und würde dadurch doch nur die Hinterhand nach rechts treiben, oder erreichen, dass das Pferd forteilte; nicht aber, dass es sein rechtes Bein streckte. Man muss es also in den Rechts-Galopp setzen und nach kurzer Pause *(un temps d'arrêt)* das rechte Bein ausstrecken lassen. Ist das erreicht, höre man auf damit, belobe das Pferd, fange wieder an und wiederhole das Nämliche recht oft.

Wenn das Pferd auf diesen einen Moment des Halts sein Bein willig streckt, lasse man es die gleiche Uebung wiederholen, mache dazu aber nur eine kürzere Pause *(un temps moins accentué)*.

Da hierbei eben nicht der ganze Schwung verloren geht, weil es sich nur um eine halbe Pause handelt, wird das Pferd in der Erwartung, das Bein heben zu müssen, dem Halt zuvorkommen und fast immer – das eine Bein ausgestreckt in der Luft – einen Galopp-

sprung machen. Man halte an, lobe und beendige die Unterrichtsstunde.

Man sieht also, dass aus diesen beiden, zuerst getrennten Uebungen, sich eine einzige zu bilden anfängt. Das ist aber noch nicht ausreichend.

Wenn das Pferd diese Arbeit ohne Schwierigkeit und ohne Steifheit ausgeführt hat, muss man die Streckung des Beins ohne die halbe Pause verlangen, indem man darauf Bedacht nimmt, die Gangart durch Anheben der Vorhand verlangsamt auszuführen. Man muss recht behutsam zu Werke gehen und sich lange Zeit hindurch mit zwei oder drei Galoppsprüngen begnügen, wobei allerdings das Bein vollständig ausgestreckt werden und besonders auch eine Weile in der Streckung erhalten werden muss.

Wer auf sein Pferd genügenden Zwang ausüben will, dass es sein Bein hoch in der Luft behält, der spanne selbst seine ganze Energie an, denn die Thätigkeit des linken Schenkels hat nicht nur den Zweck, das rechte Bein des Pferdes in der Luft aufrecht zu erhalten, sondern es soll auch – mit Unterstützung des rechten Schenkels – fortfahren, die Hinterhand unter den Schwerpunkt zu holen und dadurch den Galopp zu erhalten. Mit anderen Worten: man kann sich nur durch einen energischen Druck beider Schenkel im Galopp behaupten und gleichzeitig nur durch kleine, wiederholte Hülfen des linken Sporns das rechte Bein des Pferdes in der Luft festhalten.

Es bedarf ebenso grosser Anstrengung des rechten, wie des linken Schenkels, um das Ausfallen der Kruppe nach rechts zu verhindern. Nimmt das Pferd Querstellung an, so muss man anhalten und das Pferd gerade stellen, bevor man wieder anfängt; denn in dieser

Querstellung fehlt dem Pferde der Schwung, und man kann in dieser Stellung nur ein Strecken des Beins, oder den Galopp erzielen, niemals aber beide vereint.

Es ist unerlässlich, das Pferd auf gerader Linie zu erhalten und ihm einen Stützpunkt an dem rechten Trensenzügel zu gewähren, um ihm so die Aufrechterhaltung des rechten Beins zu erleichtern. Der Galopp auf drei Beinen lässt sich ebensowohl rechts wie links ausführen.*)

*) Siehe die Photogravuren. Tafel XXXI, Fig. 1: „Germinal" im Links-Galopp auf drei Beinen; in die Hand gestellt ohne hohe Versammlung. Weil diese nicht vorhanden ist, markirt der Galopp vier Tempo's auch deshalb, weil die energische Aufrichtung der Vorhand selbst das andere, nicht gestreckte Bein in der Luft zurückhält.

Tafel XXXI, Fig. 2: „Germinal" im Rechts-Galopp auf drei Beinen in hoher Versammlung. Man beachte, wie sehr die energische Spornhülfe, welche für die hohe Versammlung nothwendig wurde, die Streckung des in der Luft bleibenden Beins vermehrt und wie sie, indem sie die Hinterhand unter den Schwerpunkt bringt, die Höhe der Action steigert.

Die Tafel XXXII zeigt „Germinal", wie er, zum Steigen ansetzend, einen Sprung nach vorwärts macht *(pointant)*, und das rechte Vorderbein ausgestreckt hält und zwar in dem Augenblick, als ich ihm den Rechts-Galopp auf drei Beinen bei hoher Versammlung abverlange. Das Pferd hatte angefangen, das Bein ganz nachlässig auszustrecken; als aber der Sporn energisch eingriff, entstand dieser Sprung *(pointe)* in demselben Augenblick, als das rechte Bein sich in vollkommenster Streckung befand. Dies bewies den absoluten Gehorsam, und unmittelbar nach diesem Pointiren setzte sich das Pferd bei hoher Versammlung in den Rechtsgalopp auf drei Beinen, und ist das auf Tafel XXXI, Fig. 2 wiedergegebene Photogramm unmittelbar hinterher aufgenommen worden.

Man beachte ferner — in Uebereinstimmung mit dem, was ich schon empfohlen habe — dass die Sporen im Pointiren hinter den Gurten bleiben, während die Hand nachgiebt.

Es ist allerdings richtig, dass auf Tafel XXXII die Zügel viel weniger straff sind, als in Figur 2 der Tafel XXXI, wo die Hände eingreifen, während sie auf Tafel XXXII bis zum Halse vorgeschoben sind. J. Fillis.

Ich weiss nicht, ob schon Andere vor mir einen derartigen Galopp ausgeführt haben. Jedenfalls habe ich ihn niemals und von Niemandem ausführen sehen und in keiner Abhandlung über Kunstreiterei eine Beschreibung gefunden.

XVII.

Passagiren rückwärts

(Passage en arrière).

Dies ist eine Kunstleistung *(air)*, deren Ausführung mit sehr grossen Schwierigkeiten verknüpft ist; denn es handelt sich darum, nach rückwärts Terrain zu gewinnen und dabei doch die wohlabgemessenen Diagonaltritte beizubehalten und ein gleiches Hochheben der hinteren Gliedmaassen zu erhalten, wie in den Bewegungen nach vorwärts. Bei allen Rückwärtsbewegungen neigen die Hinterbeine dazu, den Erdboden so wenig als möglich zu verlassen. Ausser, wenn man seiner Sache absolut sicher ist – wie man es sein müsste, wenn man ähnlich schwierige Dinge vornimmt – wirkt man oft, ohne es zu wollen, zu viel von vorn nach hinten ein, wodurch das Gewicht von der Vorhand auf die Hinterhand verlegt wird, welche so ihrerseits an Erhebung einbüsst. Um diesen Unzuträglichkeiten vorzubeugen, muss man das Zurücktreten in der Weise, wie ich schon früher angegeben, mehr mit dem Gesäss bewirken, und nicht mit den Zügeln *(mains)*.

Es wäre ein Irrthum zu glauben, dass man von der Passage nach vorwärts so ohne Weiteres zu der Passage nach rückwärts übergehen könne. Um letztere zu erzielen, ist es nöthig, zunächst ein natürliches, lang-

PLANCHE XXXII.



sames und erhabenes Piaffiren durchzumachen, welches im Grunde genommen doch nichts weiter, als eine auf der Stelle ausgeführte Passage ist.

Erst wenn das Pferd richtig auf der Stelle piaffirt, muss man versuchen, mit jedem Tritt *(battue)* einige Centimeter Terrain nach rückwärts zu gewinnen.

Zu dem Zweck nehme ich die Schenkel mehr heran, fordere mehr Versammlung, ohne von vorn nach hinten zu ziehen, und verlege mein Gesäss im Sattel — mehr nach hinten, indem ich mit jedem Tritt mich fest hinsetze.

Zufolge der bis auf's Höchste gesteigerten Versammlung sind Gleichgewicht und Beweglichkeit des Pferdes derartig beeinflusst, dass die geringste Verschiebung des Reitergewichts thatsächlich das ganze Pferd in jeder Beziehung mitzieht; in dem uns hier beschäftigenden Falle also nach rückwärts.

Dieses Mittel, um das Rückwärts-Passagiren zu erreichen, ist ein langwieriges und schwieriges, aber es ist das einzige, welches Erfolge aufweist.

XVIII.

Das ballottirende Piaffiren (das Piaffiren im Schaukeltritt)

(Piaffer ballotté).

Beim Piaffiren im Schaukeltritt sollen z. B. die rechtsseitigen Beine sich heben und auf den alten Platz niedergesetzt werden, während die linksseitigen ein Tempo vorwärts, ein Tempo rückwärts machen und ebenso immer wieder auf ihre alte Stelle zurückkehren müssen. Die linken Beine sollen dieses Kommen und Gehen von hinten nach vorn nicht allein markiren,

sondern auch die linke Schulter und Hanke sollen diese Bewegung mitmachen, ohne dass die rechten Beine auch nur den geringsten Antheil daran nehmen. Diese sollen nur regelmässig auf der Stelle piaffiren. Baucher hat unter grossem Aufsehen diese Art des Piaffirens mit einer Stute, „Stades" genannt, ausgeführt. Was mich betrifft, so habe ich in diesem Schultritt vier Pferde dressirt, welche denselben je nach dem Grade ihrer Energie mehr oder minder glänzend vollführt haben.

Es ist sehr schwer, auseinanderzusetzen, wie man dieses Piaffiren im Schaukeltritt lehrt, indess will ich es doch zu thun versuchen: Zunächst wird man beachten müssen, dass man so etwas nur von einem Pferde verlangen kann, welches hoch und langsam piaffirt. Da dieser Schultritt eine ausserordentliche Beweglichkeit erfordert, genügt schon der geringste Zügelanzug, um ein (oder das andere) Bein ein Wenig zurücktreten zu lassen, ebenso, wie auch die kleinste Vermehrung des Sporngebrauchs ein (oder das andere) Bein etwas mehr vortreiben wird.

Ist man im Piaffiren begriffen, so muss man mit Hülfe der Schenkel das linke Hinterbein unter den Schwerpunkt treiben, wo es niedergesetzt wird. Während die rechte Diagonale im Stütz ist, bleibt das linke Vorderbein – welches unter dem nämlichen Einfluss der Schenkel des Reiters – in d e m j e n i g e n Augenblick vorgebracht wurde, in welchem das linke Hinterbein unter den Schwerpunkt tritt – in der Luft schwebend erhalten und im Knie gekrümmt; wobei das rechte Hinterbein in der Luft ist.*) Nun muss sofort die Hand

*) 1. Photogravure Tafel XXXIII, Fig. 1. J. Fillis.

PLANCHE XXXIII

Fig. 1.

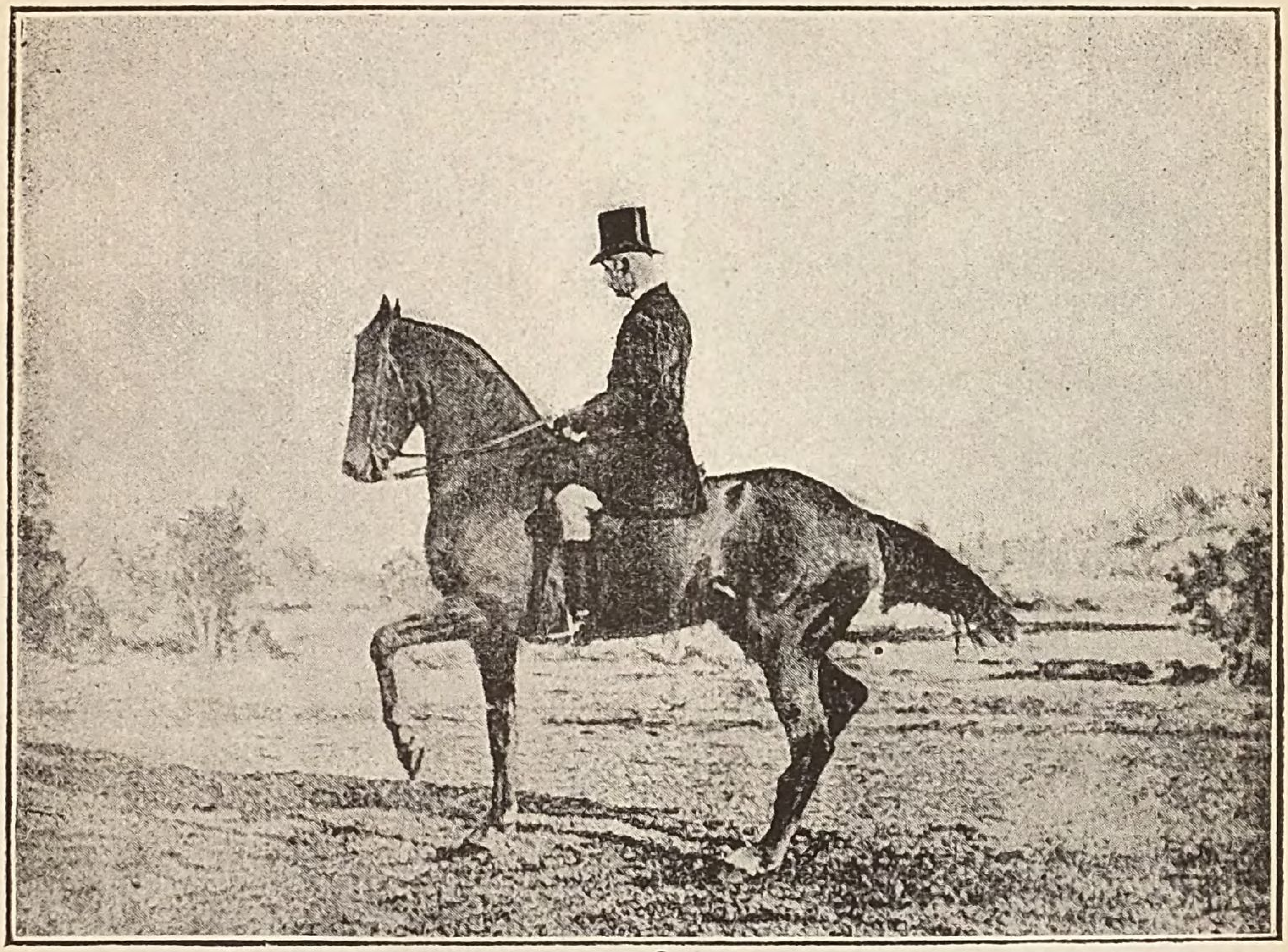
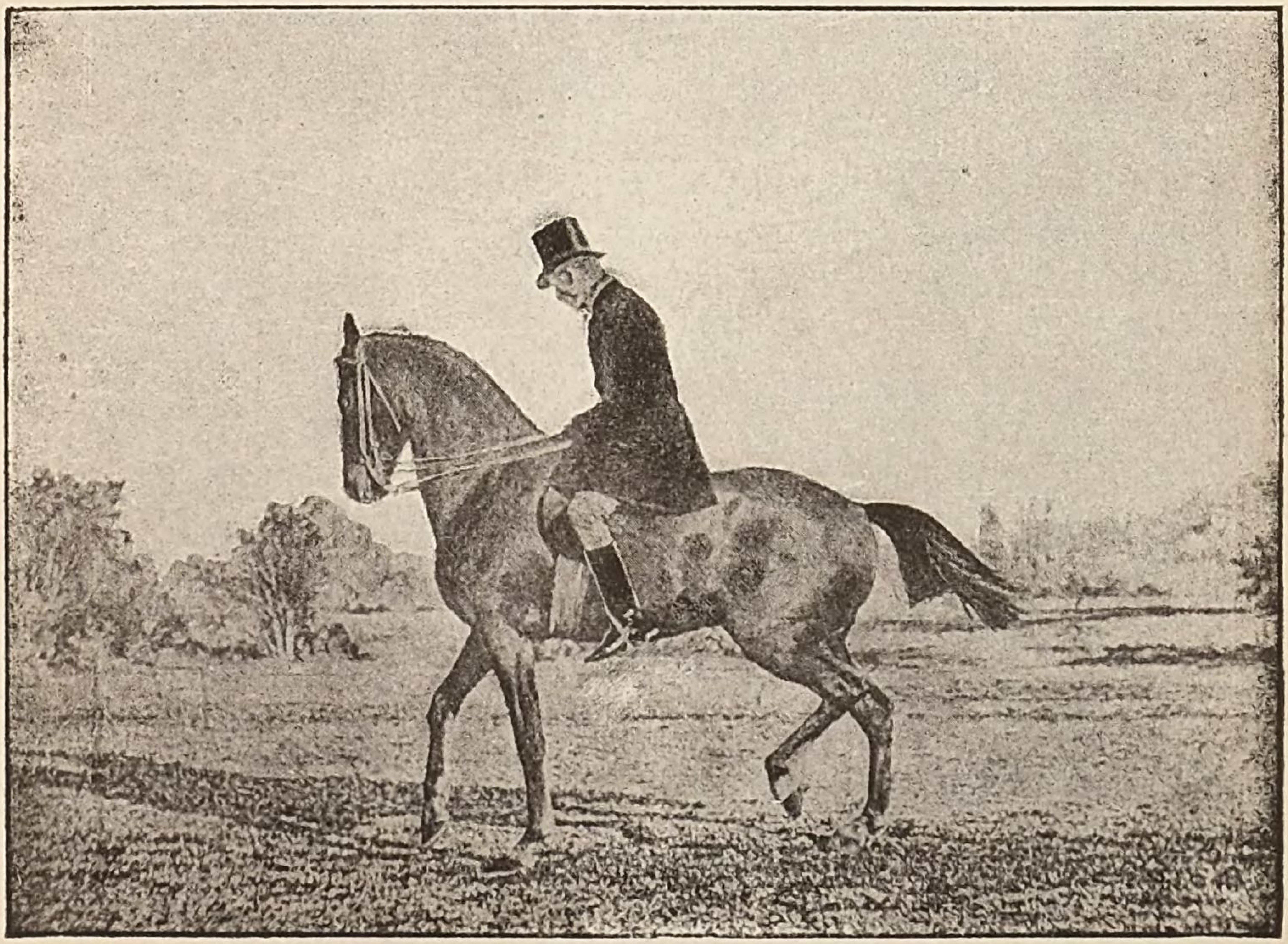


Fig. 2.



in Thätigkeit treten, um das linke Vorderbein zurückzuführen, welches hinter dem rechten Vorderbein zu stehen kommt und so mit dem rechten Hinterbein die linke Diagonale bildet, während nunmehr das linke Hinterbein zu dem Tempo in der Luft an der Reihe *(à son tour)* ist und gleichzeitig das rechte Vorderbein seine piaffirende Bewegung ausführt.*)

Man sieht, dass zur Vorwärtsbewegung das linke Hinterbein es ist, welches sich vor das rechte setzt (Fig. 1) und dass zur rückschreitenden Bewegung es hingegen das linke Vorderbein ist, welches sich hinter das rechte setzt (Fig. 2) wodurch dieses Gehen und Kommen von hinten nach vorn zur Darstellung gelangt.

Wenn man meine Ausführungen verstanden, hat man bemerken müssen, dass diese Art des Piaffirens sich — wie das gewöhnliche Piaffiren — durch den diagonalen Zweitritt darstellt, trotz seines einseitigen Kommens und Gehens. Es ist recht schwer, mit mathematischer Sicherheit genau d e n Moment anzugeben, zu welchem der Reiter den oder den Zügel oder Schenkel in Anwendung bringen soll. Die Thätigkeit beider Zügel und beider Schenkel macht sich durch eine Reihe einander so naheliegender Bewegungen bemerkbar, dass sie beinahe eine ununterbrochene zu sein scheint. Hier zeigt sich so recht in vollem Glanz diese erste aller Eigenschaften des Reiters, der Reitertact. So viel will ich noch sagen, dass ich den rechten Sporn ver-

*) 2. Photogravure Tafel XXXIII, Fig. 2.

Man beachte hier, dass — im Vergleich mit Fig. 1 zu der Rückwärtsbewegung nur die Trense etwas mehr ansteht. Die Winkelung der Kandarenanzügel ist kaum mehr vorhanden (die Kandare fällt kaum noch durch), nur das Gesäss des Reiters treibt zurück. J. Fillis.

mehrt wirken lasse, um das Vortreten des linken Hinterbeins hervorzurufen und um das Aushalten des linken Vorderbeins in der Luft unterstützen zu helfen; gleichzeitig aber gebrauche ich tüchtig meinen linken Schenkel, um das Ausfallen des linken Hinterbeins nach links zu verhindern, welches doch durch meinen rechten Schenkel dorthin getrieben wurde.

Zu der rückwärtigen Bewegung stehen meine Zügel an, aber der linke in dem Moment etwas mehr als der rechte, in welchem ich das linke Vorderbein zurücktreten lasse.

Der Reiter muss unausgesetzt viel Schenkel und selbst den Sporn gebrauchen, den rechten Zügel aber fast garnicht und den linken nur sehr wenig.

XIX.

Galopp auf der Stelle, Galopp rückwärts
(Galop sur place, galop en arrière).

Der Galopp auf der Stelle ist ein bis auf's Aeusserste verkürzter Galopp. Er ist dem Vorwärts-Galopp in jeder Beziehung ähnlich, nur das die Beine dabei kein Terrain nach vorwärts gewinnen dürfen. Ist man so weit gekommen, so fehlt nicht viel mehr zum Rückwärts-Galopp. Der Rückwärts-Galopp ist eine ganz regelmässige Gangart, bei welcher sich – ebenso, wie beim Vorwärts-Galopp in hoher Versammlung – die vier Tempo's wohl auseinander halten lassen. Es ist dies der schwierigste und verwickelste aller Schulgänge. Ich rathe, sie nur an allerletzter Stelle zu versuchen und sie insonderheit nur von auserlesenen Pferden zu verlangen. Es bedarf wirklich eines ausnehmend guten Kreuzes und guter Sprunggelenke, um die, bis auf's

Aeusserste getriebene hohe Versammlung zu ertragen, ohne welche es unmöglich ist, diesen Schulgang zu erzielen.

„Gant“, Vollblut von „Gantelet“ und der „Mademoiselle de la Romanerie“ vollführte diesen Rückwärts-Galopp spielend und war, nachdem er in dieser Gangart sogar den ganzen Hufschlag herum durchgeführt hatte, so frisch wie zuvor.

Baucher hat den Rückwärts-Galopp entweder nicht zu beschreiben gewusst, oder ihn nicht beschreiben können. Nachstehend diejenige Erklärung, die er in der 14. Ausgabe seiner „Methode d'équitation“ auf Seite 155 hierüber giebt; eine Erklärung, die augenscheinlich mit dem übereinstimmt, was er in der Praxis ausführte:

„Zurücktreten *(reculer)* im Galopp: die Tempo's sind die nämlichen, wie zum gewöhnlichen Galopp, aber die vorn befindlichen Beine treten – erst einmal herausgebracht – anstatt nach vorwärts Terrain zu gewinnen, nach rückwärts, damit die Hinterhand die gleiche rückwärtige Bewegung ausführt, sobald die (bis dahin v. Z. O.) vorn befindlichen Beine auf den Erdboden niedergesetzt werden.“

Wie ist es möglich, das Baucher eine solche Beschreibung vom Rückwärts-Galopp machen kann, nachdem er gesagt hat, er liesse sich wie der Vorwärts-Galopp ausführen? Zweifellos ist doch der Rückwärts-Galopp, wie der Vorwärts-Galopp bei hoher Versammlung – eine Gangart zu vier Tempo's, aber gerade aus diesem Grunde kann man bei einer Gangart nicht von Galopp sprechen, in welcher die Hinterhand erst ihre rückwärtige Bewegung antritt, wenn die vorngewesenen Extremitäten Fuss fassen.

Was ist denn das für eine Gangart, in welcher die beiden Vorderbeine Fuss fassen, wo die beiden Hinterbeine gleichzeitig dasselbe thun? Wo ist in diesem Falle der Galopp? Man braucht kein grosser Stallmeister zu sein, um zu verstehen, dass Baucher eine Gangart zu zwei Tempo's beschrieben hat: das erste Tempo auf der Vorhand, das zweite auf der Hinterhand. Das ist aber kein Galopp mehr, das sind ganz einfach kleine Sprünge nach rückwärts. Man kann nur dann von Galopp sprechen, wenn die Vorderbeine eins nach dem anderen, und ebenso die Hinterbeine zur Erde gesetzt werden, und wenn ferner eines der Hinterbeine sich zu derselben Zeit auf der Erde befindet, als das entgegengesetzte Vorderbein, woraus sich die linke Diagonale ergiebt, wenn das Pferd rechts, hingegen die rechte Diagonale, wenn das Pferd links galoppirt.

Baucher hat den Ausdruck „Rückwärts-Galopp“ erfunden, aber er hat diese Gangart durchaus missverstanden. Beweis hierfür ist, dass er niemals angiebt, auf welchem Bein das Pferd galoppirt respective galoppiren soll.

Da ich „Gant“ für eine Dame dressirte, habe ich ihm den Rückwärts-Galopp auf dem rechten Bein — gelehrt, damit die Reiterin ihn in dieser Gangart mit Hülfe ihres Sporns, den sie doch nur auf der linken Seite führt, erhalten könne.

Ich selbst habe noch mehr gemacht: Ich bin dahin gelangt, mein Pferd ganz nach meinem Belieben bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein in Rückwärts-Galopp zu setzen, und es darin zu erhalten. „Germinal“, Vollblut von Flavio aus der Pascale, den ich für mich dressirte, galoppirt rückwärts auf einem

Bein so gut, als auf dem anderen. Ich nehme als mein Eigenthum die Ehre in Anspruch, als Erster dieses Resultat erzielt zu haben. Wenn ein Pferd rückwärts galoppirt, muss man – eben so gut, als wenn es vorwärts galoppirt – immer angeben können, auf welchem Bein es ist.

Der Rückwärts-Galopp links soll sich markiren, als ob das Pferd im Galopp zu drei Tempo's – vorwärts ginge.*)

Erstes Tempo: rechtes Hinterbein; zweites Tempo: rechte Diagonale; drittes Tempo: linkes Vorderbein. Die grosse Schwierigkeit liegt darin, zu verhüten, dass die Hinterbeine in derselben Höhe (nebeneinander) niedergesetzt werden. Dasselbe gilt von den Vorderbeinen. Das rechte Hinterbein soll weiter nach hinten zu stehen kommen, als das linke Hinterbein; und zwar so, dass der Abstand von vorn nach hinten zwischen diesen beiden Beinen fast ebenso gross bleibt, als im gewöhnlichen Galopp. Ich sage fast denselben Abstand, denn da die Galoppsprünge als solche schon kürzer sind, kann der Abstand nothwendigerweise auch nur weniger gross sein. Ich habe kaum nöthig, hinzuzufügen, dass das rechte Vorderbein hinter dem linken Vorderbein – wie im Vorwärts-Galopp – sein soll. Gerade die Aufrechterhaltung der respectiven Stellung der Hinterbeine zu einander, und der Vorderbeine zu einander bereitet die grosse Schwierigkeit in Rückwärts-Galopp.

Wir haben gesehen, dass ein Galoppsprung sich aus drei Tempo's auf der Erde zusammensetzt; aus

*) Wissen wir doch, dass dieser Galopp in Wirklichkeit vier Tempo's hat. J. Fillis.

dem des hinten befindlichen Beins, aus dem der Diagonale und aus dem des vorn befindlichen Beins.

Das ist genau richtig in dem guten Jagd-Galopp, oder wie wir sagen, im munteren Mittel-Galopp *(galop gaillard)*.

Aber im Renn-Galopp, oder im Galopp auf der Stelle, oder aber im Rückwärts-Galopp, d. h. also, dann, wenn die Gegensätze sich berühren, lassen sich im Galoppsprung wirklich vier Tempo's unterscheiden. Im Linksgalopp z. B. kommen die beiden Beine, welche die rechte Diagonale bilden – anstatt den Erdboden zugleich zu berühren – in folgender Ordnung zu Erde: rechtes Hinterbein, linkes Hinterbein, rechtes Vorderbein, linkes Vorderbein.

Im Renn-Galopp ist diese Thatsache sehr ausgesprochen, aber die Schnelligkeit der Gangart verhindert es, dass sie augenscheinlich wird. Im Galopp auf der Stelle, und mehr noch im Rückwärts-Galopp ist diese Thatsache noch viel undeutlicher, und aus diesem Grunde ist sie für's Auge fast nicht wahrnehmbar. Bei dieser Gangart streifen die Hufe thatsächlich den Erdboden und erheben sich nur einige Centimeter über demselben. Um dies in diesen beiden Fällen festzustellen, bedarf es der Präcisionsapparate und der Augenblicksphotographie. Wie dem nun auch sei: die Thatsache besteht. Man kann also mit Recht sagen: im Renn-Galopp, im Galopp auf der Stelle und nach rückwärts machen sich nach und nach vier Abschwünge bemerkbar.

Beachten müssen wir indess, dass im Galopp auf der Stelle und nach rückwärts die Diagonale ihre Thätigkeit entwickelt wie im gewöhnlichen Galopp, mit dem alleinigen Unterschiede, (ein Punkt, den ich

PLANCHE XXXIV



in's grellste Licht setzen möchte) dass das Fussen des hinten befindlichen Hinter-Beins um einen – es ist wirklich wahr – kaum erkennbaren Moment dem Niedersetzen des vorn gewesenen Vorderbeins – welches zugleich mit ersterem die Diagonale bildet*) – vorausgeht. Um den Galopp auf der Stelle zu erzielen, beginne ich damit, meinen Galopp täglich um etwas zu verkürzen, aber dabei im Schwunge bleibend, d. h. das Pferd mit den Schenkeln auf die Hand treibend, welche um so leichter sein muss, als die hohe Versammlung bedeutend ist. Dadurch, dass ich nach und nach alle Tage die Galoppsprünge noch immer mehr verkürze, gelange ich endlich zum Galopp auf der Stelle, aber zu einem solchen mit Schwung; nicht hinter dem Zügel! Im Galopp hinter dem Zügel ist es unmöglich, sein Pferd in der Hand zu behalten: es wird nothwendigerweise damit enden, sich seinem Reiter zu entziehen, indem es zurückkriecht.

Jetzt handelt es sich darum, vom Galopp auf der Stelle zum Galopp nach rückwärts überzugehen. Deshalb suche ich – wenn mein Pferd auf dem Platz mit solcher Leichtigkeit und mit solcher Durchlässigkeit,

*) 1. siehe die Photogravuren.

Tafel XXXIV. „Germinal" im Galopp nach rückwärts, zweites Tempo. Die Photographie ist in dem Moment aufgenommen, wo die rechte Diagonale im Begriff steht, Fuss zu fassen: der linke Hinterfuss hat das schon vollführt, jedoch ist das rechte Vorderbein noch nicht so weit. Daher die vier Tempo's: die rechte Diagonale macht aber zwei Tempo's, anstatt ein einziges zu machen.

Es ist bemerkenswerth, dass der Pferdekopf — selbst bei dieser äusserst hohen Versammlung — eher etwas vor, wie hinter der Senkrechten bleibt. Das kommt daher, wie man sehen kann dass das Zurückgehen durch das Gesäss bewirkt wird, nicht durch die Zügel, welche garnicht anstehen. J. Fillis.

dass ich durchaus keinen Zügel mehr nöthig habe, galopirt – durch Einwirkung meines Gesässes und der Schenkel (nicht der Hände) einen oder zwei Centimenter nach rückwärts Terrain zu gewinnen. Die Schenkel erheben das Pferd und ich benutze den Moment, wo das Pferd in der Luft ist, um mein Gesäss mehr nach hinten in den Sattel zu schieben. Ich mache das nur mit dem Gesäss, nicht mit dem Oberkörper, lasse beinahe den Bügel los, um mein ganzes Gewicht auf das Gesäss zu bringen. In dem Moment, wo das Pferd keine Stütze*) hat, ist dessen Beweglichkeit eine solche, dass eine einzige Bewegung des Reiters ausreicht, um es ein wenig Terrain nach rückwärts gewinnen zu lassen, was genügt, um den Rückwärts-Galopp zu beginnen. Wenn man alle Tage nach und nach diese Versuche *(effets)* wiederholt und vermehrt, erzielt man den Rückwärts-Galopp, so wie ich ihn beschrieben habe. Wollte man das Zurückgehen durch Zügelhülfen versuchen, so würde die hohe Versammlung unmittelbar verloren gehen, weil die Hand die Sprunggelenke weit nach hinten zurückwerfen würde, welche doch unter dem Schwerpunkt bleiben müssen. Ist man erst in dieser Position, so würde die überlastete Hinterhand alle Beweglichkeit verloren haben, welche ihr gerade erlauben soll, Terrain nach rückwärts zu gewinnen.

*) Gerade diesen Moment habe ich zum Changement, gewählt, d. h. denjenigen zwischen dem letzten Tempo eines Sprungs und dem ersten Tempo des folgenden. Dies ist der kaum zu erfassende Moment, wo man von seinem Pferde Alles verlangen kann, weil es in der Luft schwebt. Ein Hauch bringt es von der Stelle. J. Fillis.

XX.

Neue Kunstgänge
(Airs d'école nouveaux).

Ich habe eine gewisse Anzahl künstlicher Gangarten der hohen Schule in's Leben gerufen. Ich begnüge mich damit, sie aufzuzählen. Sie lassen sich nach denselben Grundsätzen – vermittelst derjenigen Hülfen ausführen, welche wir schon in Anwendung brachten, und von welchen wir schon steten Gebrauch gemacht haben, um das Vorausgegangene zu lehren:

Erstens, neuer Spanischer Tritt, welcher darin besteht, einen Schritt vor und einen zurück zu machen. Das linke Vorderbein z. B. streckt sich und macht seinen Schritt vorwärts, sodann streckt sich das rechte Vorderbein ebenso nach vorn aus, kommt aber zurück, um diesen Schritt nach rückwärts zu machen. Die linke Diagonale rückt vor, die rechte tritt zurück. Ich setze diese Bewegung so lange fort, als es mir gefällt. Dann wechsele ich die Diagonale, und nun ist's das rechte Vorderbein, welches an der Reihe ist, seinen Schritt vorwärts zu machen, und das linke Vorderbein, welches, nachdem es nach vorwärts ausgestreckt war, zurückkommt, um seinen Schritt nach rückwärts zu vollenden: hier tritt dann die linke Diagonale zurück. Man wechselt mit den Diagonalen nach Belieben ab.*)

Zweitens, Schlangenlinien im Passagiren. Das ist die nämliche Bewegung als die Schlangenlinie im Trab, aber offenbar viel schwerer auszuführen.

Drittens, Galopp auf drei Beinen rechts und links.

*) Das Schwierigste hierbei ist, zu verhindern, dass die Vorderbeine nicht schon während des Zurückkommens zur Erde gesetzt werden. J. Fillis.

Viertens, Galopp auf drei Beinen; auf zwei Hufschlägen ebenfalls nach beiden Seiten.

Fünftens, Volten und gewöhnliches Pirouettiren im Galopp auf drei Beinen; rechts und links.

Sechstens, Spanischer Trab zu zwei Tempo's auf jedem Bein: Der Spanische Trab ist bis zum heutigen Tage nur zu einem Tempo auf jedem Bein – d. h. ein Tempo rechts, ein Tempo links – ausgeführt worden. Im Spanischen Trab zu zwei Tempo's lasse ich hinter einander zwei Tempo's auf dem rechten Bein machen, wobei das linke Bein gestreckt bleibt, und unmittelbar darauf zwei Tempo's auf dem linken Bein, während das rechte Bein gestreckt bleibt. Diese Bewegung kann man nach Belieben fortsetzen. Beim zweiten Tempo tritt das Pferd natürlich etwas weniger vor, als beim ersten.

Siebentens, Spanischer Trab zu einem und zu zwei Tempo's abwechselnd, d. h.: (das Wort Bein hinzugefügt) rechtes linkes; rechtes rechtes; linkes rechtes; linkes linkes.

Ich setze diese Uebungen nach Belieben während ein- bis zweimaligen Herumreitens in der Bahn fort. Ich glaube behaupten zu können, dass dieser Schulgang der verwickeltste ist, den man je in der Reitkunst erzielt hat.

Achtens, Galopp auf der Stelle und rückwärts auf drei Beinen. Die grosse Schwierigkeit dieses Schulgangs liegt in der Entwickelung und Aufrechterhaltung des Schwunges nach vorwärts, welchen das ausgestreckte Vorderbein behalten muss, während die drei anderen Beine im Zurückgehen begriffen sind.*)

*) Siehe die Photogravuren.

Tafel XXXV, Fig. 1 und 2. „Germinal" im Rechtsgalopp rückwärts auf drei Beinen. Figur 1. Zweites Tempo: das rechte

PLANCHE XXXV

Fig. 1.

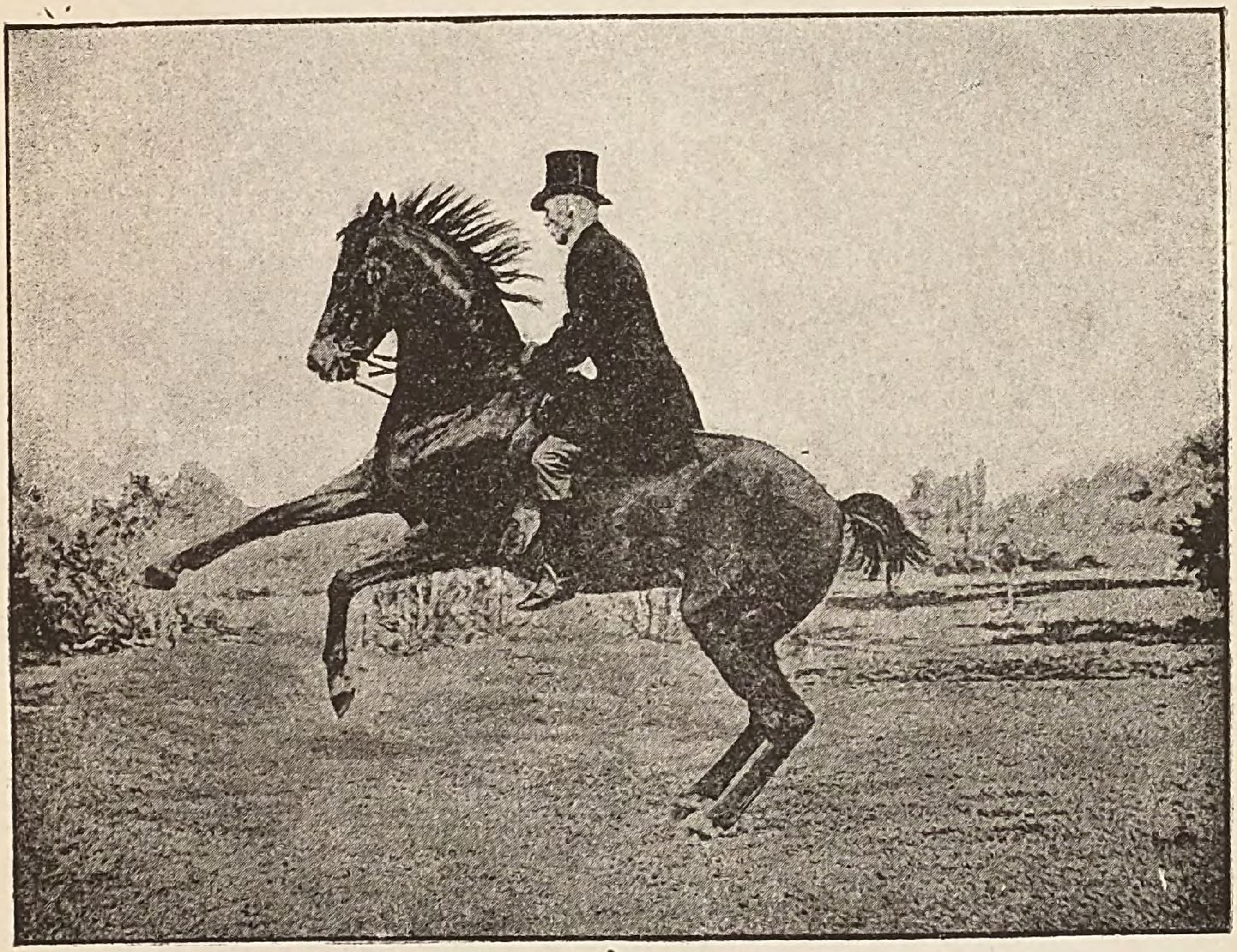


Fig. 2



XXI.

Das Damenschulpferd
(Cheval d'école pour dames).

Wenn ein für die hohe Schule dressirtes Pferd für eine Dame bestimmt ist, muss es noch mehr durchgeritten sein als sonst und von rechts nach links mit noch mehr Ungezwungenheit arbeiten können, als von links nach rechts. Der Grund dafür ist einfach: Die Reiterin kann die Bewegungen von links nach rechts eben so leicht ausführen, als der Reiter, weil sie von dieser Seite die nämlichen Hülfen: Schenkel und Sporn geben kann. Ganz anders ist es mit den Bewegungen von rechts nach links, zu deren Ausführung die Peitsche den fehlenden Schenkel ersetzen soll. Nun übt aber die Peitsche bei Weitem nicht die Gewalt aus, als der mit dem Sporn ausgerüstete Schenkel, und wenn das Pferd auf dieser Seite auch noch Schwierigkeiten hat,

Hinterbein ist soeben — später als das linke Hinterbein — niedergesetzt worden. Der Sporn — um die Streckung des (rechten) Vorderbeins hervorzubringen — giebt den Schwung, welchen das zum Zurückgehen treibende Gesäss wieder zurückhält. Man wird bemerken, dass der Kopf des Pferdes ein wenig vor der Senkrechten steht und dass beide Zügel schlaff sind. Figur 2. Drittes Tempo: Das linke Vorderbein ist ebenso nach rückwärts (von dem Ausgangspunkt gerechnet) niedergesetzt, und das rechte Vorderbein, welches dem vierten Tempo demnächst zur Unterstützung dienen soll, bleibt noch in der Luft.

Die (im Vergleich zu Figur 1 v. Z. O.) stattgehabte Annäherung der drei in Stütz befindlichen Beine zeigt uns an, wie viel Terrain nach rückwärts gewonnen ist; das Gesäss treibt immer nach rückwärts. Die Zügel, besonders der rechte Trensenzügel, sind ein wenig straffer (wie in Figur 1 v. Z. O.) um das rechte Vorderbein in der Luft zu erhalten.

Diese beiden Figuren sind ganz geeignet, die Feinheit der Hülfen richtig zu würdigen. J. Fillis.

ist die Peitsche ausser Stande, die Bewegungen von rechts nach links ausführen zu lassen. Dies gilt für die gesammte Arbeit. Besonders bei den Gängen auf zwei Hufschlägen trägt sich das Pferd nicht so gut und ist auch von rechts nach links nicht so vollständig in der Hand der Reiterin, als von links nach rechts. Auch der Beinwechsel ist von rechts nach links schwieriger. Im Spanischen Tritt wird das linke Vorderbein weniger hoch herausgebracht und dessen Streckung ist weniger kraftvoll. Gebraucht man die Peitsche mit mehr Gewalt, so führt man einen plötzlichen, unerwarteten Satz des Pferdes herbei. Ausserdem ist es, wenn die Reiterin den rechten Arm energisch handhabt, um mit der Peitsche einen Schlag zu versetzen – sehr selten, dass die linke Hand dabei unbeeinflusst bleibt, und dem Pferde nicht etwa einen Ruck ins Maul giebt, welcher dieses eine falsche Stellung einnehmen lässt.

Beinahe alle Reiterinnen stellen ihre Pferde nach rechts hin quer. Das kommt daher, dass sie – weil das mächtigere Hülfsmittel auf der linken Hand liegt – dieses missbrauchen und dass die rechte Hülfe sich zu schwach erweist, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Um diesen Unzuträglichkeiten wieder abzuhelfen, muss das für Damen bestimmte Schulpferd von rechts nach links williger sein.

Was das für Damen bestimmte Promenadenpferd anlangt, so genügt es, dass es auf gerader Linie bleibt.

VIERTER THEIL.

I.

Erklärende Bemerkungen über Baucher
(Commentaires sur Baucher).

Baucher ist sicherlich der grösste und geschickteste Stallmeister gewesen, den wir gehabt haben, wenn man nur die Reitkunst der hohen Schule in Betracht zieht.*)

Er ist es zweifellos nicht, der die hohe Schule erfunden hat, welche vielmehr die Frucht fleissiger Arbeit

*) Was mich betrifft, so berufe ich mich laut auf Baucher. François Caron, mein Lehrer, war sein Schüler. Ich habe Baucher's Methode in allen Theilen gründlich studirt. Ohne Baucher würde ich in der Reitkunst niemals so weit gekommen sein, als ich bin.

Es würde eine Undankbarkeit meinerseits sein, den Namen Baucher's zu erwähnen, ohne gleichzeitig seinem Gegner, Victor Franconi, die gebührende Hochachtung zu bezeigen, von welchem ich so viele ausgezeichnete Lehren empfangen habe. Victor Franconi näherte sich bezüglich seines beherzten Auftretens und seiner Derbheit, als auch bezüglich des Schwunges, den er seinen Pferden zu geben verstand, mehr der vom Grafen d'Aure angewandten Reitkunst. Es gäbe eine lange Liste, wenn man alle diejenigen Meister aufführen wollte, welchen die Stallmeister von heute noch etwas schulden. Frankreich kann sich einer bewundernswürdigen Reihe *(pleiadé)* von Meistern rühmen. Wenn Italien einen Pignatelli anführen kann, England einen Newcastle, Deutschland einen Grafen v. Schweppe, so kann Frankreich Hunderte von berühmten Namen vorführen, in welchen hervorleuchten — um nur von den älteren zu sprechen — Stallmeister, wie Dupaty de Clam, La Guérinière, der Chevalier d'Abzac, der Marquis de Bigne u. s. w. Die hannöversche Schule, die berühmteste der ausländischen Schulen, ist der directe Abklatsch der grossen Schule von Versailles. Frankreich ist ohne Widerspruch das klassische Land der Reitkunst.

J. Fillis.

zahlreicher Generationen von Stallmeistern ist; aber er hat es verstanden, eine neue und wahrhaft überraschende Methode zu finden und den anderen anzureihen. Vor ihm hatte kein Stallmeister so bewundernswürdige Resultate erzielt. Er hat viele Schwierigkeiten überwunden und hat eine grosse Anzahl von Hindernissen beseitigt, welchen derjenige Stallmeister immer auf seinem Wege begegnen wird, der ein Schulpferd dressiren will.

Kurz, er hat neue Schulgänge eingeführt, welche er mit einer bemerkenswerthen Sicherheit ausführte. Seine Methode ist insonderheit bewundernswerth, so weit sie sich auf die Conservirung des Pferdes stützt, beruhend auf dem Gleichgewicht, auf einer sachgemässen Gymnastik, auf der Biegsamkeit *(assouplissement)* und auf einer richtigen Vertheilung der Kräfte.*) Sie hat ausserdem auch noch den ungeheuren Vorzug vor den alten Methoden, dass sie sofort ihre Resultate liefert. Deshalb kann man mit der Baucher'schen Methode ein Promenadenpferd in zwei, ein Schulpferd in acht bis zehn Monaten dressiren, während man früher zwei oder drei Jahre brauchte, um letzteres Resultat zu erzielen; und noch die älteren Stallmeister befassten sich niemals

*) Ich habe davon in meiner Arbeit dasjenige aufgenommen, was ich „die drei goldenen Schlüssel" der Baucher'schen Methode nennen möchte. Das sind: 1. Die vollkommene Biegsamkeit (allerdings mit mehr Aufrichtung von Kopf und Hals). 2. Seine Angriffsmethode zur Zusammenstellung *(pour renfermer)* des Pferdes. 3. Seine Methode zur hohen Versammlung des Pferdes, welche ich vervollkommnet habe.

Abgesehen von diesen drei Dingen, nähere ich mich mehr der alten Versailleser Schule in dem Sinne, dass ich immer auf grosse Gänge und auf die Nothwendigkeit halte, dass das Pferd sich streckt. J. Fillis.

mit den schwierigen Dingen, welche Baucher überwunden hat.*) Ich gehe noch weiter: sie hatten selbst keine Ahnung davon.

Wir müssen uns also mit Anerkennung vor diesem Meister der Reitkunst beugen.

Soll das etwa sagen, dass Baucher über jede Kritik erhaben wäre? Nein, gewiss nicht. Und ich für mein Theil bin weit entfernt davon, alle seine Ansichten zu theilen. Ich glaube sogar, dass es meine Pflicht ist, dasjenige seines Verfahrens zu bekämpfen, was ich für falsch halte. Ich habe schon öfter in diesem meinem Werke Gelegenheit genommen, gewisse Irrthümer des grossen Meisters hervorzuheben. Es bleibt mir nur noch übrig, einige seiner Anschauungen zu kritisiren. In erster Linie muss ich sagen, dass die „Methode Baucher" für Leute, welche in der Reitkunst

*) Ich habe bis zum heutigen Tage 35 Schulpferde dressirt. Noch Niemand ist in der Dressur von Schulpferden bis zu dieser Anzahl gekommen. Baucher, welcher mit 74 Jahren gestorben ist, hatte 26 dressirt. Da ich erst 56 Jahre zähle, hoffe ich, diese Zahl zu verdoppeln, wenn ich das Alter dieses gelehrten Stallmeisters erreiche. Was die von mir dressirten Promenadenpferde anlangt, so zähle ich diese nach Hunderten.

Ich erhebe sicherlich nicht den Anspruch, mich für klüger zu halten, als einige meiner berühmten Vorgänger: ich weiss, dass Andere vor mir es eben so gut, vielleicht besser gemacht haben; wenn ich diese Thatsachen anfüre, so geschieht das einfach, um die Resultate meiner Methode zu zeigen. Ich bin überzeugt, dass jeder Stallmeister, der diese Methode befolgt, die nämlichen Resultate wird erzielen können, vorausgesetzt, dass er dazu von der Natur ausgestattet ist und Liebe zum Pferde hat. Nur wenige Autoren haben eine — im eigentlichen Sinne des Wortes — wirklich richtige Dressurmethode angegeben. Ich habe nicht unterlassen, alle Werke, welche sich auf die Reitkunst beziehen, zu durchstöbern: kein einziges giebt davon ein wirklich vollkommenes Gesammtbild. J. Fillis.

erst wenig Fortschritte gemacht haben, oder welche ihre ersten Pferde ohne Aufsicht eines Lehrers *) bearbeiten, oder dressiren, gefährlich ist, weil sie darin besteht, das Pferd vollständig und andauernd zwischen Hand und Schenkel des Reiters zu versammeln. Diese Methode ist doch nicht Jedem geläufig und kann daher ohne Unzuträglichkeit nur von Denjenigen ausgeübt werden, welche durch ernste Studien dazu vorbereitet sind.

Baucher sagt, alle Pferde hätten ein gleiches Maul und wären gleich empfindsam in den Flanken. Diese Anschauung ist eine der falschesten. Ich behaupte, dass es – im Gegentheil – unmöglich ist, zwei Mäuler und zwei Flanken zu finden, welche genau den gleichen Grad von Empfindsamkeit besitzen. Zweifellos wird der Unterschied – ähnlich, wie bei den Blättern ein und desselben Baumes – nicht sehr auffällig sein, aber nichtsdestoweniger besteht er und wird nicht geleugnet werden können.

Dass man es erreicht, sich alle Pferde leicht in die Hand zu stellen und alle Flanken empfindsam für den Sporn zu machen, ist möglich und sogar gewiss; was ich aber in Abrede stelle, ist, dass man allen die gleiche Weichheit und den gleichen Grad von Empfindsamkeit beibringen kann.

Baucher fügt auch noch hinzu, dass, wenn ein Pferd auf die Hand drückt, das Maul nicht daran schuld sei, und dass es genüge, das Gleichgewicht zu verlegen. Prüfen wir einmal diese Meinung: Nehmen wir z. B. Vollblutpferde in Training an und lassen wir

*) Daher kommt es vielleicht, dass die reinen Baucheristen oft damit endeten, dass sie ihre Pferde stätisch machten.
J. Fillis.

Allen die ihnen im Rennen eigenthümliche Gleichgewichtshaltung: tiefgestellter Kopf, ausgestreckter Hals und hohe Kruppe. Was wird eintreten? Einige werden sich nicht genug auf die Hand stützen und laufen schlecht; Andere ziehen gerade genug, um gut zu laufen, und noch Andere ziehen zu stark; Einige schliesslich gehen durch, trotz der soliden Arme und trotz der Kraft ihres Reiters.

Das beweist doch nur, dass nicht Alle – obgleich sie sämmtlich in der gleichen Haltung sind – den gleichen Grad von Empfindsamkeit im Maul haben. Bemerke man doch, dass alle Pferde in Training ein und dasselbe Gebiss haben: eine einfache Trense. Also kann man ihr verschiedenartiges Benehmen, auf die Hand zu ziehen, nicht etwa auf Rechnung des Gebisses setzen.

Ich besitze hierüber Erfahrungen, welche keinen Zweifel zulassen können. Auch fürchte ich mich nicht, folgende Grundsätze aufzustellen: 1. Jedes Pferd besitzt eine ihm eigene Empfindsamkeit, welche niemals genau gleich ist derjenigen eines anderen Pferdes. 2. Diese Verschiedenheit im Maul ist unabhängig *(subsiste)* von Arbeit und Gleichgewicht; gleichviel in welcher Gangart.

So habe ich z. B. zwei Vollblutpferde besessen und für die hohe Schule dressirt, welche schon vorher Erfolge auf der Rennbahn gehabt hatten: „Redoubt“ von „Parmesan“ und „Gant“ von „Gantelet“ aus der „Mademoiselle de Romanerie“. Ich bekam sie erst, als sie schon fünf Jahre alt waren, und habe doch bemerkenswerthe Schulpferd aus ihnen gemacht.

„Redoubt“ hatte ein feinfühliges und empfindsames Maul; er gab vollkommen hohe Versammlung her und erhielt sich darin fast ohne Einwirkung der Zügel.

„Gant“ hingegen hatte schon ein härteres Maul; um bei ihm einen gleichen Grad von hoher Versammlung zu erzielen, musste man die Zügel schon straffer nehmen.

Ich ritt die Pferde abwechselnd, begab mich im Schritt, Trab oder Galopp mit ihnen auf die Trainirbahn, hinter Bagatelle, und beobachtete während des Ritts dahin bei diesen verschiedenen Gangarten den nämlichen Unterschied im Maul, wie ich ihn in der Reitbahn, bei der feinsten Arbeit in der hohen Schule festgestellt hatte.

Auf dem Rennplatz angekommen und nachdem ich die Kinnkette ausgehakt und in die Kandarenzügel auf dem Pferdehalse einen Knoten geschlagen hatte, liess ich meine Pferde einen kurzen Versuchsgalopp machen. Auffallend schnell fanden beide Pferde ihre alte Haltung und den gestreckten Galopp wieder. Ich liess sie dann etwa tausend Meter in windender Fahrt zurücklegen. Man würde nicht geglaubt haben, dass die Pferde in den letzten 18 Monaten nicht gelaufen waren; aber beide zeigten im Renngalopp den gleichen Unterschied im Maul, den sie früher bei der Arbeit in der hohen Schule und während des Spazierenreitens markirt hatten.

„Redoubt“ drückte gerade genug auf die Hand, um gut zu laufen; „Gant“ hingegen nahm sehr starke Anlehnung, zog mit aller Macht und ging durch. Ersteren konnte ich schon nach einigen Galoppsprüngen abstoppen, wie ich wollte, während mir das bei letzterem erst nach 150 bis 200 Metern gelang; und das auch mehr mit der Stimme, als mit der Hand.

Nach diesen Rennversuchen kehrte ich im Schritt zum Stall zurück, um meine Pferde zu Athem kommen zu lassen, und liess sie dann aber sogleich ohne

abzuzäumen – ihre Arbeit in der hohen Schule wieder durchmachen. Hierbei fand ich – ohne die geringste Veränderung – genau diejenigen Eigenschaften des Maules wieder, welche die Pferde früher gezeigt hatten.

Während des Spazierrittes waren meine Pferde leicht in der Hand, ohne auf die Hinterhand gesetzt zu sein;*) im Rennen aber zogen sie so stark, als ob sie niemals in der hohen Schule dressirt worden seien, und waren – in die Reitbahn zurückgebracht und auf die Hinterhand versammelt — so leicht am Zügel, als ob sie nie gelaufen wären.

Es ist bemerkenswerth, dass die Pferde während des Versuchs, über welchen ich soeben berichtet habe, nach und nach in drei durchaus von einander verschiedenen Gleichgewichtshaltungen sich befunden hatten:

1. Auf dem Wege zur Rennbahn waren sie in demjenigen Gleichgewicht, welches sie beim Spazierenreiten immer haben mussten – dem horizontalen. Sie behielten dieses, aus dem einfachen „Indiehandstellen" hervorgegangene Gleichgewicht, auch bei.

2. Während des Rennversuchs hatten sie das Renngleichgewicht, d. h. sie waren auf der Vorhand.

3. In der Reitbahn, bei Wiederaufnahme der hohen Schule, nahmen sie ihr Schulgleichgewicht an, d. h. sie waren wieder hinten herunter gesetzt – mit anderen Worten – sie waren wieder auf der Hinterhand versammelt. Das Gleichgewicht war also drei Mal geändert worden. Desgleichen waren die angewandten Hülfen jedes Mal ganz verschieden, je nach der Arbeit,

*) Das ist das Promenaden-Gleichgewicht, das horizontale.
J. Fillis.

die verlangt wurde. Derjenige unerlässliche Punkt aber, welchen ich Baucher entgegenhalte, ist der, dass die angewandten Hülfen und besonders das Gleichgewicht (beides gute Eigenschaften oder Fehler des Maules) – für jede Arbeit gesondert – bestehen bleiben. In den drei Gleichgewichtsarten fand ich stets die gleichen Unterschiede im Maul wieder.

Ich habe diesen Versuch wohl mit zwanzig in der hohen Schule dressirten Vollblutpferden erneuert und immer bin ich wieder zu derselben Schlussfolgerung gekommen: Man kann das Gleichgewicht wechseln, aber deshalb ändert sich im Maul doch nichts.

Jedenfalls steht so viel fest, dass ein Pferd, welches Kopf und Hals tief trägt, dem Reiter diese aufbürdet, während, wenn man das Gleichgewicht dadurch verlegt, dass man Kopf und Hals hoch stellt, diese nicht mehr auf die Hand drücken werden.

Baucher verwechselte Empfindsamkeit des Maules mit Ungezwungenheit, die sich von selbst ergiebt, wenn man eine Veränderung der Kopf- und Halsstellung vornimmt. Sprechen wir jetzt von den Flanken.

Wer wird glauben, dass ein schweres, gemeines, lymphatisches Pferd die gleiche Empfindsamkeit in den Flanken hat, als ein kraftvolles, nervöses und edles*) *(généreux)*.

Dass man es so weit bringen kann, dass ersteres Pferd fast die gleiche Uebung ausführt, als letzteres, das gebe ich zu: aber um welchen Preis? Man müsste ihm die Flanken mit dem Sporn förmlich bearbeiten, um etwas von Energie auch nur Aehnlichem zu erzielen.

*) Eben so gut könnte man sagen, alle Menschen wären in gleichem Grade kitzlich. J. Fillis.

Bei einem Pferde der zweiten Art wird schon die blosse Annäherung des Hackens genügen, um energische Action hervorzubringen.

Niemals wird ein kitzliches, eigensinniges oder spornstätisches Pferd den Sporn mit der gleichen Gelassenheit ertragen, wie ein gutartiges und wenig reizbares. Es gelingt in keinem Falle, etwas, was die Natur geschaffen hat, völlig umzuwandeln; und mehr noch, ein von Natur kitzliches Pferd wird noch kitzlicher, wenn es dem ununterbrochenen Einfluss der Sporen unterworfen ist. Es kommt sogar vor, dass ein Pferd, welches es bisher garnicht war, bisweilen zufolge der Ansprüche, welche die Dressur stellt, kitzlich wird. Ebenso wird ein Pferd, welches einen schlechten Rücken, schwache Sprunggelenke oder andere Gebrechen hat, dadurch nicht besser, dass es durch die Baucher-sche Schule gegangen ist; die Mängel des Pferdes nehmen oft sogar noch zu in Folge der Schmerzen, welche es erduldet, wenn man diese oder jene Stellung von ihm anzunehmen verlangt; sei es z. B. das einfache Versammeln *(le ramener)* ohne Schenkelhülfe des Reiters*), oder die vollkommene hohe Versammlung. Bauchers Rechnung stimmte also nicht, als er behauptete, seine Methode heile alle Leiden.

Generalregel bleibt: Je schwächer und nothleidender ein Pferd ist, desto weniger Anstrengung darf man von ihm verlangen, wenn man es nicht etwa untauglich zu jedem Dienst machen will. Bei einem solchen Thier kann von feiner Reiterei keine Rede sein: es ist eben unfähig, Versammlung zu ertragen. Man lässt es ein-

*) Ich habe übrigens schon gesagt, dass man das einfache Versammeln nur mit einem Pferde vornehmen soll, welches von Natur willig und kräftig in die Hand geht. J. Fillis.

fach geradeaus gehen und kann sich glücklich schätzen, wenn man aus ihm noch ein leidlich gutes Campagnepferd macht. Auch bezüglich eines anderen Punktes scheint mir Baucher schlechterdings ausserhalb der Wirklichkeit zu stehen, das ist, wenn er behauptet, alle instinktiven Kräfte *(forces instinctives)* des Pferdes einfach zu vernichten und nur auf die direct übertragenen Kräfte *(forces transmisses)* einzuwirken.

Diese Theorie ist so wunderlich und der Natur der Sache so widersprechend, dass ich nicht umhin kann, zu glauben, dass der von Baucher gebrauchte Ausdruck seinen Gedanken schlecht wiedergiebt.

Was sind denn eigentlich instinktive Kräfte? Das sind augenscheinlich die natürlichen Kräfte, d. i. die Normalkraft.

Wenn diese Kräfte gestört sind, was bleibt dann? Was sind ferner diese direct übertragenen Kräfte, von denen Baucher spricht? Woher kommen sie? Man überträgt wohl einen electrischen Strom, oder eine moralische Wirkung *(effet)*, aber um eine Kraft übertragen zu können, muss man sie doch erst erzeugt haben, und wir wissen doch, erstens, dass der Reiter keine Kräfte entwickeln soll, weil er immer weich bleiben muss; zweitens, dass, wenn selbst der Reiter Kraft entwickeln würde, seine Kraft – im Vergleich mit derjenigen des Pferdes – ganz bedeutungslos ist.

Ueber welche Kraftmittel verfügt denn der Reiter? Er hat nur deren zwei: Schenkel und Hände.*)

Die Schenkel erwecken ohne Zweifel, wenn sie ordentlich herangenommen werden, die Vollkraft *(vigueur)*

*) Die Schenkel als Kraftmittel zum Schwung, die Hände als Kraftmittel zum Verhalten und zum Angeben der Richtung.
J. Fillis.

des Pferdes, aber sie bringen keine Kraft hinzu. Sie fordern das Pferd einfach auf, seine Energie, zu der es fähig ist, zu entwickeln. Was die Hände anlangt, so sollen diese keine Kraft entwickeln: thun sie das ausnahmsweise dennoch einmal, so hat diese Kraftanstrengung nur den Zweck, derjenigen des Pferdes entgegen zu wirken. Sie übertragen ihm keine Kraft, sondern sie halten diejenige des Pferdes theilweise auf.

Zwei Jockeys kommen beinahe zusammen beim Einlaufspfosten an; das Pferd des einen ist ebenso ausgepumpt, als das des andern. Wenn einer der beiden Jockeys sehr kräftig ist, so könnte die bedeutende und energische Einwirkung seiner Hände, Schenkel und Peitsche den Anschein erwecken, als ob er einen starken Schwung auf sein Pferd übertrüge, und so zwei oder drei mächtige Galoppsprünge erzielte, welche ihm zum Siege genügten. Das wäre nun eine Kraft, die übertragen zu sein scheint, aber in Wirklichkeit hat der Jockey durch kraftvollste Einwirkung nur einfach den ganzen Rest von Energie, dessen das Pferd noch mächtig ist, angespornt und hat es bis zum Maximum (seines Könnens v. Z. O.) während zwei oder drei Sekunden gewissermaassen getragen.

Ein anderer Fall: Pferde, die von einer langen Jagd nach Hause geritten werden, sind sehr erschöpft. Sie klettern einen steilen Abhang hinab, an dessen Fuss sich ein kleiner Graben befindet. Einige Pferde, die nicht gehalten werden, stolpern und fallen. Ein Reiter hingegen muntert sein Pferd kräftig auf und verhindert es dadurch am Fallen.

Da hätten wir wieder eine Kraft, die anscheinend für Augenblicke übertragen ist, in Wirklichkeit hat aber auch hier der Reiter nichts weiter gethan, als die

Kraft und Energie seines Pferdes neu zu beleben, und es ist die natürliche Kraft des letzteren, welche Alles gemacht hat.

Nehmen wir ein Schulpferd zum Ende seiner Arbeit an: oft wird es matt, d. h. es hat kein Feuer *(brio)* mehr in seinen Bewegungen. Nichtsdestoweniger will ich es noch einige Uebungen ausführen lassen, und zwar solche, die noch mehr Energie erfordern. In diesem Falle bin ich gezwungen, auf die Sporen zurückzugreifen und mich ihrer mit einer gewissen Energie zu bedienen, um das Pferd unter der Spornattacke aufzumuntern *(vibrer)*. Ist das etwa eine Kraft, die ich auf das Pferd übertragen habe? Nein, das ist ein Rest von Energie, den ich erweckt habe und den das Pferd gezwungen hergiebt. Noch einmal kurz Alles zusammengefasst: Der Reiter überträgt keine Kraft auf sein Pferd, er macht sich vielmehr die natürlichen Kräfte desselben nutzbar, leitet sie, mildert sie ab oder fordert sie nach Belieben heraus. Ich möchte glauben, dass Baucher einfach hat sagen wollen, dass der Reiter – jedes Mal, wenn das Pferd seine eigenen Kräfte (welche instinktiv sind) aus eigener Machtvollkommenheit *(d'autorité)* zu gebrauchen versucht – dass er dann sie aufhält oder leitet, besonders dann, wenn sie in Gewaltthätigkeit ausarten, als z. B. in einen Satz, einer Pointe oder in einem Kurz-Kehrt. Wenn aber das Pferd seine ganze Energie hergiebt (welche doch sichtlich auch instinktiv ist) um einen guten Schritt, flotten Trab und festen Galopp auszuführen, so bilde ich mir ein, dass man nicht versuchen sollte, sie zu „zerstören“ *(detrouir)*. Baucher zerstörte weder, noch übertrug er die Kräfte: er leitete sie. Er bemächtigte sich der Kraft durch Biegsammachen und durch eine

wohlverstandene Unterweisung (des Pferdes) und folglich – da er es daran hinderte, von den eigenen Kräften nach Belieben Gebrauch zu machen – beherrschte er das Pferd.

Uebrigens kann sich das Pferd immer der Kraft mit Gewalt entziehen, und – in diesem Falle wird der Reiter schnell am Ende der seinigen sein. Deshalb muss er das Pferd immer zu verhindern suchen, sich von seinen eigenen Kräften Rechenschaft ablegen zu können, so zwar, dass er verhütet, dass das Pferd nicht darauf Bedacht nimmt, sich derselben gegen ihn zu bedienen.

Man erreicht das, indem man die Absichten des Pferdes fühlt und im Voraus zu errathen sucht. Der Reiter, welcher Tact hat, sieht den Widerstand voraus, fühlt ihn kommen und wendet ihn ab, bevor das Pferd Zeit findet, ihn auszuführen.

Baucher beklagte sich – nachdem er sich sein Lebenlang mit der Dressur von Pferden, als „Parmesan“ „Buridan“ und „Capitaine“, „Stades“ und anderen beschäftigt hatte – dass seine Pferde in den Wendungen *(Changements de direction)* nicht immer leicht blieben. Der Grund, den er hierfür angab, war, dass er – mit seiner Art zu arbeiten, nur ein „Gleichgewicht zweiter Ordnung“ erzielt habe, was ich „unvollkommenes Gleichgewicht“ oder „unvollendete hohe Versammlung“ nenne. Nach ihm müsste sich das „Gleichgewicht erster Ordnung“, was ich „vollkommenes Gleichgewicht“ oder „vollendete hohe Versammlung“ nennen würde – durch Einwirkung der Hand, ohne die Schenkel, und der Schenkel ohne die Hand, erreichen lassen. Hier irrt sich Baucher aber ganz gewaltig, denn, wenn er damit endete, das Gleichgewicht erster Ordnung zu finden,

so geschah das nur dank der Aufrichtung von Kopf und Hals, welche er erst gegen Ende seiner Laufbahn guthiess *(adoptée)*, als er schon nicht mehr reiten konnte. So, wie er Kopf und Hals seiner Pferde stellte, konnte er eine vollkommene hohe Versammlung nicht erreichen. Der Kopf stand zu tief, und der Hals bog sich in der Mitte und so musste es gezwungenermaassen geschehen, dass ihm die Wendigkeit *(légèreté)* seiner Pferde auf Augenblicke verloren ging. Was die „vollendete hohe Versammlung" durch Hülfen der Hand, ohne Schenkel, und durch Schenkelhülfen ohne die Hand, anlangt, so ist das einfach albern *(absurde)*. Man liest in der 14. und letzten Ausgabe des Baucher'schen Werkes, Seite 82: Meine Methode setzt das Pferd derartig in Abhängigkeit vom Reiter, dass durch die Verbindung der Schenkel- und Zügel- *(mains)* Hülfen unsere geringsten Bewegungen ausreichen, um die Triebfedern dieses mächtigen Thieres nach unserm Gefallen zu leiten. Es giebt nichts Richtigeres! Aber warum behauptet er in derselben Ausgabe, Seite 178, dass die einzig wahre Reitkunst in „Schenkel, ohne Hände und Hände, ohne Schenkel" bestände? Wie hat er übersehen können, dass diese beiden Behauptungen sich widersprechen? Die Schenkel des Reiters haben die Bestimmung, das Pferd in seine Hanken achtsam, *(vaillant)* die Hände, es in seinem Maul nachgiebig *(galant)* zu machen; ohne das abwechselnde Zusammenwirken dieser beiden Hülfen könnte man selbst durch Gewaltmittel keine gute Reitkunst möglich machen.

Was übrigens den Beweis dafür liefert, dass Baucher sich irrte, als er glaubte, das vollkommene Gleichgewicht mit seinem „Schenkel, ohne Hände, und

Hände, ohne Schenkel" gefunden zu haben, ist, dass er das Pferd (zuerst thatsächlich v. Z. O.) mit beiden Hülfen dressirte und dass er erst später dazu kam, sich der einen ohne die anderen zu bedienen. Da man gezwungen ist, sich der Schenkel zu bedienen, um den Schwung zu geben, und der Hand, um zu lenken, so beeilte sich Baucher übrigens doch, auf beide Hülfen wieder zurückzukommen.

Warum also unter diesen Umständen einer Hülfe entsagen, auf welche man jeden Augenblick doch wieder zurückzukommen gezwungen ist? Bedarf es eines Beispiels? Versuche man doch die Arbeit auf zwei Hufschlägen ohne Schenkel! Nichts deutet dem Pferde an, dass die Hinterhand mitgehen soll, besonders dann nicht, wenn man zwei Hufschläge im Galopp oder im Passagiren verlangt. Versuche man doch einmal den Spanichen Trab zu verlangen; immer ohne Schenkel: das Pferd wird zwar die Vorderbeine auf der Stelle ein wenig heben, aber nichts wird ihm den zum Antraben nöthigen Schwung geben. Wechsele man doch einmal die Hülfen und verlange die nämliche Arbeit, ohne die Hand zu gebrauchen; die Schenkelthätigkeit wird – um das Herausheben und die Streckung der vorderen Gliedmaassen zu erzielen – zu dem Resultat führen, dass das Pferd sich ungestüm nach vorwärts wirft; denn nichts hält es zurück oder erhebt die Vorhand; und ebenso würde es in allen anderen Schulgängen sein.

Ich gebe indessen zu, dass, wenn die Unterweisung des Schulpferdes bis zum letzten Grad von Feinheit durchgeführt ist, dass es dann alle Bewegungen – so zu sagen – ohne Beistand der Hülfen ausführt: um das Pferd dahin zu bringen, genügt es, ihm die Hülfen mit losen Zügeln und mit einem einfachen Hosenrascheln

anzudeuten. Das ist schliesslich nichts anderes als eine Frage der feinen Unterschiede *(nuances)*; aber alle Kunst besteht eben nur aus feinen Unterschieden. Wie dem nun auch sei, ich bin, weil Baucher eingesteht, immer nur ein „Gleichgewicht zweiter Ordnung" („unvollkommene hohe Versammlung") gehabt zu haben berechtigt, zu glauben, dass meine Schulpferde den seinigen überlegen sind; denn ich erziele seit zehn Jahren schon das, was er „Gleichgewicht erster Ordnung" („vollkommene hohe Versammlung") nennt. Ich beeile mich übrigens, hinzuzufügen, dass ich – immer auf der Suche – dank Baucher dazu gekommen bin, diejenige hohe Versammlung zu finden, welche nur bei bedeutend hoher Aufrichtung von Kopf und Hals möglich ist. Ausserdem bin ich – wenn ich sage, dass meine Schulpferde denjenigen des berühmten Meisters überlegen – doch nicht so anmassend, zu glauben, dass sie schulgerechter als diejenigen Baucher's wären, da letztere es thatsächlich bis zur Vollkommenheit gewesen sind. Ich will einfach sagen, dass ich die nämlichen Schulgänge ganz ebenso regelrecht, als mein verehrter Vorgänger erziele, aber mit viel mehr Aufrichtung des Kopfes und Halses und mit höheren Gängen, d. h. mit einem vollkommeneren Gleichgewicht – (was folglich geringere Anstrengung erfordert) und besonders mit viel mehr Schwung.

In seinen Werken über die Reitkunst hält Baucher nur wenig auf das, was zur moralischen Erziehung des Pferdes im Freien gehört. Offenbar ist das eine Lücke.

Es kommt daher, das Baucher niemals draussen ritt. Ohne sein Schüler gewesen zu sein, bin ich ihm doch gefolgt und habe ihn studirt während seiner Reise in Oesterreich, Italien, in der Schweiz u. s. w.

von 1847—1850. Nun, in diesen drei Jahren habe ich ihn niemals ausreiten sehen. Man hat – sehr mit Unrecht – behauptet, dass er nicht sattelfest sei, und deshalb nicht wage, sich auf der Promenade oder Jagd zu zeigen. Das darf man nicht gelten lassen. Zugeben will ich wohl, dass er kein so erstklassiger Springer und hervorragender Reiter war, wie der Graf d'Aure, und dass er vielleicht nicht die vielfach erprobte Sicherheit des letzteren besass, aber das beweist nicht, dass er sich etwa fürchtete, draussen zu reiten. Die Thatsache, dass er mehrere Pferde selbst dressirt hat, beweisst ganz klar, dass er sattelfest war, denn es giebt doch auch während der Dressur mehr oder weniger heftige Kämpfe zu bestehen. Man muss also die Gründe, welche Baucher vom Ausreiten abhielten, anderswo suchen. Baucher, der ein Neuerer, ein Forscher war, machte es durchaus kein Vergnügen, wenn er sein Pferd sich selbst überlassen musste, wie man es auf dem Spazierritt doch thut. Um so weit zu kommen, um uns die Wege zu ebnen, musste er sein ganzes Leben seinem Werke widmen. Dieses allein interessirte ihn. Reiten, ohne sein Pferd zu bearbeiten, war für ihn nur Verdruss. Deshalb hat sich Baucher niemals mit dem Promenaden- oder Jagdpferde beschäftigt, nie mit dessen Character oder der Art und Weise, es zu reiten und zu führen, nie mit dem gewaltigen Unterschiede sich beschäftigt, welcher zwischen einem nach seiner Methode „eingekeilten“ *(renfermé)* Schulpferde und einem draussen zu reitenden Pferde liegt, welchem man mehr Spielraum lässt.

Da Baucher nie draussen ritt, setzte er seine Pferde auch nie recht in Gang. Das ist ein Fehler; denn das Pferd ist mit grosser Leichtigkeit aus der losgelassenen

Haltung in die hohe Versammlung wieder zurückzubringen. Ein gestreckter Galopp, vorausgesetzt, dass er nicht zu lange ausgedehnt wird, hat den Vortheil, dass das Pferd sich einmal loslassen darf, was ihm – zu Folge des dadurch verlegten Gleichgewichts – Ruhe gewährt, und was ihm gleichzeitig die Lungen entwickelt und stärkt.

Der Hauptfehler Baucher's war, sein Pferd ununterbrochen zusammen zu schrauben. Was mich betrifft, so halte ich es für ein Grundprincip, das Pferd im Verlauf der Unterrichtsstunde sich strecken zu lassen, jedes Mal, nachdem es nachgegeben hat. Ich bin der Ansicht, dass es zur Generalregel werden müsste, seinem Pferde während der Dressur zur Gewohnheit werden zu lassen, dass es sich von Zeit zu Zeit in allen drei Gangarten strecken dürfe. Es giebt keine Gleichgewichtsstellung, keine Haltung, welche nicht schliesslich zur Ermattung führte. Man wechsele also ab damit und wird dann mit um so grösseren Vergnügen wieder darauf zukommen können.

Nun zur letzten Beachtung, die ich über Baucher's Methode gemacht habe: Auf Seite 103 der 14. Ausgabe seines Werkes berichtet Baucher über eine Unterhaltung, welche er in Berlin mit einigen deutschen Offizieren geführt hatte, die dafür galten, einige Kenntniss über das Pferd zu besitzen.

Sie sagten: „Wir wollen, dass unsere Pferde „vor *(en avante)* der Hand“ sind.“ Baucher erwiderte: „Ich will, dass die meinigen „hinter *(en arrière)* der Hand“ und „vor“ den Schenkeln sind.“

Nun, ich theile weder die Meinung der deutschen Offiziere, noch diejenige Baucher's. Das Pferd muss „vor den Schenkeln“ und leicht „auf der Hand“ sein. Das ist

immer eine Frage der feinen Gefühlsabstufungen; wenigstens, wenn es sich nicht um Armee-Dienstpferde handelt; da ist von feinen Gefühlsabstufungen keine Rede, vielmehr von ganz anderen Dingen, und in diesem Falle stimme ich mit Baucher durchaus nicht überein. Ich wage sogar zu sagen, dass die alleinige Thatsache: zu behaupten, „dass die Pferde hinter der Hand sein müssen“ genügt, um die Methode Baucher ein für alle Mal aus der Armee zu verbannen. Eine ähnliche Anschauung, in die Praxis übertragen, könnte nur dahin führen, das Pferd zaghaft zu machen; denn gerade die Hand ist es, welche das Pferd lenken soll. Das Pferd geht immer zögernd, wenn es nicht die Hand fühlt. Also, wenn es „hinter“ der Hand ist, fühlt es die Zügel nicht. Gerade das Gegentheil muss man mit dem Dienstpferde machen, welches immer dreist „auf der Hand“ sein soll.

Das sind nun also die Hauptpunkte der Baucher'schen Methode gewesen, bezüglich welcher ich mit diesem berühmten Meister nicht übereinstimme.

Nichtsdestoweniger wiederhole ich, dass ich für ihn die aufrichtigste Bewunderung hege.

Baucher ist ein schöpferischer Geist gewesen, und alle Diejenigen, welche sich mit der Reitkunst befasssen, schulden ihm, als einem Meister vom Fach, Ehrerbietung. Er hatte auch zugleich die grosse Eigenschaft, nichts zu beschreiben, was er nicht auch gut ausführen konnte. Viele Andere nach ihm haben auch des Langen und Breiten über Reiterei geschrieben, und zwar oft über grossartige Bewegungen, die – selbst von ihren Pferden ausführen zu lassen – ihnen sehr peinlich gewesen wäre.

Baucher selbst aber bewies die Ueberlegenheit seiner Theorie, indem er sie in die Praxis übertrug.

SCHLUSSSATZ
(Conclusion).

Um ein vollendeter Reiter zu sein, oder um sich der Vollendung so viel als möglich wenigstens zu nähern, muss man die fünf folgenden Proben bestehen können: 1. Einen Spitzbuben von Pferd zu reiten; 2. ein Steeple-chase zu laufen; 3. ein Trabrennen zu laufen; 4. ein Flachrennen zu laufen; 5. ein Schulpferd zu dressiren und zu reiten verstehen.

Einen Spitzbuben von Pferd zu reiten, wenn es sich nur darum handelt, auf seinem Rücken zu bleiben, ist einfach Sache der Körperkraft und des Muthes. Dazu genügt es, ein guter Reiter und ein wenig Wagehals zu sein. Wenn man aber so weit kommt, vermöge seines Tactes die Widersetzlichkeiten voraus zu sehen und ihnen zuvor zu kommen, dann vollführt man allerdings schon angewandte Reitkunst.

Ich setze das Steeple-chase-Reiten in zweite Linie. Es erfordert mehr körperliches Geschick und Dreistigkeit, man muss vor Allem mehr guter Reiter, als Stallmeister sein; indessen erheischt das Steeple-chase-Reiten weniger Feingefühl *(finesse)* und Tact, als die folgenden Proben: Das Trabrennen kommt nach meiner Ansicht in dritte Reihe, hinsichtlich des richtigen Urtheils und Könnens, welches man dabei entwickeln muss. Es ist offenbar,

dass, wenn der Jockey nicht richtig beurtheilt, wann sein Pferd bei der höchsten Leistung angekommen ist, er fortfahren wird, es vorzutreiben und es – wider Willen – leicht in Galopp anspringen zu lassen.

Allerdings ist diese Beurtheilung viel leichter, als diejenige des Flachrennens, wo der Jockey die höchste Leistung seines Pferdes kennen, immer dicht bis an diese heran gehen muss, sie aber nicht früher, als bis zum gewollten Moment herausgeben darf.

Dieses Flachrennen setze ich an vierte Stelle, in Berücksichtigung dessen, dass es wirklich schon Kunst ist, sich Talenten wie F. Archer, Watts, Cannon, Webb etc. nur zu nähern. Um ein Flachrennen zu laufen, muss der Jockey überhaupt Gefühl für einen sehr entwickelten Galoppsprung haben. Derjenige Jockey, der nicht sofort den Schnelligkeitsgrad richtig erfasst, welchen ein Pferd, ohne sich reissend schnell auszupumpen, durchhalten kann, wird über den gewöhnlichen Durchschnitt nicht hinauskommen. Wenn man bedenkt, dass die höchste Leistung eines Rennpferdes beinahe einen Kilometer in der Minute ergiebt, so versteht man, wie schwer es ist, in einer oder kaum zwei Sekunden das klare Bewusstsein von dem Tempo *(du train)* sich zu erhalten, welches man reitet.

Wenn es sich in einem Rennen einfach darum handelte, dass einer nach dem anderen abliefe, so könnte das der Erste, Beste leisten. Die Schwierigkeit liegt darin, dasjenige Tempo einzuleiten und beizubehalten, welches dem Pferde, das man reitet, am meisten zusagt. Wenn man sich nicht zurecht zu legen versteht, wo und wie man vorgehen muss, ohne gegen sein Pferd ankämpfen zu müssen, bleibt man nur ein mittelmässiges Talent.

Wenn der Jockey zu stark an den Zügeln zieht, so pumpt sich das Pferd durch die Anstrengungen aus, welche es gegen die Hand macht. In diesem Falle leidet weniger das Maul, als vielmehr der Rücken und die Sprunggelenke des Pferdes. Es entwickelt sich daraus eine Ermüdung der Hinterhand, welche das Pferd unfähig macht, zum Einlauf sein Bestes herzugeben. Wenn der Jockey hingegen sein Pferd nicht genügend zurückhält, so giebt dieses zu früh sein Maximum an Schnelligkeit her und ist vor dem gegebenen Moment ebenfalls ausgepumpt.

Man muss also genügend Tact besitzen, um nicht in das eine oder andere dieser Extreme zu gerathen.

Die Schlussprobe besteht also darin, ein Schulpferd dressiren zu können. Um das zu erreichen, muss man in der That positives Wissen, Feingefühl und Tact im höchsten Grade besitzen, ausserdem muss man auch noch genaue Kenntniss von den Kräften seines Pferdes haben, wodurch allein man in den Stand gesetzt ist, es zu dressiren, ohne es abzunutzen.

Bei der Dressur des Schulpferdes ist es nicht nur das Gefühl für die Hülfen der Hände und Schenkel, welches bis zur äussersten Grenze gefordert wird, sondern auch das Gesäss selbst muss die geringsten Bewegungen der Hinterhand vorausfühlen. Durch das Gesäss legt der Reiter sich Rechenschaft davon ab, was unter ihm vorgeht. Dadurch kann er die kleinsten begangenen Fehler unterdrücken und das kleinste Anzeichen von gutem Willen seitens des Pferdes alsbald belohnen. Das ist das ganze Geheimniss der Dressur. Ja, noch mehr: Der Reiter, welcher ein Schulpferd dressirt, handelt selbstständig und hängt nur von sich allein ab. Jeder begangene Fehler muss ihm zur Last

fallen, wie auch jede gut ausgeführte Bewegung sein Werk ist. Das Rennpferd – um nur dies eine anzuführen – geht durch viele Hände: von Trainern, Jockey's u. s. w., und Jeder kann, wenn ein Fehler gemacht wurde, seinem Nachbar die Schuld beimessen. Nur das Schulpferd allein ist das ausschliessliche Werk Desjenigen, der es „dressirt" hat. Auf eine Kritik Baucher's antwortete Graf d'Aure eines Tages: „Ich bin kein Pferdedresseur!" Was dressirte er denn? Ist es vielleicht das Wort Dresseur, welches sein Ohr unangenehm berührte? Was mich betrifft, so kenne ich kein anderes.

Natürlich darf man einen Stallmeister, welcher ein Pferd auf's Feinste dressirt, nicht mit einem Reitknecht verwechseln, der ihm das Gröbste vorarbeitet; aber ich wage zu sagen, dass man nur ein Stallmeister ist, wenn man sein Pferd dressiren kann. Die Dressur ist der Stein des Anstosses für den Stallmeister. Das dressirte Pferd ist es, welches Zeugniss ablegt für den Dresseur.

ANHANG.

(Annexe).

Ich hatte mich in Brüssel öffentlich gezeigt, als der Graf d'Oultremont mich bitten kam, mit meinen Pferden im „Cercle Royal“, dessen Präsident der Graf war, eine Vorstellung zu geben. Er drückte mir auch den Wunsch aus, dass diese Vorstellung von mündlichen Auseinandersetzungen begleitet sein möchte: „Ihre Hülfen sind so fein,“ sagte er mir, „dass wir nicht immer festhalten können, welche genaue Hülfe Sie eigentlich in Anwendung bringen, um dasjenige Endresultat zu erzielen, welches wir allerdings jedes Mal als vorhanden bestätigen müssen. Wir möchten gern wissen, wie Sie mit so geringen Anstrengungen so Bedeutendes erzielen können. Geben Sie uns die Erklärungen dafür.“

Die Vorstellung fand eines Nachmittags im Monat December 1890 statt. Viele höhere Offiziere, Mitglieder des Cercle, waren zugegen. Ich liess meine Pferde arbeiten, aber nicht so, wie etwa bei einer Vorstellung. Bald gab ich meinem Pferde eine Haltung, dass ich von ihm – in der richtigen Stellung – das gewünschte Resultat erzielte, bald gab ich ihm eine falsche Stellung, um das Unzutreffende zu zeigen, kam schliesslich zu den begangenen Fehlern selbst und begleitete jeden einzelnen Theil der Arbeit mit theorethischen Auseinandersetzungen, welche unmittelbar darauf in der practischen Ausführung ihre Bestätigung fanden.

Nach der Vorstellung liessen mich die Offiziere des zweiten Guides-Regiments durch ihren Kommandanten

Fivé bitten, zu ihrer Uebung einen besonderen Cursus einzurichten.

Ich nahm das mit besonderem Vergnügen an. Die Reitbahn des zweiten Guides-Regiments wurde täglich von zehn ein halb bis zwölf Uhr zu meiner Verfügung gestellt. Der Kursus setzte sich aus dreissig Unterrichtsstunden zusammen.*)

Ich lasse hier nun den von mir vorgeschriebenen, allmälig sich steigernden Unterrichtsplan folgen, der auf's Genaueste durchgeführt wurde:

ZWEITES GUIDES-REGIMENT

Sr. Majestät des Königs der Belgier.

STUFENWEISE DRESSURARBEIT

ausgeführt

unter der Leitung

von

M. JAMES FILLIS.

1. Unterrichtsstunde.

Das Pferd einige Tage an die Longe genommen, auf der rechten und linken Hand, um es gehorsam zu machen.

1. Das Indiehandstellen *(Mise en main)*. Das Nachgeben der Kinnladen *(Flexion de la mâchoire)*: auf der Stelle und im Gange. (Die rechte Hand hoch, um den Hals aufzurichten, erfasst beide Kandarenzügel etwa fünf Centimeter vom Gebiss entfernt, der linke, mit der linken Hand erfasste Trensenzügel zieht nach vorn, um der rechten Hand nöthigenfalls entgegenwirken zu können.)

 Sobald das Pferd nachgiebt, loben und wieder anfangen.
2. Das Pferd rechts und links Schenkel weichen lassen *(Appuyer)*.

*) Das Nämliche geschah seitens des ersten Guides-Regiments, welches seine Reitbahn täglich von neun bis zehn ein halb Uhr zu meiner Verfügung stellte. J. Fillis.

2. Unterrichtsstunde.

1. Nachgeben der Kinnladen *(Flexion de la mâchoire)*: zu Fuss; das Gleiche zu Pferde.
2. Verkürzter Englischer Trab *(Trot raccourci)*: auf dem linken Fuss; das Gleiche auf dem rechten Fuss.
 Mitteltrab *(Trot enlevé)*.
3. Renvers *(Épaule en dedans)*: auf der rechten und linken Hand.
4. Volte im Renvers *(Volte renversée)*.

3. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 2. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. „Changiren durch die Bahn" *(Changement de main diagonal)*: Nachdem zwei Drittel der Diagonale durchmessen: Schenkel weichen *(Appuyer)*, so dass das Pferd auf zwei Hufschlägen geht. (Dieses Changiren auf beiden Händen.)
3. Renvers (*épaule en dedans*): Die selbe Uebung auf beiden Händen wiederholen.

4. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 3. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Verkürzter Trab und Changiren durch die Bahn.
3. Galopp anspringen *(Prendre le galop)*: auf der rechten und linken Hand.
4. „Indiehandstellen".

5. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 4. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Changiren durch die Bahn im Galopp.
3. Galopp auf dem Zirkel *(En cercle)*.
4. Changiren durch die Bahn, aber zum Trabe übergehen.
5. „Indiehandstellen".

6. Unterrichtsstunde.

1. Seitliches (zum Halse) Nachgeben der Kinnladen *(Flexion latérale de la tête sur l'encolure)*. (Die Zügelhaltung wie beim „Nachgeben in den Kinnladen".) *(Flexion de mâchoire.)*
2. Im Galopp durch die Bahn changiren.
3. Galopp auf dem Zirkel und Changiren aus dem Zirkel.
4. Renvers (*épaule en dedans*) (im verkürzten Trabe).
5. Galopp auf gerader Linie und Changiren durch die Bahn.
6. „Indiehandstellen".

7. Unterrichtsstunde.

1. Trab: Leichtversammelten *(Mise en main)*.
2. Zu Fuss: Nachgeben der Kinnladen auf grader Linie und seitliches Nachgeben der Kinnladen.
3. „Aufgesessen". (Wiederholung dieses Nachgebens der Kinnladen im Gange.)
4. Verkürzter Trab: In leichter Versammlung *(Mise en main)*.
5. Galopp und Contragalopp neben der Bande.
6. Renvers (*épaule en dedans*) in verkürztem Trabe.
7. Travers (*épaule au mur* in verkürztem Trabe.
8. Hohe Versammlung im Gange *(Rassembler en marchant)*.

8. Unterrichtsstunde.

Wiederholung des in der 7. Unterrichtsstunde Erlernten.

9. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 7. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Cadancirter Trab in beständiger hoher Versammlung.
3. Vermehrtes Indiehandstellen *(Augmenter la mise en main)*.

10. Unterrichtsstunde.

1. Dieselbe Arbeit nach und nach gesteigert *(Même progression du travail)*.
2. Trab in hoher Versammlung auch auf zwei Hufschlägen *(Et mouvements de deux pistes)*.
3. Halbe Wendung*) auf der Hinterhand *(Demi-tour sur les hanches)* auf der Stelle.

11. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der vorigen Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Galopp und Contragalopp auf gerader Linie.

12., 13. und 14. Unterrichtsstunde.

Wiederholung der Arbeit der 11. Unterrichtsstunde.

15. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung der vorhergehenden Arbeit.
2. Vermehrte hohe Versammlung und vermehrtes Indiehandstellen.
3. Renvers *(épaule en dedans)* auf dem Zirkel im Trabe.
4. Travers *(épaule au mur)* auf dem Zirkel im Trabe.
5. Angaloppiren von der Stelle.

*) Das ist unsere ganze Kehrtwendung auf der Hinterhand. v. Z. O.

16. Unterrichtsstunde.

1. Verkürzter Trab in leichter Versammlung.
2. Zu Fuss: Nachgeben der Kinnladen vermittelts der Kandare *(Sur le mors)*.
3. Trab in abgekürztem Tempo: Renvers und Travers, während des Changirens auf zwei Hufschlägen.
4. Auf dem Zirkel: die nämlichen Bewegungen.
5. Galopp und Contragalopp.
6. Changiren aus dem Galopp mit Uebergang zum Trabe.
7. Vervollkommnetes Indiehandstellen.

17. Unterrichtsstunde.

1. Dieselbe Arbeit nach und nach gesteigert.
2. Vermehrtes Indiehandstellen.
3. Halbe Wendung auf der Hinterhand *(Demi-tour sur le hanches)* auf der Stelle.

18. Unterrichtsstunde.

Wiederholung dieser selben, nach und nach gesteigerten Arbeit.

19. Unterrichtsstunde.

1. Trab: Leicht versammelten.
2. Zu Fuss: Nachgeben der Kinnladen vermittelst der Kandare.
3. Schultrab: *(Trot d'école)*. Renvers, Travers.
4. Halbe Wendung auf der Vorhand und auf der Stelle.
5. Galopp; Contragalopp.
6. Changiren durch die Bahn im Galopp: beim Ankommen auf dem neuen Hufschlage: Schritt, Anspringen im Galopp mit gleichzeitigem Umstellen des Kopfes *(Par la position de tête)*. (Alles dies auf jeder Hand.)
7. Auf gerader Linie: Galopp rechts; einige Sprünge; dann Schritt und Galopp links. Mehrmalige Wiederholung dieser Uebung.
8. Auf dem Zirkel: Renvers, Travers im Trabe.
9. Im Galopp: Renvers. (Niemals Travers im Galopp, um dem Pferde nicht etwa die Querstellung anzugewöhnen.)
10. Im Schritt: Vervollkommnete leichte Versammlung.

20. Unterrichtsstunde.

1. Trab: Leicht versammelten.
2. Zu Fuss: Nachgeben der Kinnladen vermittelst der Kandare.
3. Schultritt im Trabe: Renvers und Travers, während des Changirens auf zwei Hufschlägen.

4. Auf dem Zirkel: Die nämlichen Bewegungen.
5. Galopp, Contragalopp, während des Changirens mit Uebergang in den Trab.
6. Vervollkommnete leichte Versammlung.

21. Unterrichtsstunde.

1. Nachgeben der Kinnladen mit der Kandare (im Gange mit hohem Kopf).
2. Hohe Versammlung; Schultrab: Renvers und Travers.
3. Halt! Rückwärtstreten, vorrücken. (Die nämliche Bewegung mehrere Male wiederholt.)
4. Schultritt im Trabe: Halbe Volte und im Renvers weiter nach Beendigung der halben Volte. (Dies auf beiden Händen.)
5. Galopp: Auf gerader Linie. Contragalopp: Auf gerader Linie. Changiren durch die Bahn und beim Ankommen auf dem neuen Hufschlage Schritt und Abchangiren.
6. Halbe Volte im Galopp: Abchangiren beim Ankommen auf dem neuen Hufschlage.
7. Renvers: Im Galopp. (Dies auf beiden Händen.)
8. Zirkel im Galopp; Contragalopp auf dem Zirkel.
9. Im Schritt: Hohe Versammlung.

22. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der vorigen Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Galopp: Das „Doubler“ auf der langen Seite und Volte im Renvers; das Pferd wieder geradeaus stellen und auf demselben Fuss bleiben *(Redresser sur la même pied)*; dann Abchangiren.
3. Gewöhnliche Volte *(Volte ordinaire)* mit Renvers; dasselbe auf der anderen Hand.
4. Schritt.
5. Rechtsgalopp, Linksgalopp mit Abchangiren mit jedem dritten Sprung.
6. Schritt in vervollkommneter hoher Versammlung.
7. Vorbereitung zum Passagiren.

23. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der vorigen Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Zum Schluss noch mehr vervollkommnete hohe Versammlung.
3. Vorbereitung zum Passagiren.

24. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 22. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Die täglich vervollkommnete hohe Versammlung, um das Passagiren zu erlangen.

25. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung des in der 22. Unterrichtsstunde Erlernten.
2. Und zum Schluss noch verschärfte hohe Versammlung.

26., 27., 28., 29. und 30. Unterrichtsstunde.

1. Wiederholung der Arbeit aus der 22. Unterrichtsstunde; mehr und mehr verschärfte hohe Versammlung.
2. Passagiren; einige Tritte; beloben; wieder anfangen.

Brüssel, 5. Januar 1891.

Der Kommandant Adjutant-Major
F. de Hase.

Die Resultate waren ausgezeichnet, wie der nachstehende Brief bezeugt; auf Grund desselben richte ich an die unterzeichneten Herren hierdurch meinen verbindlichsten Dank:

Werther Herr Fillis!

In dem Augenblick, da Sie eine neue Ausgabe Ihrer „Abhandlung über die Grundsätze der Dressur und über die Reitkunst“ erscheinen lassen, halten wir es für angezeigt, Ihnen unsere Bewunderung zu bezeugen für die ausgezeichneten Grundzüge, welche Sie uns gelehrt haben.

Sie haben uns gelehrt, dass bei der Dressur des Pferdes vernünftige Energie und sieghafte Geduld sich sehr wohl vereinigen lassen.

Je mehr man sich von seiner Heftigkeit hinreissen liess, desto unzeitgemässer waren die, den Erfolgen verhängnissvollen Strafen.

Dank Ihrer Methode und Leitung haben wir es ferner in dreissig Unterrichtsstunden durchgesetzt, unsere — von Charakter ganz verschiedenen — Pferde vollkommen zurecht zu stutzen *(mettre)*, ohne dass auch nur eines derselben dadurch beschädigt worden wäre. Auch müssen wir anerkennen, dass die Grund-

sätze, welche von uns bisher befolgt wurden, weit entfernt waren, uns so schnelle und befriedigende Resultate zu liefern.

Wir haben uns, verehrter Herr Fillis, für verbunden gehalten, den Ihnen schuldenden Lobeserhebungen noch die zahlreichen Beweise von Bewunderung hinzuzufügen, die Ihnen überall entgegen gebracht sind, und wir bitten Sie, den Ausdruck unserer vorzüglichsten Gesinnungen entgegen zu nehmen.

Der Kommandant Adjutant-Major:
F. de Hase.

Der Kapitän Kommandant:
Lambert.

Kommandant Fivé.
Lieutenant Cec. Herz.
Kapitän de Formanoi.
Pr.-Lieutenant P. Biourge.
Lieutenant Le Grand.
Lieutenant Jeidels.
Kapitän Leclerq.
Lieutenant F. Docq.
Pr.-Lieutenant Comte Jean de Merod.
Pr.-Lieutenant M. d'Hespel.
Pr.-Lieutenant R. Pycke.
Pr.-Lieutenant Vanloquere.
Kapitän Bia.

Ich will noch bemerken, dass in Belgien Niemand noch auf die Idee gekommen ist, mir einen Vorwurf daraus zu machen, dass ich meine Pferde in einem (öffentlichen) Cirkus zeigte. Man erkennt – im Gegentheil – gerade in diesem Lande an, dass ein Cirkus der einzige Ort ist, wo die mit der Reitkunst verbundene Arbeit vorgenommen werden kann, und das es für einen Stallmeister, im (öffentlichen) Cirkus zu reiten eben so natürlich ist, als für einen lyrischen Künstler, sich in der Oper hören zu lassen, für einen Akademiker, das grüne Gewand anzulegen, um so unter der Kuppel des Instituts (der Académie française v. Z. O.) seine Rede zu stammeln. Ich kann zugleich hervorheben, das ich als Nichtmilitär in Brüssel keinem Misstrauen in militairischen Kreisen begegnet bin. Von einem Stallmeister muss man verlangen, dass er dasjenige

gründlich versteht, was lehren zu können, er Anspruch erhebt. Die Offiziere der Kavallerie aber sollen nicht nur die Reitkunst verstehen, sondern auch noch eine unendliche Anzahl anderer Dinge wissen, die ihnen nur sehr knappe Zeit lassen, die Wissenschaft der Reiterei bis zu den äussersten Grenzen zu betreiben. Daraus ergiebt sich mit Nothwendigkeit dass für jedes militärische Fach, Specialisten vorhanden sind. Ich glaube, dass ich in dieser Beziehung mit den Kavallerieoffizieren der Belgischen Armee, mit welchen ich die Ehre hatte, in Verbindung zu treten, getreulich eine und dieselbe Meinung vertrete.

INHALTS-VERZEICHNISS.

(Table des Matières.)

Seite

Widmung (*Dédicace*) . V

Vorwort (*Préface*) . VII

Vorwort zur dritten Auflage (*Préface de troisième édition*) . XIII

Erster Theil.

Pferd und Reiter.

(Cheval et l'homme.)

I. Das Pferd (*Le cheval*) . 3

II. Nahrung des Pferdes (*Nourriture du cheval*) 8

III. Der Scharfsinn des Pferdes (*Intelligence du cheval*) . . . 9

IV. Der Einfluss des menschlichen Blicks auf das Pferd (*Influence du regard de l'homme sur le cheval*) 11

V. Der Einfluss der menschlichen Stimme auf das Pferd (*Influence de la voix de l'homme sur le cheval*) 12

VI. Die Liebkosungen (*Les caresses*) 14

VII. Die Strafen (*Les corrections*) 15

VIII. Das Gebiss (die Zäumung) der Pferde (*Embouchure des chevaux*) . 17

IX. Die Martingal (*Le martingale*) 23

X. Der Sattel (*La selle*) . 25

XI. Die Bügel (*Les étriers*) . 26

XII. Die Peitsche (*La cravache*) 29

XIII. Die Sporen (*Les éperons*) 29

XIV. Der Sitz des Reiters (*Position du cavallier*) 30

XV. Der Sitz der Reiterin (*Position de l'amazone*) 39

Zweiter Theil.

Die einfache Reiterei.

(Équitation courante.)

I. Die Arbeit an der Longe (*Travail à la longe*) 53

II. Die Arbeit an der Hand; der Marsch vorwärts (*Travail rapproché; marche en avant*) 64

Seite

III. Das Indiehandstellen (die leichte Versammlung); — die Biegung (Beizäumung) auf gerader Linie (*La mise en main; — La flexion direct*) 69

IV. Hülfsmittel um ein Pferd folgsam zu machen beim Aufsitzen (*Moyen de rendre un cheval docile au montoir*) . 89

V. Zügelführung (-Haltung) (*Tenue des rênes*) 96

VI. Lehrmethode, dem Pferde die Nachgiebigkeit auf Schenkel und Sporen vermittelst der Peitsche beizubringen (*Manière d'apprendre au cheval à céder au jambes et à l'éperon au moyen de la cravache*) 100

VII. Das Pferd unter dem Reiter; die ersten Widersetzlichkeiten und die Mittel, solche zu bekämpfen (*Cheval monté, premières défenses, moyens de les combattre*) . 102

VIII. Der Schritt (*Le pas*) . 113

IX. Anhalten und Stillstehen (*arrêt et stationnement*) . . . 114

X. Wendungen (Directionsveränderungen) (*Changements de direction*) . 117

XI. Das seitliche Abbrechen (*Flexions latérales*) 125

XII. Wendungen (Drehungen) um Kruppe und Schultern auf der Vor- und Hinterhand (*Rotation de la croupe et des épaules*) . 135

XIII. Der Schultritt (*Pas d'école*) 148

XIV. Das Zurücktreten (Rückwärtsrichten) (*Reculer*) 149

XV. Das Beizäumen, die leichte Versammlung (das Indiehandstellen); — die hohe Versammlung; — der Reitertakt (*Le ramener, la mise en main; — le rassembler — le tact équestre*) 155

XVI. Das Seitwärtstreten und der Seitengang auf zwei Hufschlägen (*Pas de côté et deux pistes*) 171

XVII. Der Trab (*Le trot*) . 183

XVIII. Der Galopp (*Le galop*) . 196

XIX. Volten und Halbe Volten im Galopp (*Voltes et demi-voltes au galop*) . 208

XX. Das Abchangiren (*Changement de pied*) 212

XXI. Das Promenaden-(Reit-)Pferd (*Cheval de promenade*) 223

XXII. Furchtsame (schreckhafte) Pferde (*Chevaux peureux*) 239

XXIII. Pferde, welche mit dem Kopfe schlagen (*Chevaux qui battent à la main*) 246

XXIV. Pferde, welche durchgehen (*Chevaux qui s'emportent*) 248

XXV. Der Sprung (*Le saut*) . 256

Seite

XXVI. Flachrennen (*Courses plates*) 269
XXVII. Das Jagdpferd (*Le cheval de chasse*) 274
XXVIII. Das Truppen-(Soldaten-)Pferd (*Le cheval d'armes*) . 278

Dritter Theil.

I. Die hohe Schule (*Équitation savante*) 315
II. Der Spanische Schritt (*Pas espagnol*) 317
III. Pirouettiren in Renvers-Stellung auf drei Beinen (*Pirouette renversée sur trois jambes*) 329
IV. Pirouettiren in Renvers-Stellung und gewöhnliches Pirouettiren mit gekreuzten Beinen (*Pirouette renversée — et ordinaires — les pieds croisés*) 331
V. Das Zurücktreten ohne Zügelgebrauch (*Reculer sans rênes*) . 331
VI. Das Balancer der Vorhand (*Balancer de l'avant-main* 333
VII. Das Balancer der Hinterhand (*Balancer des hanches*). 335
VIII. Der Spanische Trab (*Trot espagnol*) 338
IX. Renvers im Galopp (*L'épaule en dedans au galop*) . . . 344
X. Pirouettiren im Galopp (*Pirouettes au galop*) 348
XI. Das Abchangiren im Galopp nach Tempo's (*Changement de pied au temps*) 351
XII. Das Abchangiren im Galopp auf der Stelle (*Changement de pied sur place*) 358
XIII. Piaffiren und Passagiren (*Piaffers et passages*) 359
XIV. Unterschied zwischen Passagiren und Spanischem Trab (*Différence entre le Passage et le trot espagnol*) . . . 380
XV. Schlangenlinien im Trabe (*Serpentine au trot*) 381
XVI. Galopp auf drei Beinen (*Galop sur trois jambes*) . . . 381
XVII. Passagiren rückwärts (*Passage en arrière*) 386
XVIII. Das ballotirende Piaffiren (Piaffiren im Schaukeltritt) (*Piaffer ballotté*) . 387
XIX. Galopp auf der Stelle; Galopp rückwärts (*Galop sur place; galop en arrière*) 390
XX. Neue Kunstgänge (*Airs d'école nouveaux*) 397
XXI. Das Damenschulpferd (*Cheval d'école pour dames*) . . . 399

Vierter Theil.

Erklärende Bemerkungen über Baucher (*Commentaires sur Baucher* . 403
Schlusssatz (*Conclusion*) . 423
Anhang (*Annexe*) . 427

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchbinderei
H. Pantele
8012 Riemerling/
Telefon 6 01 63

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fillis, James

Grundsätze der Dressur und Ueber die Reitkunst Ins Dt. übertr. v. M. von Zansen, gen. von der Osten

Berlin 1894

Gymn. 244 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11611910-0